

terra cognita

Schweizer Zeitschrift zu Integration und Migration
Revue suisse de l'intégration et de la migration
Rivista svizzera dell'integrazione e della migrazione

Potenzial
Potentiel
Potenziale



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Impressum

terra cognita
Schweizer Zeitschrift zu Integration und Migration
Revue suisse de l'intégration et de la migration
Rivista svizzera dell'integrazione e della migrazione

No. 27 Herbst/automne/autunno 2015

Herausgeberin/Editrice

Eidgenössische Kommission für Migrationsfragen EKM
Commission fédérale pour les questions de migration CFM
Commissione federale della migrazione CFM
Federal Commission on Migration FCM

Quellenweg 6, 3003 Bern-Wabern
Tel.: 058 465 91 16
E-Mail: ekm@ekm.admin.ch
Internet: www.terra-cognita.ch, www.ekm.admin.ch, www.migration-news.ch

Redaktion/Rédaction/Redazione

Elsbeth Steiner, Simone Prodolliet, Sylvana Béchon

Übersetzung/Traduction/Traduzione

Anne Wiernsperger (f), Sara Schneider (i), Katharina Belser & Trudy Keel (d)

Gestaltung/Graphisme/Grafica

bertschidesign, Zürich

Druck/Impression/Stampa

Cavelti AG, Gossau

Titelbild/Page de couverture/Pagina di copertina

Mit «fremden» Augen die Schweiz sehen.

Voir la Suisse avec d'autres yeux.

Uno sguardo nuovo sulla Svizzera.

Foto: Amanuel Gebrehiwet

Seite 10

Erscheint zwei Mal jährlich/Paraît deux fois par année/Esce due volte all'anno

Auflage/Tirage/Tiratura

10 000 Ex.

10.2015 10000 860348960

© EKM/CFM

Nachdruck von Beiträgen mit Quellenangabe erwünscht. Belegexemplar an die EKM.

Reproduction autorisée avec indication de la source. Remise d'un exemplaire à la CFM.

Ristampa autorizzata con indicazione della fonte. Consegna di un esemplare alla CFM.

Vertrieb/Distribution/Distribuzione

BBL, Verkauf Bundespublikationen, CH-3003 Bern

www.bundespublikationen.admin.ch

Art.-Nr. 420.900.27

Abonnement/Abbonamento

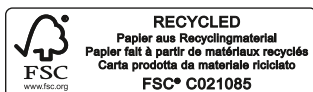
ekm@ekm.admin.ch

Preis/Prix/Prezzo: gratis

Die in den einzelnen Artikeln geäußerte Meinung muss sich mit derjenigen der EKM nicht decken.

Les points de vue exprimés dans les divers articles ne doivent pas forcément coïncider avec l'opinion de la CFM.

I punti di vista espressi nei diversi articoli non devono necessariamente corrispondere con l'opinione della CFM.



Potenzial Potential Potenziale

Editorial

Potenziale sehen – und die
Blickrichtung ändern.

Seite 4

Voir les potentiels
et changer d'angle de vue.

Page 6

Individuare i potenziali
e cambiare prospettiva.

Pagina 8

Illustrationen / Illustrations / Illustrazioni

Mit «fremden» Augen
die Schweiz sehen.

Voir la Suisse avec d'autres yeux.

Uno sguardo nuovo sulla Svizzera.

Ahmad Rezaei, Amanuel Gebrehiwet,

Mamadou Ndiyane, Michel Sié

Seite 10

Integrationspolitik und Potenziale

Muss Integration nützlich sein?

Walter Schmid

Seite 12

Dequalifizierung im Arbeitsmarkt

«Auf einmal war ich Maurergehilfe
und ich fragte mich:

Ist das wirklich wahr?»

Carole Berthoud

Seite 18

Migrantinnen im Arbeitsmarkt

Die Differenz wird zum

Leistungsausweis.

Nadia Baghdadi

Seite 22

Unentdeckte Begabungen

Erfolgreiche Migranten
in der Berufsbildung.

Margrit Stamm

Seite 26

L'immigration marocaine en Belgique

Offrir aux jeunes générations
des images d'identification positives.

Jamila Ben Azzouz

Page 32

Elina Duni

«Unsere Präsenz macht die Schweizer
anpassungsfähig.»

Simone Prodolliet

Seite 36

Lada Umstätter

Une passion russe pour l'art suisse.

Yves Genier

Page 38

Mehmet Yildirimli

Über den Tellerrand hinaus.

Gaby Fierz

Seite 40

Littérature

Les réponses sont toujours négatives.

Max Lobe

Page 42

Le Temps und Tages-Anzeiger

Welche Migration steht im
Schaufenster der Zeitungen?

Elsbeth Steiner

Seite 44

Un progetto di cittadinanza

attraverso il cinema

E le braccia diventarono uomini e donne.

Morena La Barba

Pagina 48

Tourismus und Identität

Ohne Internationalität kein Luzern!

Ruedi Meier

Seite 52

Letteratura

Wir sind hier – siamo qui.

Claudia Quadri

Pagina 56

Gründungszentrum Crescenda

Auf Augenhöhe in die Selbständigkeit.

Simone Prodolliet

Seite 58

Concours dans les écoles du Chablais

«Mon Grand-Père est un héros.

Ma Grand-Mère aussi ! »

Aude Monnat

Page 62

Le vivre ensemble au niveau local

«Communes sympas» :

une effervescence de potentiels !

Giuseppina Greco

Page 64

Maxim Theater

Wo Kompetenzen

zur Entfaltung kommen.

Simone Prodolliet

Seite 66

Breel Embolo

«Noch nie von Embolo gehört?

Das wird sich bald ändern.»

Elsbeth Steiner

Seite 68

Salahaden Bayazedi

Pour que les petits Kurdes puissent se
plonger dans le monde de «Heidi».

Santi Terol

Page 70

Le Bondy Blog

La saga d'un média en banlieue.

Alain Jeannot

Page 72

Neue deutsche Medienmacher

Eine Frau ist keine Schlampe,
und ein Migrant ist kein Fremder.

Sheila Mysorekar

Seite 74

Exemple de la Ville de Genève

Une politique publique pour valoriser
et reconnaître la diversité.

Hossam Adly

Page 78

Lehre für Erwachsene

Bildung ist Potenzial –
auf allen Lebensstufen.

Walter Leimgruber

Seite 82

Elizabeth Okisai

Vom Strassenkind zur Automatikerin.

Natalie Avanzino

Seite 86

Alban Imeri

Ein Schweizer-Mazedonier als
BDP-Hoffnung im Thurgau.

Harry Rosenbaum

Seite 88

Droit de vote en Suisse

Des citoyens potentiels par milliers !

Etienne Piguet

Page 90

Indische Secondos

«Sprichst Du Hindi?» –
die zweite Generation zwischen
Potenzial und Problem.

Rohit Jain

Seite 94

Les enfants issus de la mobilité internationale

Au-delà de la culture et du territoire.
La jeunesse globale.

Sandro Cattacin

Page 100

Ankommen in der postmigrantischen Gesellschaft

Im Wartesaal der Integration.

Kijan Espahangizi

Seite 104

Literatur

Literatur ohne Schubladendenken.

Catalin Dorian Florescu

Seite 110

Infothek

Infothèque

Infoteca

Potenzial

Potential

Potenziale

Seite 114

Ausblick / Aperçu / Scorcio

terra cognita 28

Religion in der Migrationsgesellschaft.

La religion dans la société

de migration.

La religione e la società delle migrazioni.

Seite 118

Potenziale sehen – und die Blickrichtung ändern.

Was verbindet *Alban Imeri*, *Breel Embolo*, *Elina Duni*, *Elizabeth Okisai*, *Lada Umstätter*, *Mehmet Yildirimli* und *Salahaden Bayazedi*? Zunächst einmal nicht viel. Sie üben verschiedene Berufe aus, sind unterschiedlichen Alters und wohnen in verschiedenen Teilen der Schweiz. Der Blick auf die Namen verweist indessen darauf, dass diese Menschen «nicht von hier» sind. Sie sind in die Schweiz eingewandert, oder ihre Eltern taten dies. Die deshalb naheliegende Gemeinsamkeit: Sie sind Menschen mit einer Migrationsgeschichte. Doch das ist eigentlich nur ein Aspekt unter anderen. Was diese Persönlichkeiten auszeichnet, ist nicht ihre Herkunft, sondern das, was sie können und was sie tun. In den Porträts begegnen uns Profis aus Musik, Literatur, Kulturvermittlung, Handwerk, Wirtschaftsförderung, Sport und Politik. Und sie zeigen, dass es keinen Sinn macht, Menschen auf ihre (ursprüngliche) Nationalität zu reduzieren.

Sichtbares und unsichtbares Potenzial

Mit Staunen hat die Schweizer Öffentlichkeit in diesem Jahr die Nachricht zur Kenntnis genommen, dass ab Mitte 2015 ein von der Elfenbeinküste stammender Manager die Geschicke einer hiesigen Grossbank leiten wird. Insgeheim mögen sich manche gedacht haben: «Was, ein Schwarzer? Kann der das?»

Mit solchen Haltungen konfrontiert sehen sich häufig Migrantinnen und Migranten, die trotz ihrer Qualifikationen einer Erwerbsarbeit nachgehen, die nichts mit ihrem erlernten Beruf zu tun hat. *Carole Berthoud* ist den Faktoren nachgegangen, die zu solcher Dequalifikation führen und listet mögliche Wege auf, entsprechende Situationen zu vermeiden. *Nadia Baghdadi*, die gut ausgebildete Frauen mit einem muslimischen Hintergrund zu ihren Erfahrungen befragt hat, berichtet über Entwicklungschancen und deren Grenzen für sie, die als «kulturell Andere» wahrgenommen werden. Während für manche Differenz ein Leistungsausweis sein kann, verkehrt sich diese bei anderen in den Nachteil, «schliesslich doch die Ausländerin» zu sein. *Margrit Stamm* kritisiert eine solche Sicht als Defizitperspektive. In ihrer Forschung über Migranten als Aufsteiger ist sie zum Schluss gekommen, dass das Leistungspotenzial von Jugendlichen unterer Sozialschichten deshalb nicht

zum Tragen kommen kann, weil man das Potenzial bei ihnen gar nicht erwartet, es infolgedessen nicht erkennt und auch nicht fördert. Deshalb brauche es gezielte Anstrengungen, um einen positiven Blick auf die gesamte Migrationsbevölkerung und nicht nur auf die Zuwanderungselite zu entwickeln. Dann wäre es auch für *Mwána*, den Protagonisten im Roman von *Max Lobe*, einfacher, einen Job zu finden.

Auch die Analyse von *Elsbeth Steiner*, welche die Titelseiten der Tagespresse auf migrationsbezogene Ereignisse ausgewertet hat, verweist auf die vorwiegend problembehaftete Sicht auf Migration. Eine andere Optik einzunehmen, wäre jedoch ein Gewinn nicht nur für die Betroffenen, wie dies *Jamila Ben Azzouz* am Beispiel marokkanischer Einwanderer in Belgien aufzeigt, sondern für die gesamte Gesellschaft, die auf Fachkräfte und Talente angewiesen ist. Man könnte sie finden; man müsste nur genauer hinsehen.

Jenseits des Nützlichen

Die aktuelle Debatte über die Nutzung des inländischen Potenzials bezieht sich, wenn auch nicht sehr explizit, auch auf das Potenzial von Migrantinnen und Migranten. Die Diskussion wird allerdings vor allem unter einem bestimmten Aspekt geführt: dem ökonomischen Nutzen. Mit Blick auf die Integrationspolitik stellt *Walter Schmid* die kritische Frage, unter welchen Bedingungen sich Potenziale jenseits des «Verwertbaren» überhaupt erkennen lassen. Ausserdem sei zu fragen, inwiefern die Integrationspolitik, wie sie derzeit angelegt ist, nicht zur Perpetuierung der Trennung zwischen ausländischer und einheimischer Bevölkerung beiträgt. Eine solche Zweiteilung zu überwinden, müsste jedoch das Ziel einer integrativen Gesellschaft, in der allen Mitgliedern mit oder ohne Migrationsgeschichte Wertschätzung entgegengebracht wird, sein.

Eine solche Perspektive einzunehmen, gelang etwa im Rahmen der Veranstaltungen der Kinoklubs, die in den 1960er- und 1970er-Jahren von italienischen Arbeitern und Intellektuellen ins Leben gerufen wurden und ein Schweizer Publikum anzogen, wie *Morena La Barba* beschreibt. Oder sie spiegelt sich in der Haltung der Stadtluzerner Bevölkerung, die auf die in-

ternationale Ausrichtung ihrer Stadt stolz ist und – wie *Ruedi Meier* betont – für eine Politik der Vielfalt einsteht. Auch andernorts in der Schweiz gibt es entsprechende Beispiele: *Claudia Quadri* schildert in ihrem literarischen Beitrag den Alltag und das Zusammenleben von Beschäftigten unterschiedlichster Herkunft in einer kleinen Pension im Tessin. Doch ist das Reden über Potenziale nicht ganz unproblematisch. *Rohit Jain* warnt vor den Fallstricken des ambivalenten Zusammenspiels von Problematisierung und Aufwertung von Migration: Auch Potenziale können unterschiedlich bewertet werden.

Neue Perspektiven eröffnen

Ahmad Rezai, Amanuel Gebrehiwet, Mamadou Ndiyané und Michel Sié, Asylsuchende in der Schweiz, ermöglichen einen etwas anderen Blick auf unser Land. Ausgestattet mit Kameras haben sie während drei Wochen «ihre» Schweiz fotografiert. Entstanden sind Bilder aus einer «fremden» Optik, die eine andere Sicht auf das Alltägliche hierzulande gestatten. Das Anliegen, andere Perspektiven einzunehmen, verfolgt auch eine Reihe von Initiativen. Stellvertretend für viele andere werden in dieser Ausgabe von *terra cognita* vier Projekte aus verschiedenen Teilen der Schweiz vorgestellt.

Das *Gründerinnenzentrum Crescenda* in Basel richtet sich explizit an Migrantinnen, die sich beruflich selbständig machen wollen. Getragen von der Überzeugung, dass jede Migrantin spezifische Kompetenzen und Kenntnisse mitbringt, widmet sich das Gründerinnenzentrum mit einem Empowerment-Ansatz der Förderung eingewanderter Frauen. Beim Projekt mit dem Titel *Mon grand-père est un héros – ma grand-mère aussi!* gingen 6000 Schülerinnen und Schüler aus dem Chablais den Geschichten ihrer Grosseltern nach. Das Fazit von *Aude Monnat*, der Initiantin des Projekts: Die Kinder – drei von vier haben mindestens einen Eltern- oder Grosselternteil, der in die Schweiz eingewandert ist – wurden sich des Reichtums und der Vielfalt ihrer Familiengeschichten bewusst. Auch bei den *Communes sympas* geht es um die Anerkennung von Potenzialen, wie *Giuseppina Greco* ausführt. Im Kanton Freiburg beteiligen sich sechs Gemeinden an einem Pilotprojekt, das gemeinsames Handeln von Bürgerinnen und Bürgern und die Valorisierung vorhandener Ressourcen ins Zentrum kommunaler Politik stellt. Die Berücksichtigung und Wertschätzung mitgebrachter Fähigkeiten steht beim *Maxim-Theater* in Zürich ebenfalls an erster Stelle: Seit 2006 entwickeln interkulturell zusammengesetzte Gruppen in einem partizipativen Prozess Theaterstücke und bringen die eigenen Migrationserfahrungen einem interessierten Publikum nahe.

Anerkennung und Wertschätzung

Menschen als Subjekte mit einem eigenen Standpunkt ernst zu nehmen, das war der Grundgedanke, als sich das Wochenmagazin *L'Hebdo* 2005 entschloss, die Berichterstattung über die

Auseinandersetzungen in den Pariser Banlieues nicht vom Schreibtisch der Redaktionsstube, sondern direkt von den Strassen von Bondy aus zu betreiben. *Alain Jeannet*, Chefredaktor des Magazins, zeigt auf, wie wichtig es war, die «Betroffenen» selber sprechen zu lassen. *Sheila Mysorekar* von den Neuen deutschen Medienmachern ihrerseits berichtet darüber, wie diskriminierungsfreie Berichterstattung in den Medien umgesetzt werden kann. Diversität als Reichtum zu verstehen, ist auch der Ansatz der Stadt Genf, die sich ein Sechs-Punkte-Programm für ihre kommunale Politik gegeben hat, die – wie *Hossam Adly* herausstreicht – als eine transversale Angelegenheit zu verstehen ist.

Auch in den Bereichen, auf die die Schweiz zu Recht stolz ist, liesse sich Neues denken. *Walter Leimgruber* plädiert dafür, das Bildungswesen im Hinblick auf die grossen Herausforderungen, die eine globalisierte Welt mit sich bringt, neu darauf auszurichten, dass die Förderung von Potenzialen eine Daueraufgabe sein muss. *Etienne Piguet* erinnert daran, dass demokratische Entscheidungsverfahren auf längere Sicht auch von all denjenigen mitgetragen werden müssten, die über keine formalen politischen Rechte verfügen.

Wider das Denken in Schubladen

Alban Imeri, Breel Embolo, Elina Duni, Elizabeth Okisai, Lada Umstätter, Mehmet Yildirimli und Salahaden Bayazedi: Sie haben es geschafft, Anerkennung für ihre Leistungen zu erhalten, selbst wenn sie teilweise Hürden zu überwinden hatten. Die Porträts zeigen auf, dass manchmal auch glückliche Zufälle dafür sorgen, erfolgreich zu sein. Nicht alle können jedoch auf solche zählen, und es ist im Interesse der Gesamtgesellschaft, Hindernisse aus dem Weg zu räumen. Denn – so *Sandro Cattacin*: Die Schweiz kann von Menschen, die über Migrationserfahrung verfügen und gelernt haben, sich in unterschiedlichen Welten zu bewegen, zwischen verschiedenen Positionen zu vermitteln oder Netzwerke miteinander zu verbinden, durchaus profitieren – und dies nicht nur in wirtschaftlicher Hinsicht. In diesem Sinne ist die Unterstützung selbstbewussten Auftretens – wie dies *Kijan Espahangizi* vor macht – ein Gewinn für alle. Und nicht zuletzt kann der Blick auf eine Schweiz, die es nicht nötig hat, die Bevölkerung nach Einheimischen und Zugewanderten zu strukturieren, einen wirklichen Perspektivenwechsel veranlassen. Der literarische Beitrag von *Catalin Dorian Florescu* beweist, wie absurd ein Denken in Schubladen ist.

Simone Prodolliet ist Ethnologin und Geschäftsführerin der Eidgenössischen Kommission für Migrationsfragen EKM.

Voir les potentiels et changer d'angle de vue.

Qu'ont en commun *Alban Imeri*, *Breel Embolo*, *Elina Duni*, *Elizabeth Okisai*, *Lada Umstätter*, *Mehmet Yildirimli* et *Salahaden Bayazedi*? A première vue, pas grand chose. Ces personnes exercent des métiers différents, sont d'âges différents et habitent des régions différentes de Suisse. Mais il suffit de voir leurs noms pour comprendre qu'elles ne sont « pas d'ici ». Elles ou leurs parents ont immigré en Suisse. D'où cette déduction logique : leur histoire est liée à la migration. Mais ce n'est qu'un aspect parmi d'autres. Car ce qui les distingue, ce n'est pas leur origine, mais ce qu'elles savent faire et ce qu'elles font. Ces portraits nous ont permis de rencontrer des professionnels de la musique, de la littérature, de la médiation culturelle, de l'artisanat, de la promotion économique, du sport et de la politique qui sont autant de preuves que réduire des personnes à leur nationalité (d'origine) n'a aucun sens.

Potentiel visible et invisible

Quel ne fut pas l'étonnement en Suisse à l'annonce, en milieu d'année 2015, de l'arrivée d'un dirigeant originaire de Côte d'Ivoire à la tête d'une grande banque suisse. Intérieurement, certains ont dû penser : « Quoi, un Noir ? En est-il vraiment capable ? »

Les migrants sont souvent confrontés à de telles attitudes, même lorsque leurs qualifications sont nettement supérieures à l'emploi qu'ils occupent. *Carole Berthoud* a analysé les facteurs qui conduisent à une telle déqualification et avancé des pistes pour éviter de telles situations. *Nadia Baghdadi* a quant à elle interrogé des femmes d'origine musulmane ayant fait des études. Sur la base de leurs expériences, elle dresse un état des lieux des perspectives d'évolution et de leurs limites pour celles qui sont perçues comme « culturellement différentes ». Et alors que certaines considèrent cette différence comme un plus, d'autres estiment au contraire être un inconvénient le fait de « finalement rester une étrangère ». *Margrit Stamm* dénonce pour sa part un tel point de vue qui équivaut à une logique d'exclusion. Ses recherches sur les migrants en tant que jeunes talents l'ont menée à la conclusion que le potentiel des jeunes issus des couches sociales inférieures ne peut être exploité, car personne ne s'attend à ce qu'ils aient un potentiel, si bien qu'il

n'est ni détecté, ni encouragé. Aussi plaide-t-elle en faveur d'incitations ciblées pour qu'un regard positif soit porté sur toute la population issue de l'immigration et qu'il ne se focalise pas sur l'élite. Il serait ainsi plus facile aussi pour Mwána, le personnage central du roman de *Max Lobe*, de trouver un emploi.

Dans son analyse qui a porté sur les premières pages de la presse quotidienne consacrées aux événements liés à la migration, *Elsbeth Steiner* montre que le sujet est principalement traité sous l'angle des problèmes liés à la migration. Or, elle estime qu'un changement de perspective serait bénéfique non seulement aux principaux intéressés, mais aussi, comme l'a montré *Jamila Ben Azzouz* en prenant l'exemple des immigrants marocains en Belgique, à la société toute entière qui a besoin de main-d'œuvre et de talents. Il suffirait donc de changer de regard pour les trouver.

Au-delà de l'utile

Les débats actuels sur l'utilisation du potentiel disponible dans le pays portent, même si ce n'est pas de manière explicite, aussi sur la question du potentiel des migrants. Force est en outre de constater que les discussions sont presque toujours menées sous l'angle de l'intérêt économique. Avec en toile de fond la politique d'intégration, *Walter Schmid* s'interroge sur les conditions dans lesquelles des potentiels peuvent être identifiés au-delà du « valorisable » et se demande dans quelle mesure la politique d'intégration actuelle n'entretient pas le clivage entre la population étrangère et la population suisse. Pour surmonter cette dichotomie, il est d'avis qu'il faudrait parvenir à une société d'inclusion, dans laquelle chacun de ses membres serait considéré à sa juste valeur, qu'il soit ou non issu de la migration.

Se placer dans une telle perspective, c'est ce qui fut fait dans le cadre des représentations des ciné-clubs créés dans les années 1960 et 1970 par des travailleurs et intellectuels italiens et qui ont attiré un public suisse, comme le raconte *Morena La Barba*. Elle se reflète aussi dans l'attitude de la population lucernoise, très fière de l'ouverture sur l'international de sa ville

et favorable à une politique de la diversité, comme le souligne *Ruedi Meier*. On trouve d'autres exemples similaires ailleurs en Suisse: *Claudia Quadri* décrit dans son texte littéraire le quotidien et la vie en communauté de travailleurs de diverses origines dans une petite pension du Tessin. Mais parler des potentiels est loin d'être facile. *Rohit Jain* met en garde contre les pièges de l'interaction ambivalente entre le phénomène problématique et la valorisation de la migration: les potentiels peuvent eux aussi être diversement évalués.

Ouvrir de nouvelles perspectives

Ahmad Rezai, Amanuel Gebrehiwet, Mamadou Ndiyane et Michel Sié, requérants d'asile en Suisse, nous offrent un regard différent sur notre pays. Equipés d'appareils photos, ils ont pris pendant trois semaines des clichés de «leur» Suisse. Ces images nées d'un regard «extérieur» nous permettent de voir le quotidien dans notre pays de manière différente. La volonté d'adopter d'autres perspectives s'inscrit dans un ensemble d'initiatives. La présente édition de *terra cognita* présente quatre projets menés dans diverses régions de Suisse.

Le *Gründerinnenzentrum Crescenda*, situé à Bâle, s'adresse expressément aux migrantes qui souhaitent se mettre à leur compte. Porté par la conviction que chaque migrante arrive avec son bagage de compétences et connaissances, Crescenda s'est fixé pour mission de soutenir les migrantes qui désirent créer leur propre entreprise. Dans le cadre du projet *Mon grand-père est un héros – ma grand-mère aussi!*, 6000 élèves du Chablais ont remonté, avec leurs grands-parents, le fil de leur histoire. *Aude Monnat*, l'initiatrice de ce projet, se réjouit de constater que les enfants, dont trois quarts ont au moins un grand-parent ou parent qui a immigré en Suisse, ont découvert la richesse et la diversité de leurs histoires familiales. Citons également l'initiative *Communes sympas* qui vise à mettre en lumière des potentiels, comme l'explique *Giuseppina Greco*. Ainsi, six communes du canton de Fribourg ont participé à un projet pilote qui place la participation citoyenne et la valorisation des ressources locales au centre de la politique communale. Enfin, mettre à profit et valoriser les capacités sont deux des missions que s'est donné le *Maxim Theater*, à Zurich. Depuis 2006, des groupes interculturels montent de manière participative des pièces de théâtre qui leur permettent de présenter à un public intéressé leurs expériences personnelles de migrants.

Reconnaissance et valorisation

Considérer les gens comme des sujets ayant leur propre point de vue, telle était l'idée qui sous-tendait l'initiative journalistique lancée en 2005 par le magazine *L'Hebdo*, lorsqu'il a décidé d'envoyer des journalistes de la rédaction dans les rues de Bondy pour tenter de comprendre le malaise des banlieues parisiennes. *Alain Jeannet*, rédacteur en chef de l'hebdomadaire,

nous fait comprendre à quel point il est important de donner la parole aux «premiers concernés». *Sheila Mysorekar*, membre de l'association «Neue deutsche Medienmacher e.V.», nous explique quant à elle comment venir à bout de la discrimination dans les médias. Considérer la diversité comme une richesse, tel est également le credo de la ville de Genève, qui a élaboré pour sa politique communale un programme en six points qui, comme le souligne *Hossam Adly*, s'entend comme une démarche transversale.

De nouvelles pistes de réflexion pourraient s'ouvrir, même dans les secteurs qui font, à raison, la fierté de la Suisse. *Walter Leimgruber* plaide pour une refonte du système éducatif, de manière à l'adapter aux grands défis posés par notre monde globalisé et à encourager les potentiels dans la durée. *Etienne Piguët* rappelle pour sa part que les processus de décision démocratiques devraient à terme être portés aussi par ceux qui ne disposent pas de droits politiques formels.

Contre la pensée compartimentée

Alban Imeri, Breel Embolo, Elina Duni, Elizabeth Okisai, Lada Umstätter, Mehmet Yildirimli et Salahaden Bayazedi ont réussi à obtenir la reconnaissance de leurs réussites, même s'ils ont pour cela dû surmonter des obstacles. Leurs portraits montrent que de heureux hasards contribuent parfois au succès. Tous ne peuvent cependant pas compter sur un coup de pouce du destin et il est dans l'intérêt de la société dans son ensemble d'éliminer les obstacles. Et *Sandro Cattacin* de préciser que pour la Suisse, les personnes issues de la migration et qui ont appris à évoluer dans des mondes différents, à servir de médiateur entre des positions divergentes ou encore à constituer des réseaux entre eux, peuvent être une richesse, et pas seulement d'un point de vue économique. A cet égard, encourager l'affirmation de soi, comme le fait *Kijan Espahangizi*, est bénéfique pour tous. Enfin, le regard sur une Suisse qui n'a pas besoin de structurer la société avec la population autochtone d'un côté et les étrangers de l'autre, peut enclencher un réel changement de perspective. D'ailleurs, le texte littéraire de *Catalin Dorian Florescu* montre à quel point une pensée compartimentée est absurde.

Simone Prodolliet est ethnologue et dirige le Secrétariat de la Commission fédérale pour les questions de migration CFM.

Individuare i potenziali e cambiare prospettiva.

Che cosa accomuna *Alban Imeri*, *Breel Embolo*, *Elina Duni*, *Elizabeth Okisai*, *Lada Umstätter*, *Mehmet Yildirimli* e *Salahaden Bayazedi*? A prima vista poco o nulla. Fanno mestieri diversi, hanno età diverse e vivono in parti diverse della Svizzera. Dai loro nomi, però, si capisce che «non sono di qui». Loro o i loro genitori sono immigrati in Svizzera. Il punto che evidentemente li accomuna è quindi il fatto di avere alle spalle una storia di migrazione. Ma questo è soltanto un aspetto. Ciò che caratterizza queste persone non sono le loro origini ma il loro sapere e la loro attività. I ritratti ci presentano dei professionisti del mondo della musica, della letteratura, della mediazione culturale, dell'artigianato, della promozione economica, dello sport e della politica, palesando tutta l'assurdità del voler ridurre le persone alla propria nazionalità (d'origine).

Potenziale visibile e invisibile

L'opinione pubblica svizzera ha appreso con stupore che dalla metà dell'anno 2015 un manager originario della Costa d'Avorio avrebbe guidato le sorti di una delle maggiori banche elvetiche. Qualcuno segretamente si sarà chiesto: «Un Nero? Ma sarà all'altezza?»

I migranti hanno spesso a che fare con reazioni del genere, anche quando le loro qualifiche sono nettamente superiori al lavoro che svolgono. *Carole Berthoud* s'interroga sulle cause del fenomeno di dequalifica che colpisce molti migranti e propone alcune strategie per evitare questa situazione. *Nadia Baghdadi* ha interrogato al riguardo alcune donne di appartenenza musulmana professionalmente qualificate. Sulla base delle loro esperienze illustra le opportunità di sviluppo ma anche i limiti posti allo sviluppo di queste donne percepite come «culturalmente diverse». Se in alcuni casi la differenza è considerata una prova delle prestazioni che queste migranti hanno dovuto fornire per farsi un posto nella società, in altri è invece vista come uno svantaggio e la persona è ridotta al solo status di «straniera». *Margrit Stamm* deplora questa prospettiva societale, che considera deficitaria. Nella sua ricerca riguardante i migranti che raggiungono posizioni di spicco nella nostra società è giunta alla conclusione che il potenziale dei giovani appartenenti ai ceti sociali inferiori resta inutilizzato proprio e

soltanto perché non ci si aspetta da loro che abbiano un potenziale. A fronte di un tale atteggiamento è impossibile che un qualsivoglia potenziale venga individuato e tanto meno incoraggiato. Occorrono pertanto sforzi mirati per guardare con occhio positivo all'insieme della popolazione migrante e non unicamente alla sua élite. In questo modo anche Mwána, il protagonista del romanzo di *Max Lobe*, troverebbe più facilmente un lavoro.

Anche l'analisi di *Elsbeth Steiner*, che ha posto sotto la lente le prime pagine dei quotidiani su eventi riguardanti la migrazione, parla di una visione della migrazione connotata negativamente (la migrazione, cioè, vista principalmente in chiave problematica). Cambiare ottica non sarebbe tuttavia nel solo interesse dei migranti ma dell'intera società, la quale ha bisogno di manodopera e di talenti: è quanto dimostra *Jamila Ben Azzouz* basandosi sull'esempio degli immigrati marocchini in Belgio. Se soltanto ci si desse la pena di guardare si vedrebbe che i talenti ci sono eccome!

Oltre l'utile

Il dibattito attuale attorno allo sfruttamento del potenziale della manodopera svizzera si riferisce, sebbene in maniera poco esplicita, anche al potenziale dei migranti. Il focus, tuttavia, è posto in primo luogo sull'aspetto economico. Con uno sguardo alla politica dell'integrazione, *Walter Schmid* chiede con spirito critico a quali condizioni il potenziale sia in qualche modo riconoscibile oltre il suo aspetto direttamente «sfruttabile». Si chiede anche fino a che punto la politica d'integrazione qual è praticata oggi non concorra a perpetuare la divisione tra popolazione straniera e indigena. Ora, sormontare questa spaccatura sarebbe precisamente lo scopo di una società integrativa in cui ciascuno goda della giusta considerazione, a prescindere dal proprio passato migratorio o no.

È proprio in questa prospettiva che negli anni 1960 e 1970 sono nati i Cineclub, frutto di un'iniziativa congiunta di un gruppo di lavoratori italiani e di intellettuali che, come illustrato da *Morena La Barba*, ha saputo interessare anche un pubblico indigeno. La medesima visione si riscontra anche nella popola-

zione della città di Lucerna, che va fiera della propria dimensione internazionale e che, come rilevato da *Ruedi Meier*, si adopera a favore di una politica pluralista. Ci sono altri esempi un po' in tutta la Svizzera: nel suo contributo letterario, *Claudia Quadri* descrive la realtà e la coabitazione quotidiana di persone di origini diverse in una piccola pensione ticinese. Il discorso sui potenziali può tuttavia essere problematico: *Rohit Jain* mette in guardia contro i possibili tranelli di una visione ambivalente della migrazione considerata come fenomeno problematico e, al tempo stesso, da rivalutare. Anche i potenziali possono essere considerati secondo connotazioni diverse.

Aprire nuove prospettive

Ahmad Rezai, *Amanuel Gebrehiwet*, *Mamadou Ndiyané* e *Michel Sié*, richiedenti l'asilo in Svizzera, ci propongono una visione diversa del nostro Paese. Durante tre settimane hanno immortalato la «loro» Svizzera, ritraendo in fotografie una visione nuova della realtà quotidiana del nostro Paese. La volontà di adottare prospettive nuove ha dato vita anche ad altre iniziative: a titolo di esempio, *terra cognita* presenta quattro progetti realizzati in diverse parti della Svizzera.

Il *Gründerinnenzentrum Crescenda* di Basilea si rivolge espressamente alle lavoratrici migranti che desiderano mettersi in proprio. L'attività del centro si fonda sulla convinzione che ogni donna migrante porta con sé competenze e conoscenze specifiche. Su tale base sostiene le migranti affinché possano avviare un'attività lucrativa indipendente. Nel quadro del progetto *Mon grand-père est un héros – ma grand-mère aussi!* 6000 allievi delle scuole del Chablais si sono interessati alla storia dei loro nonni. Questa la conclusione di *Aude Monnat*, ideatrice del progetto: i bambini – tre su quattro hanno almeno un genitore o un nonno immigrato – hanno preso coscienza della ricchezza e delle molteplici sfaccettature delle loro storie familiari. Anche il progetto *Communes sympas* è finalizzato a valorizzare i potenziali, come spiega *Giuseppina Greco*. Sei Comuni friborghesi partecipano a un progetto pilota che pone al centro della politica comunale l'azione congiunta dei cittadini e la valorizzazione delle risorse disponibili. Considerazione e valorizzazione delle capacità individuali sono parimenti in primo piano al *Maxim Theater* di Zurigo: dal 2006, gruppi di persone di culture diverse creano pièces di teatro in un approccio partecipativo, rendendo partecipe delle loro esperienze migratorie un pubblico interessato.

Riconoscimento e considerazione

Prendere le persone sul serio considerandole come soggetti aventi ciascuno un proprio punto di vista: era questa l'idea di base del settimanale «L'Hebdo» quando nel 2005 decise di redigere gli articoli sui disordini nelle banlieues parigine non già sulle scrivanie della redazione ma direttamente per le strade di

Bondy. *Alain Jeannet*, redattore capo della rivista, spiega come fosse importante dare la parola ai diretti interessati. *Sheila Mysorekar* dei «Neue deutsche Medienmacher» illustra dal canto suo come impostare i contributi dei media in maniera non discriminante. Concepire la diversità come un arricchimento: questo l'approccio della città di Ginevra, dotata di un programma in sei punti per la politica comunale che, come sottolinea *Hossam Adly*, va intesa in un'ottica trasversale.

È possibile adottare prospettive nuove anche in settori di cui la Svizzera, a giusto titolo, va fiera. *Walter Leimgruber* chiede che il sistema educativo venga reimpostato, alla luce delle grandi sfide della globalizzazione, facendo della promozione dei potenziali un compito permanente. *Etienne Piguet* ricorda che, sul lungo periodo, i processi decisionali democratici devono riscuotere consenso anche tra coloro che non dispongono di diritti politici formali.

No a un approccio compartimentato!

Alban Imeri, *Breel Embolo*, *Elina Duni*, *Elizabeth Okisai*, *Lada Umstätter*, *Mehmet Yildirimli* e *Salahaden Bayazedi* hanno ottenuto il giusto riconoscimento delle loro prestazioni, pur dovendo per questo superare alcuni ostacoli. Dai loro ritratti emerge come spesso il successo è anche questione di fortuna. Ma la fortuna, come si sa, è aleatoria, per cui è compito della società – ed è anche nel suo interesse – abbattere gli ostacoli sul cammino dei migranti. Giacché, come dice *Sandro Cattacin*, la Svizzera può trarre grandi benefici – e non solo economici! – dal contributo di persone che grazie alla loro esperienza migratoria hanno imparato a muoversi in mondi del tutto diversi tra loro, a fare da mediatrici tra posizioni divergenti o a creare reti di contatti. In quest'ottica, come illustrato da *Ki-jan Espahangizi*, tutti hanno qualcosa da guadagnare da un approccio propizio all'autoaffermazione. E poi, mirare a una Svizzera che non senta più il bisogno di strutturare la propria popolazione secondo categorie come «indigeni» e «immigrati» può indurre un vero cambiamento di prospettiva: il contributo letterario di *Catalin Dorian Florescu* dimostra tutta l'assurdità di un approccio compartimentato.

Simone Prodolliet è etnologa e responsabile della Segreteria della Commissione federale della migrazione CFM.

Mit «fremden» Augen die Schweiz sehen.

Üblicherweise stehen Asylsuchende im Fokus der Medien und der Bevölkerung. Der Pflegefachmann und Student der Geschichte Gabriele Gariglio und die Kulturschaffende Flurina Stuppan aus Luzern wollten mit ihrem Projekt «Interchange» den Spiess umdrehen: Wie sehen Asylsuchende uns? Sie haben Asylsuchende angefragt, die Schweiz zu fotografieren. Am Projekt beteiligt haben sich schliesslich vier Männer zwischen 20 und 40 Jahren aus Eritrea, Afghanistan, Senegal und der Elfenbeinküste ohne Fotografie-Erfahrung. Nach einer Einführung durch Flurina Stuppan hatten die vier Asylsuchenden drei Wochen Zeit, ihre Sicht auf die Schweiz mit der Kamera festzuhalten. Die Fotos entstanden im Sommer und Herbst 2014. Eine Auswahl der Bilder war von Februar bis April 2015 in der Stadtbibliothek Luzern zu sehen und erntete grosse mediale Aufmerksamkeit.

Der Blick der vier Asylsuchenden auf «ihre» Schweiz resultiert in ganz unterschiedlichen Zugangsweisen. Mamadou Ndiaye aus Senegal hat den Alltag in einem Asylzentrum dokumentiert, Ahmad Rezai aus Afghanistan zeigt uns «sein» etwas anderes Luzern, Michel Sié von der Elfenbeinküste ist extra nach Genf gereist; für ihn verkörpert das international ausgerichtete Genf die Schweiz. Amanuel Gebrehiwet aus Eritrea schliesslich hat versucht, die «Zeit» als Teil der Schweizer Kultur fotografisch einzufangen. Die Aussenperspektive ermöglicht dem Betrachter, der Betrachterin, die Schweiz einmal anders zu sehen. Zwei der Asylsuchenden wohnen im Kanton Luzern; zwei von ihnen mussten die Schweiz verlassen.

Voir la Suisse avec d'autres yeux.

Les requérants d'asile sont un sujet récurrent dans les médias et la population. L'infirmier et étudiant en histoire Gabriele Gariglio ainsi que la photographe Flurina Stuppan, tous deux de Lucerne, ont voulu renverser la perspective au travers de leur projet baptisé «Interchange»: Comment les demandeurs d'asile nous voient-ils? Ils ont ainsi demandé à un certain nombre d'entre eux de photographier la Suisse. Ont finalement participé à ce projet quatre hommes âgés de 20 à 40 ans, originaires d'Erythrée, d'Afghanistan, du Sénégal et de Côte d'Ivoire, qui n'avaient aucune expérience en matière de photographie. Après avoir reçu quelques notions de base de la part de Flurina Stuppan, ces quatre photographes en herbe ont eu trois semaines au cours de l'été et de l'automne 2014 pour immortaliser avec leur appareil leur vision de la Suisse. Une sélection de leurs clichés a fait l'objet d'une exposition à la Bibliothèque municipale de Lucerne, de février à avril 2015, qui a rencontré un large écho médiatique.

La vision proposée par ces quatre requérants d'asile de «leur» Suisse se traduit par des approches très différentes. Ainsi, le Sénégalais Mamadou Ndiaye a choisi de montrer le quotidien dans un centre d'asile, tandis qu'Ahmad Rezai, originaire d'Afghanistan, nous montre «sa» Lucerne un peu décalée. L'Ivoirien Michel Sié a quant à lui tenu à se rendre à Genève, ville tournée vers l'international qui incarne à ses yeux la Suisse. Enfin, l'Erythréen Amanuel Gebrehiwet a essayé de capturer par l'image le «temps», qui représente pour lui une composante de la culture suisse. Ce regard extérieur porté sur la Suisse permet de voir notre pays d'une manière unique et différente. Ajoutons enfin que deux de ces demandeurs d'asile vivent dans le canton de Lucerne, les deux autres ayant dû quitter la Suisse.

Uno sguardo nuovo sulla Svizzera.

Gli occhi dei media e della popolazione sono costantemente puntati sui richiedenti l'asilo. Gabriele Gariglio, infermiere e studente in storia e Flurina Stuppan, attiva sulla scena culturale lucernese, hanno deciso di invertire i ruoli: nel quadro del loro progetto «Interchange» hanno dato la possibilità ai richiedenti l'asilo di puntare gli occhi, o meglio l'obiettivo, su di noi. L'idea era di invitare alcuni richiedenti l'asilo a fotografare la Svizzera. Quattro uomini tra i 20 e i 40 anni provenienti da Eritrea, Afghanistan, Senegal e Costa d'Avorio hanno risposto all'invito. Nessuno di loro vantava una particolare esperienza in veste di fotografo. Dopo essere stati introdotti a quest'arte da Flurina Stuppan, i quattro hanno avuto tre settimane per immortalare la loro visione della Svizzera. Le fotografie sono state scattate durante l'estate e l'autunno 2014. Una selezione è stata esposta alla Biblioteca comunale di Lucerna dal febbraio all'aprile 2015, riscuotendo un ampio interesse da parte dei media.

La visione dei quattro richiedenti l'asilo sulla «loro» Svizzera si declina in quattro approcci del tutto diversi tra loro. Mamadou Ndiaye, Senegal, ha realizzato un reportage sulla realtà quotidiana di un centro per richiedenti l'asilo. Ahmad Rezai, Afghanistan, ha catturato in immagini la sua visione di una Lucerna leggermente diversa. Michel Sié, Costa d'Avorio, si è recato appositamente a Ginevra: per lui, infatti, la città internazionale incarna l'intera Svizzera. Amanuel Gebrehiwet, Eritrea, ha tentato di immortalare il «tempo» quale componente della cultura Svizzera. Questa visione esterna della Svizzera consente all'osservatore di portare uno sguardo diverso sul Paese. Due dei quattro richiedenti che hanno partecipato al progetto risiedono nel Cantone di Lucerna mentre gli altri due hanno dovuto lasciare la Svizzera.



Foto Amanuel Gebrehiwet

Muss Integration nützlich sein?

Wenn von Migration und Potenzial die Rede ist, dann steht meist der wirtschaftliche Nutzen im Vordergrund. Die Beteiligung der Migrantinnen und Migranten am Erfolg der Schweiz ist grundsätzlich unbestritten. Doch wie kommen alle die anderen kulturellen, politischen, gesellschaftlichen Potenziale zur Geltung? Werden sie erkannt und anerkannt? Werden sie von den aktuellen Integrationsfördermassnahmen erfasst? *terra cognita* hat einen der besten Kenner und Mitgestalter der Schweizer Integrationsgeschichte, Walter Schmid, gebeten, sich dazu Gedanken zu machen.

Wer sich Gedanken zum Potenzial der Zugewanderten jenseits des Utilitaristischen macht, gerät in nicht unerhebliche Schwierigkeiten. Haben wir nicht jahrelang den Nutzen der Migration für die Schweiz und ihre wirtschaftliche Entwicklung beschworen, die kulturelle Vielfalt als Gewinn für die Gesellschaft ins Licht gerückt und die erfolgreiche Integration als den Schlüssel zur vollen Entfaltung dieser Potenziale erklärt? Über die Potenziale jenseits des ökonomisch Verwertbaren und der Nützlichkeit haben wir uns dabei wenig Gedanken gemacht. Das war auch kaum gefragt. Und wenn ich mir jetzt dazu Gedanken mache, tauchen plötzlich Fragen auf, die ich mir so noch nicht gestellt habe: Unter welchen Bedingungen lassen sich Potenziale jenseits des Verwertbaren überhaupt erkennen? Unter welchen Voraussetzungen entwickeln sie sich? Und was haben sie mit Integration zu tun? Ausgangspunkt ist dabei die Feststellung, dass der Nutzen, den die Schweiz aus der Migration gezogen hat, eine wichtige Voraussetzung dafür war, dass heute ein relativ breiter Integrationskonsens besteht. Als kritische Frage schliesst sich an, ob sich Potenziale jenseits des Nützlichen überhaupt erkennen und einsetzen lassen, solange die Integrationsthematik im Zentrum der politischen Debatten steht, und ob diese nicht zur Perpetuierung der Trennung zwischen ausländischer und schweizerischer Be-

völkerung beiträgt. Was schliesslich, wenn sich unser lineares Integrationsverständnis immer weniger mit den Lebenswelten und Biografien der Zugewanderten deckt und Potenziale so nicht oder zu spät erschlossen werden?

In der Schweiz hat sich seit der Jahrhundertwende ein Paradigma-Wechsel vollzogen: Die Ausländer- und Asylpolitik der Jahrzehnte davor fusionierte fast unmerklich zur Migrationspolitik, und damit erhielt die Integration einen neuen Stellenwert. Die Integrationsförderung wird heute als Bundesaufgabe anerkannt. Zwar blieb die Zulassungspolitik weiterhin eine wichtige Komponente der Migrationssteuerung, doch mit der Personenfreizügigkeit verlor sie massgeblich an Wirkkraft. Während der politische Diskurs weiterhin von der Begrenzung der Zuwanderung bzw. der «Massenzuwanderung» beherrscht wurde, erkannten viele die Integration als das entscheidende Element im Umgang mit dem Migrationsgeschehen.

Alle wollen Integration

Was früher strittig war, ist heute Mainstream geworden. Kaum eine Partei, kaum eine Gruppierung, die sich dem Ziel der Integration nicht anschliessen wollte. Dietrich Thränhardt spricht für Deutschland von einem «Integrationskonsens», der entstanden sei, von einem weitreichenden Konsens über die Notwendigkeit der Integration und staatlicher Fördermassnahmen von Integration. Ähnliches gilt für die Schweiz. Das Integrationsziel ist breit abgestützt, beim Bund, den Kantonen, den Städten und Gemeinden, den Parteien und Verbänden. Gestritten wird kaum mehr über das ob, sondern allenfalls darüber, wie die Integration zu fördern und was an Integration von den Zugezogenen zu fordern sei. Am Begriffspaar des Förderns und Forderns lassen sich trefflich ganze Weltanschauungen abhandeln, aber auch Kompromisse finden. In der Schweiz gibt es im Gegensatz zu rechtsradikalen Parteien im Ausland kaum welche, die offene Ausgrenzung der Ausländer propagieren oder die ethnische Homogenität der Bevölkerung als Staatsziel einfordern. Das gilt hierzulande als politisch hochgradig unkorrekt.

Mittlerweile wurde auf der Basis eines gemeinsamen Integrationsverständnisses ein ganzes Instrumentarium bereitgestellt. Nach anfänglichen Test- und Projektphasen, die im Wesentlichen von der Eidgenössischen Kommission für Migrationsfragen bzw. ihrer Vorgängerin verantwortet wurden, haben die Behörden Programme erarbeitet, Verfahren entwickelt und Finanzmittel bereitgestellt, welche heute eine Vielzahl von Fördermassnahmen ermöglichen. Monitorings wurden eingerichtet und Messgrössen ausgedacht. Als Querschnitts- und Verbundaufgabe konzipiert, verlangt Integrationsförderung heute verschiedenste Absprachen und Koordinationstätigkeiten der staatlichen Akteure, um die zielgerichtete Verwendung der Mittel sicherzustellen. Mit den so genannten Integrationsvereinbarungen, welche in der Praxis eher die Form von behördlichen Auflagen annehmen, wird das Verhältnis zu Zugewanderten mit besonderen Schwierigkeiten geregelt. Mit Projekten für Expats wiederum – ein Begriff übrigens, der mit der Globalisierung nun auch in der Schweiz Einzug hält – wird das hiesige Integrationsverständnis an jene Privilegierten herangetragen, die einen Sprachkurs auch selber bezahlen können.

Reduziert auf den ökonomischen Nutzen

Während die Formel des Forderns und Förderns bei aller unterschiedlichen Gewichtung vordergründig geholfen hat, einen politischen Kompromiss in der Integrationsfrage zu erreichen, scheint der wahre Grund für den Konsens anderswo zu liegen, nämlich im Ziel, das Humankapital optimal auszuschöpfen. Dass Emigration und Immigration seit jeher von wirtschaftlichen Bedürfnissen und Opportunitäten geleitet waren, ist sicher nicht neu. Sie sind die treibenden Kräfte für die meisten Wanderungsbewegungen. Neu ist, dass die Integration als zentraler Faktor zur Ausschöpfung dieses Potenzials gesehen wird, und zwar von fast allen am integrations- und migrationspolitischen Netzwerk beteiligten staatlichen und privaten Akteuren. Die Personenfreizügigkeit hat der Schweiz einen Aufschwung gebracht; sie wird mit diesem von Staat und Wirtschaft politisch legitimiert. Als wichtiger Player der globalisierten Wirtschaft ist unser Land in hohem Masse auf internationale Know-how-Träger angewiesen. Die rasche Integration der Zugezogenen in den Arbeitsmarkt deckt den Bedarf an Arbeitskräften und senkt die Soziallasten. Der Druck, vorhandenes Humankapital optimal auszuwerten, hat sich mit der Annahme der Masseneinwanderungsinitiative noch akzentuiert, weil der Mangel an Fach- und Arbeitskräften inskünftig nicht mehr durch den freien Zuzug aus dem EU-Raum behoben werden darf.

Der breite Integrationskonsens beruht also im Wesentlichen auf dem ökonomischen Nutzen, den die Migration und die Integration mit sich bringen. Die utilitaristische Sichtweise reduziert dabei die Bewertung des Migrations- und Integrationsgeschehens auf die ökonomischen Potenziale. Dieser

Blickwinkel bestimmt auch viele der Indikatoren-Systeme, mit denen die Wirkung und der Nutzen der Integration gemessen werden. Häufig handelt es sich dabei um strukturbezogene Messgrössen zum Bildungs- und Arbeitsmarkterfolg. Seltener finden sich Erhebungen zu subjektiven Erfahrungen, Befindlichkeiten und Bewertungen der Betroffenen. Fast ist man unter veränderten Verhältnissen an das Diktum von Max Frisch erinnert, der von den Arbeitskräften sprach, die man gerufen hatte, und den Menschen, die gekommen waren. Entsprechend hat im aktuellen Diskurs die Anerkennung von Differenz, die sich nicht ökonomisch rechnet, wenig Raum.

Keine Ausnahme bildet dabei das Diversity Management, welches im Zuge der Globalisierung einen Aufschwung erlebt und Eingang in die Governance fast aller Unternehmungen gefunden hat. Gedacht als ein Instrument, die Verschiedenheiten der Menschen im Interesse des gesellschaftlichen und unternehmerischen Lebens sichtbar und fruchtbar zu machen, erschöpft sich das Interesse an ihm nicht selten, wo sich der ökonomische Nutzen nicht nachweisen lässt. Vergessen geht unter einer utilitaristischen Prämisse, dass – ähnlich wie bei der Genderfrage – der Gedanke der Gleichwertigkeit und der Nichtdiskriminierung Ausgangspunkt war, der unabhängig vom wirtschaftlichen Nutzen sein Recht einfordern sollte.

Unbehagen über so viel Konsens

Es kann sich lohnen, einmal der Frage nachzugehen, wie denn ein Integrationsverständnis jenseits des Utilitaristischen aussehen und welche Potenziale der Zugewanderten so ins Blickfeld gerückt werden könnten. Ist nicht vielleicht der utilitaristisch geprägte Integrationskonsens der blinde Fleck? In der Frage kommt mein Unbehagen über so viel Konsens in der Integrationspolitik zum Ausdruck. Konsens in den Zielen, Konsens bei der Identifikation der Orte, wo Integration zu geschehen hat: Schule, Arbeitswelt, Quartier, Freizeit, politische Partizipation. Die Konzepte gleichen sich; Konsens über die Fördermassnahmen, Sanktionen und die Programmschwerpunkte. Gleichzeitig gibt es Anzeichen, dass das gegenwärtige Integrationsverständnis jenseits der massgeblichen migrations- und integrationspolitischen Akteure vermehrt in Frage gestellt wird. Von Ausländerinnen und Ausländern selber, die den Begriff nicht mehr hören können, bis zu den Einheimischen, die ihre Beziehungsnetze und Lebenswelten nicht mehr entlang dieser Begriffe strukturieren und erklären wollen. In der zweiten und dritten Generation spätestens nimmt die Skepsis gegenüber den offiziellen Integrationserwartungen zu, und die Frage stellt sich, wie lange der Migrationshintergrund als das prägende Merkmal einer Person betrachtet werden darf bzw. wann die Migrationserfahrung zu einem Teil der Lebens- und Familiengeschichte wird, neben vielen anderen Erfahrungen.

Die Frage nach den Potenzialen jenseits des Utilitaristischen könnte also noch weiter führen: Inwiefern dient der Integrationsbegriff selber nicht zur Perpetuierung der Trennung zwischen Ausländern und Einheimischen? Erfolgt mit ihm nicht fast automatisch eine Reduktion des Zuwanderers oder der Zuwandererin auf ihr Fremdsein? Die Anerkennung von Potenzialen jenseits des Utilitaristischen setzt demgegenüber die Wahrnehmung einer Person in all ihren Dimensionen voraus. Potenziale erschöpfen sich weder bei Einheimischen noch bei Zugezogenen auf das Ökonomische. Nur aus einer ganzheitlichen Optik lassen sich Potenziale in ihrer Vielfalt erkennen. Wer mit der Integrationsbrille an sein Gegenüber tritt, grenzt den Horizont bereits ein. Dies gilt für die persönlichen Beziehungen zwischen Einheimischen und Ausländern, aber es gilt auch für die Integrationspolitik als Ganzes. Sie führt dazu, Problemfelder entlang der Achse Fremd und Eigen zu definieren. Dies erleichtert die Projektion vorhandener Probleme auf den Ausländer. Oder wie es Kijan Espahangizi kürzlich auf den Punkt brachte: Es erleichtert eine Sichtweise, in der alle Probleme im Land schwarze Haare haben, unaussprechliche Namen, einen falschen Pass, einen falschen Glauben, zu viele Kinder, zu wenig Kultur, zu viel IV und zu wenig Integration.

Solche Projektionen genereller gesellschaftlicher Problemstellung auf die Migrations- und Integrationsthematik sind nicht neu. Immer wieder wurde versucht, die Grenzen zu sprengen und die eigentlichen gesellschaftlichen Aufgabenfelder wie Bildung, Arbeitswelt, Raumplanung, Infrastruktur und vieles mehr ins Zentrum zu rücken. Integration wurde als eine Querschnittsaufgabe definiert, die es in den verschiedenen Bereichen zu berücksichtigen gilt. Auf technischer Ebene gibt es hierzu erfolgreiche Ansätze, im politischen Diskurs aber ist es nicht gelungen. Noch immer tendieren wir dazu, Integration als eigenes Handlungsfeld zu thematisieren und zu problematisieren. In die richtige Richtung gehen immerhin die Bemühungen, die Regelstruktur als die primäre anzuerkennen. Damit soll verhindert werden, dass vorschnell auch dort nach Sondermassnahmen gerufen wird, wo Anpassungen der vorhandenen Systeme die Aufgabe besser zu lösen vermöchten.

Die konsequente Ausrichtung des politischen Diskurses an den thematischen Feldern, in denen unsere Gesellschaft gefordert ist, könnte auch den Blick auf die Potenziale der Zuwanderer verändern. Ihre Beiträge könnten dann als Teil der Lösungen gesehen und anerkannt werden. Bei einer Fixierung auf die Integrationsthematik besteht die Tendenz, stets nur das noch Fehlende, das Defizitäre zu sehen. Selbstverständlich bleiben auch unter dieser Prämisse ökonomische Gesichtspunkte wichtig, nicht anders als dies bei der einheimischen Bevölkerung der Fall ist, aber es erfolgt nicht eine Reduktion auf diese eine Dimension, weder politisch noch individuell. Wird etwa die zentrale politische Frage nach

dem künftigen Generationenverhältnis ins Blickfeld gerückt, so würde die ausländische Bevölkerung nicht auf die Funktion der Rentennettozahler für die Altersvorsorge beschränkt. Ein anderes Verständnis des Umgangs mit dem Alter, wie es anderswo gepflegt wird, könnte ein wichtiges Potenzial sein, um die anstehenden Fragen zu lösen.

Grenzen des traditionellen Integrationsverständnisses

Zur Integration gehört heute das Verständnis, dass es sich dabei um einen Prozess handelt. In den frühen Neunzigerjahren erstmals in amtlichen Dokumenten aufgetaucht, ist diese Sichtweise heute Allgemeingut. Genauer gesagt ist damit allerdings ein linearer Prozess gemeint, mit einem Anfangs- und einem Endpunkt. An dieser Linearität orientiert sich heute das offizielle Integrationsverständnis von der Begrüßungskultur bis zur Einbürgerungsfeier. Dieser Vorstellung von Integration als einer linearen Laufbahn stehen heute empirische und theoretische Erkenntnisse gegenüber, die versuchen, das Wanderungsgeschehen in seinen vielfältigen Formen zu erfassen. Zirkuläre Migration, temporäre Migration, globale Mobilität, Binationalismen, Multiidentitäten, Netzerkennungen prägen immer mehr das Bild. Diese neuen Realitäten setzen dem traditionellen Integrationsverständnis Grenzen.

Kürzlich hatte ich Gelegenheit, ein internationales Forschungszentrum in der Schweiz zu besuchen. Im dritten Untergeschoss, bunkerartig gegen jegliche Umwelteinflüsse abgeschirmt, traf ich auf einen Pakistaner. Dieser befasst sich mit Nanotechnologie und verfolgt in seinem Labor die Flugbahn von Molekülen. In einer kurzen Pause versuchte er mir zu erklären, was er erforsche. Man könne nämlich feststellen, so sagte er, dass kaum eine Flugbahn gleich verlaufe, dass sie in der Realität bei jedem Versuch fast immer von der errechneten Bahn abweiche, aber man wisse nicht warum. Er selber arbeitet seit vier Jahren hier im Untergeschoss, hat davor einige Jahre in Irland und den USA in ähnlichen Labors gearbeitet. Ich gewann dabei nicht den Eindruck, dass dieser junge Forscher ein Interesse an Deutschkursen oder Einbürgerungsvorbereitungen hat oder dass er in der Schweiz bleiben wird. Er wird wohl weiterziehen, wo immer ihm ein interessanter Forschungsplatz angeboten wird und er trotz dunkler Hautfarbe diskriminierungsfrei leben kann.

Mir scheint sein Forschungsgegenstand fast sinnbildlich für die Integrationsprozesse zu sein, die sich ebenfalls der Berechnung entziehen und nicht immer der Norm entsprechend ablaufen. Und sein Potenzial? Als Forscher kann er es jetzt einbringen, nicht erst nach der abgeschlossenen Integration. Das würde wohl auch für Potenziale über die Forschung hinaus gelten. Die Frage nach dem Potenzial wäre also hier und jetzt zu stellen, nicht erst für die Zeit nach einer erfolg-

reich abgeschlossenen Integration. So wurde kürzlich errechnet, dass etwa doppelt so viele Ausländerinnen und Ausländer Arbeiten unter ihrer eigentlichen Qualifikation verrichten wie Schweizerinnen und Schweizer. Ähnliches dürfte auch für andere Potenziale gelten, die jedoch kaum erfasst werden. So wird regelmässig festgestellt, dass Zugewanderte weniger als Schweizer Freiwilligenarbeit in Vereinen leisteten. Mit Blick auf die erhobene strukturierte Freiwilligenarbeit mag dies zutreffen. Doch wer misst die enormen freiwilligen Leistungen, die Migrantinnen und Migranten für Familien, Verwandtschaft und andere Zugewanderte erbringen? Wie werden die sozialen Kompetenzen valorisiert, die viele von ihnen mitbringen? Wer anerkennt diese Potenziale?

Der wirtschaftliche Strukturwandel in einer globalisierten Gesellschaft ist ohne gesellschaftlichen Wandel nicht vorstellbar. Beide bedingen sich. Die Potenziale der Zugewanderten, nicht nur die ökonomischen, haben wesentlich dazu beigetragen, dass die Schweiz sich erneuern konnte. Unsere Gesellschaft ist nicht mehr jene der Achtziger- oder Neunzigerjahre. Viele Veränderungen und Anstösse kamen von aussen. Sie kamen auch von den Migranten selber, die zwar kaum über politische Partizipationsrechte verfügen, aber doch Einfluss auf die Entwicklung unseres Landes genommen haben. Ihr Potenzial zur Mitgestaltung unserer Gesellschaft wird unzureichend wahrgenommen, und im Rahmen des Integrationskonsenses haben sich fast alle damit abgefunden.

So erschrecken nicht wenige, wenn Zugewanderte plötzlich hinstehen und sagen: «Dieses Land ist unser Land!» Man braucht darin nicht eine Provokation zu sehen, sondern könnte sich auch über so viel Mitgestaltungswille und Identifikationsbereitschaft freuen.

L'intégration doit-elle être utile ?

Un changement de paradigme est intervenu en Suisse au début des années 2000, période à laquelle l'idée d'intégration a acquis une nouvelle importance. Le large consensus qui prévaut aujourd'hui sur le fait qu'il est du devoir de la société de promouvoir l'intégration découle du constat que la Suisse a besoin de main-d'œuvre étrangère et que l'intégration contribue à tirer pleinement parti de ce capital humain disponible. Cependant, la focalisation sur l'intérêt économique rend difficile la détection et l'utilisation de potentiels au-delà de la sphère économique.

L'auteur se demande en outre si la focalisation sur la thématique de l'intégration n'entretient pas le clivage entre la population étrangère et la population suisse. Et de souligner que la vision actuelle de l'intégration comme un processus linéaire semble de plus en plus éloignée des réalités. Aussi estime-t-il que le consensus qui règne sur la question de l'intégration est remis en cause par de nouvelles visions et exigences.

Walter Schmid ist Direktor der Hochschule Luzern Soziale Arbeit. Er war 1982 bis 1990 Geschäftsführer der Schweizerischen Flüchtlingshilfe und danach Chef des Jugend- und Sozialamtes der Stadt Zürich. Als Vizepräsident der Eidgenössischen Kommission für Ausländerfragen war er von 2000 bis 2007 für den Aufbau der Integrationsförderung des Bundes verantwortlich.





Foto Mamadou Ndiyane

«Auf einmal war ich Maurer- gehilfe, und ich fragte mich: Ist das wirklich wahr?»

Qualifizierte Migrantinnen und Migranten aus bestimmten Herkunftsregionen gehen in der Schweiz überproportional häufig einer Arbeit nach, die nichts mit ihrem erlernten Beruf zu tun hat und schlechter bezahlt ist. So landet etwa eine Anwältin aus Kolumbien im Reinigungsteam eines Spitals, oder ein Mann mit Ärztediplom bedient im Zug die Snackbar. Was führt zu dieser beruflichen Dequalifikation und wie gehen die Betroffenen damit um? Was bedeutet diese Situation für die Schweiz als Aufnahmeland von Migrantinnen und Migranten? Könnte das brach liegende Potenzial qualifizierter Zugezogener besser genutzt werden?

Überqualifikation ist gegeben, wenn eine Person eine Tätigkeit ausübt, die geringere Qualifikationen voraussetzt oder schlechter bezahlt wird als bei ihrem Bildungsabschluss zu erwarten wäre. Ihre schulischen und beruflichen Kompetenzen werden beruflich nicht genutzt, die oder der Arbeitnehmende wird dequalifiziert. Eine solche Situation kann sowohl bei Einheimischen als auch bei Zugezogenen eintreten. Untersuchungen zeigen aber, dass Personen mit Migrationshintergrund in Europa überdurchschnittlich häufig von Dequalifikation betroffen sind. Wenn Menschen mit einer Ausbildung und allenfalls Berufserfahrung ihr Heimatland verlassen und im Aufnahmeland ihre Kompetenzen nicht nutzen können, spricht man auch von *Brain Waste* (Vergeudung von Intelligenz). Die investierte Bildung wird nicht ausgeschöpft, was einen persönlichen, aber auch einen volkswirtschaftlichen Verlust darstellt, und zwar sowohl für das Herkunfts- als auch für das Aufnahmeland.

Gemäss Untersuchungen der OECD ist die Dequalifikationsrate ausländischer Arbeitskräfte in der Schweiz nicht wesentlich höher als diejenige der einheimischen Bevölkerung. Dies erklärt sich damit, dass Hochqualifizierte aus einkommensstarken Ländern wie Deutschland, Frankreich oder

Österreich sehr wenig von Dequalifikation betroffen sind. So nutzen Zugezogene aus diesen Ländern ihr Bildungskapital sogar besser als schweizerische Arbeitnehmer. Anders sieht es bei qualifizierten Personen aus einkommensschwachen Ländern aus. Nur 53 Prozent dieser Personen gehen einer Arbeit nach, welche ihrem Ausbildungsstand entspricht, verglichen mit 72 Prozent der in der Schweiz Geborenen und sogar 76% für Personen aus einkommensstarken Ländern (Liebig et al., 2012). Aufgrund dieser Tendenz wird von Überschichtung der schweizerischen Bevölkerung durch qualifizierte Arbeitnehmer aus den Nachbarländern gesprochen oder auch von Sandwich-Stratifikation, bei welcher sich die schweizerischen Arbeitnehmer in der Mitte befinden (EKR, 2012). So ist das brach liegende Potenzial bei qualifizierten Frauen und Personen aus Drittstaaten besonders gross. Personen aus dem Asylbereich sind sogar einem 20 mal höheren Dequalifikationsrisiko ausgesetzt als Einheimische (Haug, 2006).

Verschiedene Faktoren führen zur Dequalifikation

Das Schweizerische Rote Kreuz hat sich in einer Studie mit den Ursachen und Folgen von Dequalifikation im Migrationskontext befasst (Berthoud, 2012). Anhand von Interviews mit Betroffenen aus verschiedenen Berufssparten wurde untersucht, wie Betroffene mit dieser unbefriedigenden Situation umgehen und welche Lösungsstrategien sie entwickeln. Dabei konnten verschiedene Faktoren identifiziert werden, welche die Dequalifikation von Migrantinnen und Migranten begünstigen. Die meisten haben direkt mit dem Migrationshintergrund zu tun, andere können aber genauso gut Einheimische betreffen. In der Regel führt die Kumulierung mehrerer der folgenden Faktoren zur unbefriedigenden beruflichen Situation:

Aufenthaltsstatus: Je prekärer der Aufenthaltsstatus ist, desto schlechter stehen die Chancen für die erfolgreiche berufliche Integration von Hochqualifizierten. Befristete Bewilligungen und solche aus dem Asylbereich erzeugen bei Arbeitgebern Unsicherheit, weil sie über die Rechtslage und

entsprechende Abläufe nicht genügend informiert sind. Zudem möchten sie langfristig auf ihre qualifizierten Arbeitskräfte zählen, was zum Beispiel bei einer vorläufigen Aufnahme nicht unbedingt gewährleistet ist. Die Unsicherheit und Prekarität, welche mit einem Asylverfahren oder einer vorläufigen Aufnahme verbunden sind, berauben aber auch die Betroffenen jeglicher mittel- bis langfristiger Perspektive. Oftmals absorbiert sie ihre rechtliche Situation die ersten Jahre ihres Aufenthaltes so sehr, dass es ihnen unmöglich ist, sich um die berufliche Integration zu kümmern.

Berufsanerkennung: Personen mit ausländischen Diplomen haben mehr Mühe, eine Arbeit in ihrem Beruf zu finden als solche mit schweizerischem Abschluss. Das Anerkennungsverfahren für reglementierte Berufe ist sehr aufwändig und für die Betroffenen teuer. Oftmals ist es zudem schwierig, fundierte Informationen zum Anerkennungsverfahren zu finden, weil in der Schweiz je nach Beruf unterschiedliche Stellen dafür zuständig sind. Die notwendigen Dokumente müssen in vielen Fällen im Herkunftsland beschafft, übersetzt und beglaubigt werden, was für gewisse Migrantinnen und Migranten unmöglich ist.

Aber auch wenn eine im Ausland erworbene Ausbildung formell anerkannt ist oder eine Niveaubestätigung vorliegt, wird dieser Abschluss auf dem Arbeitsmarkt einer inländischen Ausbildung nicht gleichgestellt. So machen Migrantinnen und Migranten leider immer wieder die Erfahrung, dass ihre im Ausland absolvierte Ausbildung durch Arbeitgeber nicht anerkannt wird und für die Arbeitssuche in der Schweiz wertlos ist (siehe auch EKR, 2012).

Sprache: Die Anforderungen an die Sprachkompetenzen auf dem hochqualifizierten Arbeitsmarkt sind je nach Beruf sehr hoch. Während der ersten Jahre ihres Aufenthaltes investieren hochqualifizierte Migrantinnen und Migranten viel Zeit und Ressourcen in den Spracherwerb und ihre soziale Integration. In dieser Zeit sind sie aber in ihrem Beruf nicht tätig, weshalb sie danach den Anschluss verpassen, um in einem womöglich sehr kompetitiven und sich schnell wandelnden Berufsfeld eine Stelle zu finden.

Eine weitere Schwierigkeit besteht darin, dass finanziell erschwingliche Sprachkurse für Hochqualifizierte sehr oft zu einfach sind, ihren Erwartungen und ihrem Niveau nicht entsprechen. Kurse für Fortgeschrittene in spezialisierten Institutionen sind jedoch sehr teuer, was für viele Migrantinnen und Migranten eine Hürde für den ausreichenden Spracherwerb darstellt.

Diskriminierung auf dem Arbeitsmarkt: Die Diskriminierung ausländischer Stellensuchender in der Schweiz wurde durch zahlreiche Studien belegt (siehe zum Beispiel Dahinden et al., 2004; Schönenberger und Fibbi, 2011). Eine Studie der Universität Basel kommt zum Schluss, dass Qualifizierte mit Migrationshintergrund insbesondere im Sozi-



«Diese Arbeit, die macht mich kaputt.
Kaputt im Sinne,
dass ich nicht etwas Intellektuelles
machen kann. Ich bin mir
ganz sicher, dass ich viel mehr
machen könnte.»



«Ich habe kein Glück gehabt,
und Jugoslawien hat einen
schlechten Ruf erhalten.
Innerhalb einiger Monate sind wir
von der besten Arbeitskraft zu
Terroristen geworden.»



«Unvermittelt musste ich meine Arbeit verlassen.
Ich hatte ein Büro, Kollegen, ich hatte
mit wichtigen Personen zu tun. Und plötzlich
fand ich mich als Asylbewerber wieder.
Das war nicht einfach. Auf einmal war ich
Maurergehilfe auf dem Bau, und ich fragte mich:
Ist das wirklich alles wahr?»



«Ich habe einen Brief
bekommen, dass das Studium
gleichwertig ist. Aber auch damit
habe ich hier keine Arbeit
gefunden.»



«In der Schweiz kann jeder Arzt werden,
auch mit einem ausländischen Diplom.
Aber für andere Berufe muss man
wieder von Null an beginnen. Das war alles,
was ich im Gespräch mit
dem Berater erfuhr.»



albereich benachteiligt werden (EKR, 2012). Rassistische Diskriminierung geschieht aber nicht nur im Verlauf der Stellensuche, sondern auch am Arbeitsplatz. In der Studie des SRK hat dies eine gut ausgebildete Pflegefachfrau dazu geführt, ihren Beruf aufzugeben und eine Anstellung im Reinigungsteam eines Spitals anzunehmen (Berthoud, 2012). Gewisse der in der Studie befragten Personen sprachen aber auch von Diskriminierung und Benachteiligung im Beratungsprozess öffentlicher Institutionen.

Persönliche Aspekte: Der gewählte Beruf hat einen entscheidenden Einfluss auf das Dequalifikationsrisiko. In Berufssparten, in denen Arbeitskräftemangel herrscht, was zurzeit beispielsweise auf den Gesundheitsbereich zutrifft, ist die erfolgreiche berufliche Integration relativ aussichtsreich. In Bereichen mit gesättigtem Angebot an Arbeitskräften stehen die Chancen hingegen viel schlechter. Die familiäre Situation hat insbesondere für Frauen mit kleinen Kindern einen Einfluss bei der Stellensuche (Pecoraro, 2010). Familiäre Verpflichtungen können zudem den Besuch von Sprachkursen oder Weiterbildungen zur Diplomanerkennung verhindern. Auch die Wahl des Wohnortes, zum Beispiel aufgrund der Arbeitsstelle des Ehepartners, kann die Arbeitssuche erschweren. Personen aus dem Asylbereich können die Sprachregion nicht selbst wählen. Zudem ist es für sie viel schwieriger, den Kanton zu wechseln, um ihre Chancen auf dem Arbeitsmarkt zu verbessern oder eine geeignete Weiterbildung zu besuchen.

Migrantinnen und Migranten fehlt es auch oftmals an Netzwerken, um an wichtige Informationen zu ihrer Berufssparte oder zur Arbeitssuche in der Schweiz zu gelangen. Insbesondere im hochqualifizierten Bereich ist solch informelles Know-how sehr wichtig (siehe z. B. Bolzman et al., 2014; EKR, 2012).

Freiwilligenarbeit als Ausweg

Für dequalifizierte Migrantinnen und Migranten ist die neue berufliche Ausgangslage in der Schweiz sehr schwierig zu akzeptieren. In den ersten Jahren ihres Aufenthaltes in der Schweiz sind sie in der Regel mit ihrer sprachlichen und sozialen Integration beschäftigt. Danach beginnen sie sich für eine Anstellung in ihrem Beruf zu interessieren. Dabei werden sie mit den oben erwähnten Herausforderungen und Hindernissen konfrontiert. Dies führt viele dazu, ihre beruflichen Ambitionen aufzugeben und sich mit einer unqualifizierten Stelle mit oftmals schlechten Arbeitsbedingungen abzufinden. Sie erleben dabei einen Statusverlust und müssen sich mit einer neuen Tätigkeit identifizieren, welche sie Intellektuell nicht fordert.

Die Erfahrung zeigt, dass dequalifizierte Migrantinnen und Migranten sich sehr oft ehrenamtlich engagieren. Dort finden sie die Anerkennung und Befriedigung, welche ihnen im

täglichen Arbeitsumfeld fehlen. Viele sind im Integrationsbereich und insbesondere in ihrer Migrationsgemeinschaft sehr aktiv. Bei ihren Landsleuten geniessen sie weiterhin den im Herkunftsland erworbenen sozialen Status. So sind qualifizierte Migrantinnen und Migranten oftmals wichtige Schlüsselpersonen, die anderen Zugezogenen aus ihrer Herkunftsregion bei ihrem Integrationsprozess behilflich sind.

Andere Hochqualifizierte setzen alles daran, wieder eine qualifizierte Arbeitsstelle zu finden. Diejenigen, die die Möglichkeit und nötige Motivation haben, absolvieren eine neue Ausbildung in der Schweiz. Mit einem schweizerischen Abschluss bestehen für diese Personen – je nach arbeitsmarktlischer Situation in der gewählten Berufssparte – bessere Chancen, ihre berufliche Situation zu verbessern. Aber auch bei diesen Migrantinnen und Migranten muss von Dequalifizierung und *Brain Waste* gesprochen werden, da ihre Erstausbildung und die Arbeitserfahrung im Herkunftsland in der Schweiz nicht genutzt werden können.

Empfehlungen für die bessere Integration von Hochqualifizierten

In den letzten Jahren haben sich erfreulicherweise verschiedene Studien mit der beruflichen Integration qualifizierter Personen mit Migrationshintergrund beschäftigt. Dabei wurden auch wertvolle Empfehlungen erarbeitet, welche auf nationaler Ebene zurzeit teilweise umgesetzt werden (siehe z. B. Berthoud, 2012; EKR, 2012; Liebig et al., 2012; Pecoraro, 2010). Folgende Aspekte erscheinen besonders wichtig, um die berufliche Integration hochqualifizierter Migrantinnen und Migranten in der Schweiz erfolgreich zu verbessern:

Unterstützung/Beratung: Die kompetente und gezielte Information und Beratung für hochqualifizierte Stellensuchende ist zu verbessern. Beratende aus dem Integrations-, Bildungs-, Arbeits- oder Sozialhilfereich sind oftmals ungenügend über die Möglichkeiten und Perspektiven für diese Zielgruppe informiert. Deshalb könnte es sinnvoll sein, regionale Kompetenzzentren und Anlaufstellen aufzubauen, welche Hochqualifizierten eine persönliche, fachkundige Beratung und Laufbahnplanung anbieten können.

Erfreulicherweise scheinen solche Bestrebungen für Flüchtlinge und vorläufig Aufgenommene durch den Bund geplant zu sein, wie vom Staatssekretariat für Migration SEM in Auftrag gegebene Studien zeigen (siehe zum Beispiel B,S,S. Volkswirtschaftliche Beratung AG, 2014).

Integrations- und Mentoringprojekte: Gewisse Mentoringprojekte für qualifizierte Migrantinnen und Migranten haben eine hohe Erfolgsquote und verschaffen den ausländischen Stellensuchenden das fehlende informelle Know-how zum schweizerischen Arbeitsmarkt sowie zum spezifischen Berufssektor.

Berufliche Integrationsprojekte, welche sich nicht explizit an Hochqualifizierte richten, scheinen bei dieser Zielgruppe weniger Erfolg zu zeigen (siehe z.B. Bachmann, 2014; B,S,S. Volkswirtschaftliche Beratung AG, 2014). Die Integrations- und Mentoringprojekte für Hochqualifizierte, sei es von öffentlichen oder privaten Institutionen, sind unbedingt zu fördern, und ihre Erfolgsquote ist zu überprüfen.

Diplom- und Berufsankennung: Gemäss OECD-Studie lassen sehr wenig Hochqualifizierte in der Schweiz ihr ausländisches Diplom anerkennen (Liebig et al., 2012). Dies könnte mit den fehlenden Informationen und dem aufwändigen Prozess zu erklären sein. Über Beratungsstellen sollten qualifizierte Migrantinnen und Migranten besser über diese Möglichkeit informiert werden. Bei Personen, bei welchen die Diplomanerkennung die beruflichen Integrationschancen verbessern, wäre zu überlegen, ob die Kosten für das Anerkennungsverfahren nicht durch öffentliche Stellen übernommen werden könnten. Gleichzeitig sind aber auch Arbeitgeber von ihren Verbänden über branchenspezifische Anerkennungsverfahren, Arbeitsbewilligungen und ausländische Abschlüsse zu informieren, damit sie die Kompetenzen und Möglichkeiten ausländischer Bewerberinnen und Bewerber besser einschätzen lernen.

Diskriminierungsschutz: Bezüglich Diskriminierungsschutz ist die Schweiz im internationalen Vergleich ziemlich schlecht dotiert (Liebig et al., 2012). Dies bestätigt auch die diesjährige Mipex- Erhebung, welche die Integrationspolitik und -bestrebungen in 38 Ländern vergleicht. Erfreulicherweise ist der Schutz vor Diskriminierung als spezifischer Förderbereich in die kantonalen Integrationsprogramme des Bundes aufgenommen worden. Systematische Beratung, Sensibilisierung und Aufklärung in verschiedenen gesellschaftlichen Sektoren sollte nun in jedem Kanton aufgebaut werden. Das Schaffen der gesetzlichen Grundlage im Bereich der Anti-Diskriminierung, in Anlehnung an die EU-Richtlinien, könnte eine zusätzliche positive Wirkung erzeugen.

Literatur

- Bachmann, Susanne**, 2014, «Sie haben praktisch keine Chance» - Soziale Positionierungen in der Schweizer Integrationspolitik: Eine qualitative Analyse von Diskursen im Staatsdiskurs zu Integration und in Projekten zur verbesserten Arbeitsmarktintegration von MigrantInnen. Unveröffentlichte Dissertation, Bern: Universität Bern.
- Berthoud, Carole**, 2012, Dequalifiziert! Das ungenutzte Wissen von Migrantinnen und Migranten in der Schweiz. Wabern: Schweizerisches Rotes Kreuz.
- Bolzmann, Claudio, Bagalwa Mapatano, Jules**, 2014, Accès à l'emploi qualifié: difficultés rencontrées par les diplômés d'origine africaine. In: Tangram, no. 33, p. 84-88.
- B,S,S. Volkswirtschaftliche Beratung AG**, 2014, Reintegration von arbeitslosen Flüchtlingen und vorläufig Aufgenommenen. Basel: B,S,S.
- Dahinden, Janine et al.**, 2004, Integration am Arbeitsplatz in der Schweiz: Probleme und Massnahmen: Ergebnisse einer Aktionsforschung, Bern/Neuenburg: Travail. Suisse/SFM.

Il sapere inutilizzato di tante persone altamente qualificate

In ambito migratorio si parla di dequalificazione laddove competenze scolastiche o professionali conseguite nel Paese d'origine non possono essere utilizzate nel Paese d'accoglienza. Si parla anche di Brain Waste (spreco di cervelli), il quale rappresenta una doppia perdita economica: per il Paese d'origine e per il Paese d'accoglienza. In Svizzera le persone provenienti da cosiddetti Paesi terzi, soprattutto le persone rientranti nel settore dell'asilo oppure le donne con figli piccoli, sono colpite in misura superiore alla media dal fenomeno della dequalificazione. Questa situazione professionale subottimale risulta dal cumulo di diversi fattori sfavorevoli a livello strutturale, economico, societale e personale. Molti migranti altamente qualificati col tempo devono farsi all'idea che non potranno esercitare in Svizzera il mestiere che hanno imparato nel loro Paese ma che dovranno accontentarsi di un lavoro non qualificato e di uno statuto sociale inferiore. L'esperienza mostra che alcune persone decidono di conseguire una nuova formazione oppure di ripetere la stessa formazione in Svizzera. Ciò può aiutarle ad accedere a un settore professionale qualificato.

Per meglio sfruttare il potenziale dei migranti muniti di un buon bagaglio formativo occorrono misure in diversi ambiti per abbattere gli ostacoli e supportare in maniera mirata questi migranti altamente qualificati nel loro processo d'integrazione professionale.

- Eidgenössische Kommission gegen Rassismus**, 2012, Hochqualifizierte mit Migrationshintergrund: Empfehlungen der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus EKR und Kurzfassung der Studie zu möglichen Diskriminierungen auf dem Schweizer Arbeitsmarkt, Bern. EKR.
- Haug, Werner**, 2006, Migranten und ihre Nachkommen auf dem Arbeitsmarkt: Ein Überblick. Neuenburg: Bundesamt für Statistik.
- Liebig, Thomas et al.**, 2012, The labour market integration of immigrants and their children in Switzerland, OECD Social, Employment and Migration Working Papers No. 128, Directorate for Employment, Labour and Social Affairs. Paris: OECD Publishing.
- Pecoraro, Marco**, 2010, Gender, brain waste and job-education mismatch among migrant workers in Switzerland. Neuchâtel: Swiss Forum for Migration and Population Studies.
- Schönenberger, Silvia; Fibbi, Rosita**, 2011, Diskriminierungsbekämpfung bei der Personalrekrutierung. Freiwillige Massnahmen von Arbeitgebenden in der Schweiz. Bern: Fachstelle für Rassismusbekämpfung und Eidgenössisches Büro für die Gleichstellung von Menschen mit Behinderungen.

Carole Berthoud, lic.phil. Ethnologin, ist wissenschaftliche Mitarbeiterin beim Schweizerischen Roten Kreuz und Autorin der Publikation «Dequalifiziert! Das ungenutzte Wissen von Migrantinnen und Migranten in der Schweiz».

Die Differenz wird zum Leistungsausweis.

Der aktuelle Fachkräftemangel in einigen Bereichen des Arbeitsmarktes hat dazu beigetragen, vermehrt auf das Potenzial von Frauen und zugewanderten Personen zu achten. Damit verbunden ist eine positive Sichtweise auf die unterschiedlichen Ressourcen und Erfahrungen von Menschen. Wie verbreitet ist diese Perspektive und gilt sie für alle Gruppen gleichermaßen? Welche Möglichkeiten haben zum Beispiel gut ausgebildete Frauen mit muslimischem Hintergrund, ihre Fähigkeiten beruflich einzubringen? Diese Gruppe ist deshalb interessant, weil Personen mit muslimischem Hintergrund und insbesondere Frauen im öffentlichen Diskurs auch als «kulturell Andere» mit geringem Potenzial wahrgenommen werden. Dieser Artikel ergründet Potenzialentfaltung und Entwicklungschancen im Spannungsfeld von widersprüchlichen gesellschaftlichen Diskursen.

Gut ausgebildete Migrantinnen mit muslimischem Hintergrund haben eine hohe Berufsorientierung, wie sich in einer qualitativen Studie mit 26 Befragten zeigt (umfassende Darstellung in Baghdadi 2012, Riaño und Baghdadi 2006). Unabhängigkeit und Erwerbstätigkeit sind in ihrer Definition eines erfüllten weiblichen Lebens wichtig. Berufliche Tätigkeit wird im Zuge der Migration sogar noch zentraler als im Ursprungsland. In diesem Feld suchen die Studienteilnehmerinnen einen Platz in der neuen Gesellschaft und soziale Anerkennung. Wie eine angehende Soziologin sagt: *«Wenn ich studiere, dann habe ich meinen Platz und dann werde ich mich einfach wohl fühlen (...) und eine gewisse Unabhängigkeit würde es mir bringen und eben: fast nur der einzige Weg, irgendeine gute Stelle zu bekommen.»* Den befragten Frauen geht es also nicht nur um die Entfaltung ihres Potenzials, verstanden als Anstellung gemäss Ausbildung, und um persönliche Freiheit, sondern ganz grundsätzlich um die Teilhabe an der Gesellschaft in einer für sie als

gut erachteten Position. Doch gelingt es den Frauen, diesen Platz zu finden?

Die Studienteilnehmerinnen haben theoretisch ein hohes Potenzial für den Arbeitsmarkt: Sie verfügen über eine gute Ausbildung und vielfältige berufliche, politische und kulturelle Erfahrungen. Alle befragten Frauen reisten mit einem Abschluss auf Sekundarstufe II (Maturität, Berufslehre) in die Schweiz ein, knapp die Hälfte davon zusätzlich mit einem Abschluss auf Tertiärstufe. Die Mehrheit bildete sich in der Schweiz weiter. Das Spektrum der Berufe reicht von der Ingenieurin über die Sozialarbeiterin bis zur Dentalhygienikerin. Rund die Hälfte der Frauen sammelte vor ihrer Einreise in die Schweiz berufliche Erfahrungen, alle sprechen gut bis sehr gut Deutsch und neben ihrer jeweiligen Muttersprache bis zu drei weitere Sprachen. Viele Frauen sammelten internationale Erfahrungen durch vorangehende Migrationen oder durch eine bikulturelle Sozialisation.

Drei Typen von Teilnahme am Arbeitsmarkt

Eine Anstellung entsprechend dem Potenzial wird in der Studie definiert als eine Tätigkeit, die den Erfahrungen und den Qualifikationen der Frauen entspricht, Einkommen generiert und stabil ist. Acht der 26 befragten Frauen üben eine solche qualifizierte Erwerbsarbeit in unbefristeter Anstellung aus und stufen ihre Karriere als erfolgreich ein. Ein Drittel ist meist unfreiwillig nicht im Arbeitsmarkt integriert, ein weiteres Drittel entweder unterqualifiziert beschäftigt oder in einer prekären Anstellung. Zur Veranschaulichung finden sich in Tabelle 1 die verschiedenen Typen von Beteiligung am Arbeitsmarkt mit Beispielen. Welche Faktoren beeinflussen die Arbeitssituation und die Möglichkeit Potenziale einzusetzen und sich beruflich zu entwickeln? Um dieser Frage nachzugehen, betrachten wir das letzte Beispiel der Tabelle. Es handelt von einer Frau, der es gelang, berufliche Anerkennung für ihr Potenzial zu erhalten und es in eine bezahlte und stabile Erwerbstätigkeit umzusetzen.

Typen der Arbeitsmarktpartizipation		Erlerner Beruf	Ausgeübter Beruf
(a) nicht auf dem Arbeitsmarkt	Nicht erwerbstätig	Juristin (Diplom aus Libyen)	Familienfrau/Studentin
	Erwerbslos	Elektro-Ingenieurin (Diplom aus dem Kosovo)	Erwerbslos
(b) unterqualifizierte Erwerbsarbeit	Kurzzeitig/unterbeschäftigt erwerbstätig	Pharmafachfrau (Diplom aus dem Irak)	Kinderbetreuerin
	Unbefristet erwerbstätig	Ökonomin (Diplom aus dem Kosovo)	Raumpflegerin und Angestellte in sozialen Einrichtungen
(c) qualifizierte Erwerbsarbeit	Kurzzeitig/unterbeschäftigt erwerbstätig	Islamische Theologin/ Religionslehrerin (Diplom aus der Türkei)	Weiterbildungen und Beratungen
	Unbefristet erwerbstätig	Ethnologin (Diplom aus der Schweiz)	Dozentin Fachhochschule

Tabelle 1: Typen von Arbeitsmarktbeteiligung mit Beispielen

«Ich habe einiges, was Schweizerinnen nicht haben»

Esma Tinaz kam als junge Frau aus der Türkei in die Schweiz. Sie bewarb sich nach Abschluss des Studiums der Ethnologie mit Erfolg bei einer interreligiösen NGO. *«Ich meine so ein interkulturelles Projekt (...) und die Leiterin ist Ausländerin, eine Frau und dann eine Muslimin, das hat mir sicher Punkte gebracht.»* Der Hintergrund von Esma Tinaz eröffnete ihr auch später berufliche Möglichkeiten. Heute hat sie eine Vollzeitanstellung an einer Fachhochschule. In Momenten der Unsicherheit führt sie sich ihre Stärken vor Augen: *«Ich bin mir meiner Ressourcen bewusst, ich habe einiges, was Schweizerinnen nicht haben, eben dass ich zwei Sprachen spreche, dass ich mich in zwei Kulturen auskenne. Und dadurch kann ich auch besser arbeiten, aber das ist nur möglich, wenn das die Aufnahmegesellschaft auch so sieht.»*

Viele Studienteilnehmerinnen präsentieren sich ähnlich selbstbewusst und berufsorientiert. Eine Strategie, um sich vom Bild der unterdrückten und wenig gebildeten Muslimin

zu distanzieren und von der Aufnahmegesellschaft anerkannt zu werden. Auf diese Weise wird die Herkunft im Arbeitsmarkt sogar positiv bewertet und zum besonderen Potenzial. Einige Frauen suchen denn auch gezielt nach Tätigkeiten an Orten, wo ihre Ressourcen positiv bewertet werden, insbesondere im akademischen, sozialen oder kulturellen Bereich. «Difference sells» (Mecheril 2007), die Differenz wird zum Leistungsausweis. Allerdings nur, wenn die Differenz nicht zu gross und die «Andere» nicht zu fremd ist.

«Ohne Erfahrung aus der Schweiz: ein Handicap»

Beruflich erfolgreich sind ausserdem meist nur Frauen, die über eine Aus- oder Weiterbildung aus der Schweiz verfügen. Wie auch andere Studien zeigen, geniessen formale Qualifikationen insbesondere aus Ländern ausserhalb der EU wenig Vertrauen in den Augen von Schweizer Arbeitgebern (Berthoud 2012). Zusammen mit einem nachteiligen Aufenthaltsstatus kann dies zu einer grossen Hürde bei der Umsetzung des beruflichen Potenzials werden, wie eine Stu-

dienteilnehmerin berichtet: *«Meine ersten Jahre in der Schweiz waren nicht gut. Ich habe eine Arbeit gesucht, aber das hat nicht geklappt. Ich habe schon ein Diplom, eine Banklehre, aber es ist nicht anerkannt. Ich musste wieder neu anfangen. Ich glaube, ohne Erfahrung und ohne Diplom aus der Schweiz, das ist ein grosses Handicap.»*

Manche Diplome bzw. Studienleistungen aus anderen Ländern sind in der Schweiz nicht anerkannt. In der Studie betrifft dies auch eine Elektro-Ingenieurin aus dem Kosovo, die erwerbslos ist (siehe Tabelle). Ein weiteres Beispiel aus der Tabelle, eine Pharmafachfrau aus dem Irak, zeigt die Konsequenzen auf, wenn die spezifische Ausbildung hier unbekannt ist. Die betroffene Frau arbeitet nun ohne Ausbildung als Kinderbetreuerin. Und schliesslich gibt es Berufe, die ohne lokales Wissen nicht auskommen, wie eine Juristin aus Libyen weiss. Sie versucht, sich dieses Wissen mittels Doktoratsstudium anzueignen.

Potenzial wird im Arbeitsmarkt vor allem dann erkannt, wenn es vertraut ist und als «wertvoll» und lokal «verwertbar» eingestuft wird. Ansonsten ist ein Neubeginn unausweichlich und die bisherigen Erfahrungen und Qualifikationen können auch nicht als Potenzial in einem weiteren Sinne im Arbeitsmarkt geltend gemacht werden, zum Beispiel als analytische oder organisatorische Fähigkeit.

«Eine Fachperson für Migration ist etwas anderes»

Es werden also nur bestimmte Erfahrungen und Qualifikationen aus einem anderen Land anerkannt. Ausserdem können plötzlich ganz andere Aspekte als Ressource gesehen werden als im Herkunftskontext. In diesem Sinne werden das Wissen und Können einer Person durch die Migration neu bewertet. So werden sprachliche Fähigkeiten und Migrationserfahrung in den erwähnten sozialen und kulturellen beruflichen Nischen hoch eingestuft, den beruflichen Qualifikationen hingegen weniger Beachtung geschenkt. Problematisch wird es dann, wenn sich Sichtweisen über Potenziale und Ressourcen nicht decken und sich die befragten Frauen in ihrem Potenzial verkannt fühlen. Eine Studienteilnehmerin berichtet, dass sie als «Migrantin» in einem Mädchentreff angestellt wurde. *«Sie haben gesagt, eine Migrantin, eine Fachperson kommt. Doch dann waren sie sehr enttäuscht. Sie haben gesagt, ja wir haben erwartet, dass du uns mit den Migrantinnen berätst. Ich meine, ich bin Migrantin, ich habe meine Erfahrungen, aber eine Fachperson für Migration zu sein, ist für mich etwas anderes.»*

«Es ist nie gut genug»

Neben Aberkennung, Verkennung oder Neubewertung ihres Potenzials machen die Studienteilnehmerinnen die Erfahrung,

dass sie nie über genügend Kompetenzen verfügen (können). Dies insbesondere bezüglich der deutschen Sprache, wie eine Studienteilnehmerin beschreibt: *«Du bemühst dich und dann merkst du, ah es ist nicht genug und du musst noch mehr Kurse nehmen. Meine Familie ging in die USA, sie können kaum die Sprache und zack (schnippt mit den Fingern) haben sie einen Job. Hier, wir sprechen alle zwei oder drei Sprachen, wir sind alle gut ausgebildet, aber es ist nicht gut genug, es ist nie gut genug.»*

Die hohen Anforderungen an die Kenntnisse der deutschen Sprache wurden für die Studienteilnehmerinnen teilweise explizit, manchmal auch implizit zur Hürde in Einstellungsgesprächen. Das Argument der mangelnden Sprachbeherrschung erscheint sachlich-neutral, doch lässt sich vermuten, dass die Einschätzung nicht unabhängig von Annahmen über die Herkunft erfolgt. Im Einklang mit weiteren Studien (Aratnam 2012) zeigte sich, dass die bewusste oder unbewusste Zuordnung zu einer bestimmten Herkunft, aber auch das Geschlecht darüber entscheiden, wie die Qualifikationen einer Person bei Stellenbewerbungen und am Arbeitsplatz wahrgenommen und bewertet werden. Mit anderen Worten: Wem ein grosses oder geringes Potenzial zugeschrieben wird, ist auch abhängig von seiner Herkunft und dem Geschlecht. Auch wenn dies, wie im Sprachargument, anders begründet wird. Auf diese Weise kann sich die positive Absicht einer Potenzialperspektive in ihr Gegenteil, in eine Defizitperspektive, verkehren. Ausschlüsse und Diskriminierung können unter scheinbar neutralen Argumenten gerechtfertigt werden. So kann eine Potenzialperspektive zu einer raffinierten Fortsetzung von bestehenden Machtverhältnissen mit auf den «ersten Blick irgendwie achtbar wirkenden Mitteln» (Mecheril 2007) werden.

«Schliesslich doch die Ausländerin»

Der Potenzialansatz scheint den Defizitansatz nicht zu verdrängen (vgl. auch Meuser 2013). Vielmehr prägen verschiedene, mitunter widersprüchliche Diskurse die Erzählungen und Möglichkeiten der Studienteilnehmerinnen. Gemeinsam ist den Sichtweisen die explizite oder implizite Verknüpfung mit der Herkunft, mit der Differenz. Die interviewten Frauen laufen vor diesem Hintergrund immer wieder der Gefahr, von der «vertrauten Anderen» mit viel Potenzial (positive Diversität) zu einer fremden, unverständlichen Anderen mit wenig Potenzial zu werden (negative Zugehörigkeit zu einer Gruppe). Selbst Frauen, denen es gelingt, ihr Potenzial ihren Wünschen gemäss zu entfalten, empfinden ihre Situation aufgrund ihrer Herkunft als unsicher. Denn ihnen ist bewusst, dass die im Beruf positiv wahrgenommene Differenz zur negativen werden kann, die weniger wert ist. Die oben erwähnte Esma Tinaz erzählt: *«Bei Sparmassnahmen denke ich, meine Stelle ist gefährdet (...). Das zeigt, dass du das internalisiert hast, du bist doch eine Ausländerin,*

*zuerst bin ich dran, von unten beginnt man zu sparen (...)
Die Erfahrung, die ich gemacht habe, Deutsch wird nie meine Muttersprache. Das ist wie ein Zeichen, das an dir haftet, egal wie gut du quasi bist, du bist schlussendlich doch eine Ausländerin.»*

Es lässt sich vermuten, dass auch mit einem positiven Blick auf Migrantinnen und ihre Potenziale das «fixierende Identitätsdenken» (Mecheril 2007) nicht überwunden wird. Das dahinter steckende Problem ist demnach, dass bestimmten Personen aufgrund ihrer Herkunft oder ihres Geschlechts bestimmte (fixierende) Eigenschaften zugeschrieben werden. Die sind zwar mal positiv, mal negativ, lassen sich aber scheinbar nicht von der Herkunft oder dem Geschlecht ablösen und werden zu persönlichen, unveränderbaren Merkmalen. Eine Verknüpfung von Potenzial und Herkunft ist aus diesem Grund grundsätzlich mit Vorsicht zu behandeln. So empfiehlt sich etwa in Anstellungsgesprächen oder Selektionsprozessen kritisch zu überprüfen: Wem werden aufgrund von welchen Kriterien ein bestimmtes Potenzial, spezifische Fähigkeiten oder gute Qualifikationen zugeschrieben? Und würde man eine Person gleich bewerten, wenn sie zum Beispiel ein Mann, eine Schweizerin oder in einer anderen Alterskategorie wäre?

Auf einer gesamtgesellschaftlichen Ebene ist zu fragen, ob und inwiefern eine Diversity-Strategie, die auf (verwertbare) Potenziale blickt und die «Marktfähigkeit» der Individuen stärken soll, sich eignet, Angehörigen einer benachteiligten Gruppe tatsächlich zu mehr Chancengleichheit zu verhelfen, oder ob nicht andere Instrumente, etwa analog zu einem Gendermainstreaming, zu bevorzugen sind (vgl. auch Meuser 2013).

Literatur

Aratnam, Ganga Jay, 2012, Hochqualifizierte mit Migrationshintergrund: Studie zu möglichen Diskriminierungen auf dem Schweizer Arbeitsmarkt. Basel: Seminar für Soziologie, Universität Basel.

Baghdadi, Nadia, 2012, Und plötzlich bist du DIE Muslimin. Migrantinnen zwischen Karrieresprung und Ausschluss Erfahrung. Berlin: Frank & Timme (Transposition - Ostschweizer Beiträge zu Lehre, Forschung und Entwicklung in der Sozialen Arbeit, 3).

Berthoud, Carole, 2012, Dequalifiziert! Das ungenutzte Wissen von Migrantinnen und Migranten in der Schweiz. Wabern: Schweizerisches Rotes Kreuz.

Mecheril, Paul, 2007, Diversity. Die Macht des Einbezugs. Heinrich Böll Stiftung. Heimatkunde. migrationspolitisches Portal. Gefunden unter: <https://heimatkunde.boell.de/2007/01/18/diversity-die-macht-des-einbezugs> (Zugriff am: 8.7.2015).

Meuser, Michael, 2013, Diversity Management: Anerkennung von Vielfalt? In: Pries, Ludger (Hg.), Zusammenhalt durch Vielfalt? Wiesbaden: Springer VS, 167-181.

Riaño, Yvonne; Baghdadi, Nadia, 2006: «Unbekannte Migrantinnen in der Schweiz. Studie zu qualifizierten Frauen aus Lateinamerika, dem Nahen und Mittleren Osten und Südosteuropa». In: Widerspruch. Beiträge zu sozialistischer Politik (26/51): 43-51.

La differenza come prova delle prestazioni

L'articolo sonda le possibilità a disposizione dei migranti di appartenenza musulmana di sviluppare il proprio potenziale professionale. Otto delle ventisei donne interrogate, tutte residenti in Svizzera tedesca, sono riuscite a trovare un impiego stabile corrispondente alla loro esperienza professionale e alle loro qualifiche. Per chi ha conseguito una formazione in Svizzera, le origini diverse costituiscono addirittura un vantaggio per l'accesso al mercato del lavoro. La differenza diventa così una prova delle prestazioni fornite. Per altre donne, invece, è tutto il contrario: le loro risorse sono ignorate o misconosciute anche a causa della loro differenza.

Dunque il problema sembra essere che a determinate persone vengono attribuite determinate caratteristiche (fisse) per il semplice fatto che appartengono a una data cultura o a uno o l'altro dei due sessi e che, a seconda della prospettiva adottata, queste caratteristiche sono valutate positivamente (importante potenziale) o negativamente (deficit). Generalmente occorre quindi prudenza nel collegare un potenziale con una data origine.

Nadia Baghdadi lehrt und forscht am Fachbereich Soziale Arbeit der FHS St.Gallen. Sie war beteiligt an Studien zu Migrantinnen im Rahmen des NFP-51 und NFP-60. Sie ist Mitglied von «Passagen – Forschungskreis Migration und Geschlecht».

Erfolgreiche Migranten in der Berufsbildung.

In der Schweiz gibt es bedeutsame Potenziale, die bisher kaum genutzt worden sind, in erster Linie diejenigen von Migranten. Sie bilden die Bevölkerungsgruppe mit den wohl am häufigsten unentdeckten Begabungsreserven. Der Hauptgrund liegt darin, dass der Blick auf sie ein fast durchgängig negativer ist. Deshalb braucht es einen Perspektivenwechsel.

In der Berufsbildung sind Jugendliche mit Migrationshintergrund seit Jahren ein Thema. Dominant ist dabei die Diskussion um ihre mangelnde Ausbildungsreife sowie ihre Tendenz zu Lehrabbrüchen und damit zu fehlenden Berufsabschlüssen. Zu den Ursachen dieser Situation liegen lange Listen von Forschungserkenntnissen vor. Sie kennzeichnen damit auch den einseitig defizitären Blick auf «die gescheiterten Migrantinnen und Migranten», der sich inzwischen in der Bildungs- und Sozialpolitik verfestigt hat. Bereits ein flüchtiger Blick in aktuelle Forschungen (Stamm et al. 2014) bestätigt dies: Mit 38.2% weisen Migranten den höchsten Anteil an Jugendlichen auf, die in der untersuchten Altersgruppe keinen beruflichen Abschluss erreichen. Im Vergleich dazu sind es lediglich 12% der Einheimischen. Auch am anderen Ende der Skala spricht die Statistik eine deutliche Sprache: Beispielsweise sind junge Menschen mit benachteiligendem Migrationshintergrund in Begabtenförderprogrammen deutlich unterrepräsentiert und es macht auch nur jede zehnte Person dieser Gruppe eine Matura.

Eine Folge dieser Defizitperspektive ist die Tatsache, dass leistungserfolgreiche Jugendliche aus benachteiligten Migrantenfamilien nahezu ausgeblendet worden sind. Dies gilt für alle Bereiche der Bildungslaufbahn, insbesondere aber für die berufliche Grundbildung. Vor dem Hintergrund aktueller Herausforderungen geraten sie nun verstärkt in den Blick: Zum einen zwingt der ungebrochene Zugang zu den Gymnasien die Berufsbildung zum Nachdenken, inwiefern sie dadurch ihre leistungsbesten Auszubildenden verliert. Zum anderen erfordert der drohende Nachwuchsmangel in

Ausbildungsberufen neue Strategien, leistungsstarke, gut ausgebildete und motivierte Fachleute zu finden. Im Zuge der aktuellen wirtschaftlichen Entwicklungen und der Internationalisierung der Märkte erfordern solche Entwicklungen neue integrationspolitische Akzente, weg vom sozialpolitischen Fokus hin zu einer strukturell verankerten, auf interkulturelle Kompetenzen und Fähigkeiten zur Mehrsprachigkeit ausgerichteten Standort-, Fachkräfte- und Bildungspolitik. Entstanden ist ein regelrechter «war for talents» – ein Kampf um die besten Köpfe (Sievers et al. 2010).

Gegenstand des vorliegenden Beitrags sind leistungsstarke Migrantinnen und Migranten. Auf der Basis der Ergebnisse einer Schweizer Längsschnittstudie («Migranten als gesellschaftliche Aufsteiger MIRAGE», vgl. Stamm et al. 2014) fragt er nach den Bedingungen ihres Ausbildungserfolgs und liefert damit die Grundlagen für einen längst überfälligen Perspektivenwechsel. Beantwortet werden drei Fragen: Weshalb eigentlich die Herkunft eines Menschen so wichtig ist; welches die Merkmalsprofile der leistungsbesten Migrantinnen und Migranten sind und wie sie sich im Berufsleben entwickeln («Berufserfolg») sowie welche berufspädagogischen und gesellschaftspolitischen Konsequenzen aus diesen Erkenntnissen gezogen werden können.

Die herausragende Bedeutung der Herkunft

Wir wissen es alle: In unserer Gesellschaft liegt etwas im Argen, nämlich die Tatsache, dass der familiäre Hintergrund eng mit der Bildungsbeteiligung und dem Ausbildungserfolg verknüpft ist. Weshalb ist die Herkunft von so grosser Bedeutung? Weil der Abbau der schicht- und migrationsspezifischen Ungleichheiten trotz der Bildungsexpansion seit den 1970er-Jahren nicht gelungen ist. Während das weibliche Geschlecht enorm aufgeholt und das männliche in vielen Bereichen überholt hat, beginnen nach wie vor nur acht von 100 Arbeiterkindern und nur zwei von 100 Kindern aus benachteiligendem Migrationshintergrund ein Hochschulstudium, während es bei einkommensstarken Familien 56 von 100 sind (Uhlir et al. 2009).

Man kann somit von einer Sozialvererbung der Bildungschancen sprechen. Weil Chancengerechtigkeit und Kompetenzerwerb ungünstig kombiniert sind, wird das Leistungspotenzial der Jugendlichen unterer Sozialschichten nicht wirklich ausgeschöpft. Und zwar in überwiegendem Ausmass nicht etwa deshalb, weil sie dumm sind, sondern, weil bei ihnen kein Potenzial erwartet, es infolgedessen nicht erkannt und auch nicht gefördert wird.

Merkmalsprofile und Berufserfolg leistungsstarker Migranten

Unsere Studie untersuchte die Faktoren des Ausbildungserfolgs derjenigen Auszubildenden, welche im Jahr 2009 Spitzenergebnisse in der Lehrabschlussprüfung erzielt hatten, sowie ihren weiteren beruflichen Werdegang. Als «Migrant» oder «Migrantin» wurden dabei jene Jugendlichen bezeichnet, von denen im Gegensatz zu den «Einheimischen» (N=452) mindestens ein Elternteil im Ausland geboren wurde (N=301). Diese Definition wurde dann noch anhand des Kriteriums «Einreisealter» verfeinert: 44% der Migrantengruppe sind in der Schweiz geboren, 25% vor dem sechsten Lebensjahr und 31% später eingereist. Unsere Hauptergebnisse lassen sich zu insgesamt sieben Schwerpunkten zusammenfassen.

Potenzial aus allen Ländern und Berufsgruppen. Die leistungsbesten Migrantinnen und Migranten stammen aus allen Berufsbranchen und kommen aus vielen verschiedenen Ländern: ca. 30% aus Osteuropa, 24% aus Südeuropa, 13% aus Deutschland und 33% aus anderen europäischen und aussereuropäischen Ländern. Auch alle Berufsgruppen sind vertreten: Mit 25% finden sich die besten von ihnen – ähnlich wie die besten Einheimischen – am häufigsten in den technischen Berufen, gefolgt von Berufen im Gesundheits- und Sozialwesen mit 18%. Im Verkauf sowie im Büro- und Informationswesen sind es etwas mehr Absolventen mit Migrationshintergrund als Einheimische. Demgegenüber sind die Einheimischen im Informatikbereich sowie im verarbeitenden Gewerbe leicht übervertreten.

Instabile Schullaufbahnen. Oft verzeichnen die erfolgreichsten Migrantinnen und Migranten weder gradlinig verlaufende Ausbildungswege noch verfügen sie generell über Schulabschlüsse auf hohem Niveau. So haben sie viel häufiger als Einheimische lediglich einen Realschul- oder einen Werkschulabschluss, und auch Klassenwiederholungen kommen fast doppelt so oft vor. Zudem erfolgte ihr Einstieg in die berufliche Ausbildung relativ oft verlangsamt. Allerdings spielt das Einreisealter eine Rolle. So zeigen in der Schweiz geborene Migranten ein insgesamt günstigeres Profil als die nicht in der Schweiz Geborenen. Sie haben deutlich seltener eine Klasse wiederholen müssen als später Eingereiste und erzielten bessere Noten in der Lehrabschlussprüfung.

Somit sind diese leistungsbesten Migrantinnen und Migranten zur Gesamtschweizer Leistungsspitze vorgedrungen, obwohl sie sich nicht durch gute Sprachkompetenzen oder Schulnoten hervorgetan hatten, wohl jedoch durch ihre Fähigkeit zur Mehrsprachigkeit. Im Gegensatz zur Einheimischengruppe, welche im Durchschnitt 2.5 Sprachen spricht, sind es bei der Migrantengruppe 3.8 Sprachen. Die Mehrsprachigkeit hat sich somit ausbezahlt.

Ambitionierte Familien. Die Migrantengruppe kann in der Regel weniger auf materielle Ressourcen zurückgreifen als Einheimische, weil viele Eltern lediglich über bescheidene Bildungsabschlüsse und Deutschkenntnisse verfügen. Andererseits haben gerade diese Familien weit höhere Ausbildungsambitionen und Erwartungshaltungen als die Familien Einheimischer. In mehr als einem Drittel der Fälle spielen auch Geschwister eine bedeutsame Rolle. So sind es weit häufiger ältere Geschwister, nicht die Eltern, welche zum Schulerfolg der Probanden beigetragen und bei der Unterstützung von Hausaufgaben eine wichtige Stellvertreter- und Beraterfunktion übernommen haben.

Weniger Netzwerke, aber «signifikante Andere». Allgemein bekannt ist, dass Frauen und Männer mit Migrationshintergrund einen deutlich schlechteren Zugang zu berufsrelevanten Netzwerken haben. Dass dies in unserer Studie auch für die Gruppe der Erfolgreichsten zutrifft, ist eher erstaunlich. Im Gegensatz zu Schweizer Jugendlichen haben nur 10% angegeben, über gute Kontakte zu verfügen, welche als Türöffner für ihre beruflichen Tätigkeiten dienlich gewesen sind. Aufgrund ihrer hervorragenden Leistungen ist somit anzunehmen, dass Verwandtschaft und Familie keine ausschlaggebende Hilfe bei der Lehrstellensuche oder beim Übergang in den Arbeitsmarkt gewesen sind. Dabei spielte das Einreisealter keine Rolle.

Wesentlicher als Netzwerke und ausschlaggebend für den Ausbildungserfolg scheint in vielen Fällen eine Begegnung mit einer Schlüsselperson gewesen zu sein: ein Schweizer Schulkamerad aus einem bildungsnahen Elternhaus, eine Nachbarin, ein Trainer des Fussballklubs oder auch eine Lehrperson. Doch wurde auch relativ oft berichtet, dass gerade Lehrkräfte den Migranten wenig zugetraut hätten, so dass man sich aus eigener Kraft habe hochkämpfen müssen, vom Ehrgeiz oder vom Trotz angetrieben, etwa nach dem Motto: «Ich werde es Euch zeigen».

Grosse Unterschiede in den «Sekundärtugenden». Im Hinblick auf bestimmte Persönlichkeitsmerkmale zeigte sich die Migrantengruppe ebenso leistungsmotiviert und erfolgszuversichtlich wie die Einheimischen. Jedoch überragte sie diese im Selbstvertrauen und in ihrer Fähigkeit, sich selbst zu organisieren. Diese Persönlichkeitsmerkmale sind gesamthaft wichtiger für die Entwicklung von ausgezeichneter Leistung als die Effekte der Intelligenz.

Erfolgreiche Migranten haben einen höheren Berufsstatus und verdienen mehr.

Ausbildungserfolg ist nicht das Gleiche wie Berufserfolg. Deshalb ist von besonderem Interesse, wie sich die Wege in die Berufstätigkeit gestalteten. Insgesamt ist der Einstieg beider Gruppen fast durchgehend direkt und problemlos gelungen. Die Migrantengruppe war im Hinblick auf die praktische Berufstätigkeit etwas erfolgreicher, während die Gruppe der Einheimischen häufiger eine Folgeausbildung in Angriff genommen hat. Beide Gruppen haben sich überdurchschnittlich häufig beruflich weitergebildet. Mit je gut 60% überflügeln sie die aktuelle Teilnahmequote junger Erwachsener in der Schweiz, welche ca. 50% beträgt.

Sowohl in Bezug auf den Berufsstatus als auch auf das Salär hat die Migrantengruppe die Einheimischengruppe überflügelt. Zwar konnten beide Gruppen seit Abschluss der Ausbildung ihr Salär signifikant steigern, die Migrantengruppe jedoch etwas stärker, so dass sie Ende 2011 deutlich mehr verdiente (3884 Franken) als die Einheimischen (3508 Franken). Allerdings trifft dies vor allem auf in der Schweiz geborene, nicht jedoch auf später eingereiste Migranten zu. Zudem sind die Unterschiede zum grossen Teil darauf zurückzuführen, dass die Einheimischen nach Abschluss der Berufslehre deutlich stärker auf Vollzeitausbildungen setzten und deshalb weniger verdienten als Migranten.

Unzufriedenere Migranten. Die Migrantengruppe erweist sich zwar als erfolgreicher, doch zeigte sie sich als insgesamt weniger zufrieden und stärker geneigt, das Feld ihres erlernten Berufes zu verlassen. Im Gegensatz zu mehr als 80% der Schweizer, welche zwei Jahre nach Ausbildungsabschluss noch im angestammten Beruf tätig waren, traf dies nur noch für gut 70% der Migranten zu. Zwar ist dies aus der Sicht der amtlichen Statistik nichts Aussergewöhnliches, doch drängt sich für die Migrantengruppe eine spezifische Interpretation auf. So wuchs ein Grossteil von ihnen in Familien auf, in denen finanzielle Knappheit dominierte. Es erstaunt somit kaum, dass zum Zeitpunkt der Befragung die Mehrheit der Migrantengruppe einzelne Familienmitglieder oder Verwandte auf der Basis ihres Einkommens finanziell unterstützte.

Gesellschaftspolitische und pädagogische Konsequenzen

Insgesamt belegt die MIRAGE-Studie, dass die berufliche Grundbildung für viele Migrantinnen und Migranten zur zweiten Chance geworden ist: Trotz instabiler Schullaufbahn, einem Hauptschulabschluss oder einem späten Einreisalter ist somit nicht nur ein Ausbildungserfolg möglich, sondern auch ein Vordringen bis zur Leistungsspitze. Rund 33% der leistungsbesten Migranten sind gar als «Bildungsaufsteiger» (Raiser 2007) zu bezeichnen, weil sie häufig erst im Jugendalter in die Schweiz eingereist waren und den Aufstieg von einem niedrigen Schulniveau zu den besten Lehrabsolventen in kurzer Zeit geschafft hatten. Obwohl sie oft

Brüche in ihrer Schullaufbahn erleben, wurde ihr Ausbildungserfolg dadurch nicht behindert. Welche Faktoren könnten dabei eine Rolle gespielt haben?

Mit Sicherheit sind es keine einzelnen Faktoren, sondern eine Kombination von Persönlichkeitsmerkmalen (Frustrationstoleranz oder Selbstvertrauen), vom familiären Umfeld (hohe Erwartungshaltung) und der Situation im Betrieb und in der Berufsschule. Es wäre also falsch, wie man dies gerade in der Politik häufig hört, einfach auf einen einzelnen Faktor zu setzen und zu behaupten, diese leistungsstärksten Migranten seien einfach «resilient», d.h. psychisch widerstandsfähig. Migranten, die sich anstrengen würden, hätten bei uns die gleichen oder gar die besseren Chancen wie die Schweizer. Richtig ist, dass es ein ganzes Set an Erfolgsfaktoren braucht, das nur in seiner Kombination zum Tragen kommt. Dies ist auch einer der Hauptgründe, weshalb so viele Migranten mit Potenzial schon kurz nach Schuleintritt durch die Maschen fallen.

Was können wir aus solchen Erkenntnissen lernen, zumal sie unseren traditionellen Vorstellungen, was eine erfolgreiche Bildungslaufbahn ausmacht, widersprechen? Zunächst einmal, dass erfolgreiche junge Migrantinnen und Migranten oft weder gradlinige Ausbildungswege hinter sich haben noch über gute Schulabschlüsse verfügen. Somit sind weder Klassenwiederholungen noch Realschullaufbahnen per se Risikomarker für schlechte Berufslaufbahnen. Vielmehr scheint es die berufliche Grundbildung zu sein, welche zur Talentschmiede für diese Migranten wurde, deren bisherige Laufbahn eher durch Schulversagen gekennzeichnet war.

Wenn somit in jedem Schülerjahrgang viel Potenzial verloren geht, dann stellt sich die Frage, wie solche Begabungsreserven nutzbar gemacht werden können. Zunächst einmal, indem man solchen Kindern und Jugendlichen hilft, die ihnen in den Weg gestellten Hürden zu überwinden. Dazu gehören Selektionshürden von der Grundschule in die Oberstufe sowie falsche Lehrereinschätzungen oder mangelnde Unterstützung durch die Schule. Notwendig ist deshalb eine systematische Frühförderung für benachteiligte Kinder ab dem Kindergarten. Dies insbesondere deshalb, weil sich die Frühförderung bisher ausschliesslich auf «bedürftige» respektive «beschädigte» Migrantenkinder konzentriert und damit zur Verfestigung des einseitig defizitären Blicks beigetragen hat.

Möglichkeiten pädagogischen Handelns sollten früh genutzt werden. Deshalb spielen Kindergärten und Grundschulen eine zentrale Rolle. So sollten sie sich verstärkt Wissen aneignen, wie man Begabungsreserven von benachteiligten Migrantenkinder entdecken und deren Entfaltung fördern kann. Ferner wäre eine Zusammenarbeit mit Migrantenfamilien aufzubauen, welche ihnen aufzeigt, wie sie zu Hause die schulische Förderung ihres Kindes unterstützen können

und weshalb ihr Beitrag so wichtig ist. Ein solcher Fokus ist ebenso wichtig wie die Förderung selbst.

Des Weiteren braucht es Anstrengungen auf der Oberstufe. Man sollte in Haupt- und Realschulen, aber auch in Werkklassen gezielt und systematisch nach solchen potenziell begabten Schülern suchen. Mangelnde Sprachkompetenzen dürften dabei keine Rolle spielen. Dazu kommen Mentoringprogramme sowie das in der Schweiz neu etablierte Case Management, das bisher ausschliesslich für leistungsschwache Jugendliche und solche mit Verhaltensschwierigkeiten eingesetzt worden ist.

Schliesslich wären auch Berufsfachschulen und Betriebe gut beraten, ihre Förderstrategien zu reflektieren und sich verstärkt um junge Migrantinnen und Migranten zu bemühen. Dies bedingt allerdings, dass sie viel deutlicher zwischen Leistung und Potenzial unterscheiden und demzufolge Schulnoten und Sprachkompetenzen weniger, Persönlichkeitsmerkmale wie Gewissenhaftigkeit, Fleiss, Einsatzbereitschaft, Stressresistenz oder Frustrationstoleranz stärker gewichten (Stamm, 2013).

Das Wichtigste ist die Entwicklung eines positiven Blicks auf benachteiligte Migrantinnen und Migranten. Dieser Anspruch ist allerdings schwierig einzulösen. Denn bisher wird vor allem die Zuwanderungselite positiv dargestellt, während «normale» und «sozial benachteiligte» Migranten die Hauptdarsteller sind, wenn es um (berufs-)schulische Problem Diskussionen geht. Es ist einfacher, über ihre Defizite und Mängel zu sprechen als über ihre Potenziale. Medien spielen dabei eine meinungsbildende Rolle, prägen sie unser migrationspolitisches Klima doch entscheidend mit. Würden sie sich verstärkt darauf konzentrieren, was Migranten leisten und für unsere Gesellschaft tun und darüber hinaus viel häufiger *mit* ihnen statt *über* sie sprechen, könnten sie zur Entwicklung eines solchen positiven Blicks einen wichtigen Beitrag leisten. So würde der Weg frei für die Förderung unerwarteter Bildungsaufsteiger, die wir so dringend gebrauchen.

Excellentes performances de migrants dans l'apprentissage

La migration est devenue un thème central aussi dans le domaine de la formation professionnelle. Mais bien souvent, il n'est question que des problèmes des jeunes en difficulté. Cet article aborde la question sous un prisme différent, renvoyant ainsi au changement de perspective tant attendu. Il met en effet à l'honneur les migrants qui ont achevé avec succès leur formation professionnelle et pose deux questions fondamentales: (1) Quelles sont les raisons qui expliquent leur réussite? (2) Que peut faire le système éducatif (formation professionnelle) pour soutenir davantage les migrants qui présentent un réel potentiel?

Literatur

- Raiser, Ulrich**, 2007, Erfolgreiche Migranten im deutschen Bildungssystem – es gibt sie doch. Lebensläufe von Bildungsaufsteigern türkischer und griechischer Herkunft. Münster: LIT.
- Sievers, Isabel; Griese, Hartmut; Schulte, Rainer**, 2010, Bildungserfolgreiche Transmigranten. Eine Studie über Deutsch-Türkische Migrationsbiographien. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel.
- Stamm, Margrit**, 2013, Lehrlingsmangel. Strategien für die Rekrutierung des Nachwuchses. Dossier Berufsbildung 13/2. Online: www.margritstamm.ch/images/Dossier_Lehrlingsmangel_Komplett.pdf (18.07.2015).
- Stamm, Margrit**, 2011, Genutzte Potenziale. Erfolgreiche Migranten in der Berufsbildung. In: Die Berufsbildende Schule, 63/10: 289-294.
- Stamm, Margrit; Leumann, Seraina; Kost, Jakob**, 2014, Erfolgreiche Migranten. Ihr Ausbildungs- und Berufserfolg im Schweizer Berufsbildungssystem. Münster: Waxmann.
- Uhlig, Johannes; Solga, Heike; Schupp, Jürgen**, 2009, Bildungsungleichheiten und blockierte Lernpotenziale. Welche Bedeutung hat die Persönlichkeitsstruktur für diesen Zusammenhang? In: Zeitschrift für Soziologie, 38/5: 418-440.

Margrit Stamm war bis Ende 2012 Professorin für Erziehungswissenschaft an der Universität Fribourg. Seit 2013 ist sie Direktorin des Forschungsinstituts Swiss Education in Bern und als Gastprofessorin an Universitäten im In- und Ausland tätig.





Foto Mamadou Ndiyane

Offrir aux jeunes générations des images d'identification positives.

Au début des années 1960 l'Europe se reconstruit, s'industrialise et s'urbanise. Le besoin en main-d'œuvre est criant. Un appel est fait par de nombreux pays européens aux pays du Maghreb et à la Turquie. Ce fût le cas notamment de la Belgique, terre d'accueil des parents de Jamila Ben Azzouz et berceau de sa naissance. Elle écrit « L'immigration marocaine : 50 parcours, 50 talents ». Cet ouvrage veut apporter un éclairage sur les fruits de cette immigration, souligner la détermination et le courage dont beaucoup ont dû faire preuve pour dépasser les freins liés à leur condition de départ. Il veut également que les regards portés sur cette immigration puissent évoluer en contrebalançant l'image négative trop souvent projetée par les médias. Et contribuer ainsi à une ouverture des esprits.

Mon invitation à travers ce livre est une invitation à l'ouverture, l'inclusion, la tolérance au-delà de nos différences. J'ai choisi de le faire en racontant des histoires. Celles de 50 personnes issues de l'immigration marocaine et qui ont un parcours qui illustre la force de la détermination et du dépassement de soi dans la réussite professionnelle et l'auto-réalisation. Ce sont pour la plupart des personnes dont les conditions de départ ne les destinaient pas à réaliser de brillantes carrières. Beaucoup d'entre elles sont issues de milieux socio-économiques particulièrement défavorisés et ont dû franchir de nombreuses barrières avant de devenir les personnes magnifiques que j'ai eu le bonheur de rencontrer à travers ce projet.

« Pas comme les autres »

L'idée de ce livre remonte à l'année 2002. Jusqu'alors, j'étais souvent la seule jeune fille puis jeune femme d'origine marocaine dans mon entourage académique puis pro-

fessionnel. Il y avait une phrase qui revenait souvent, c'était : « oui, mais toi tu n'es pas comme les autres ». Si bien que j'ai fini par y croire moi-même. Jusqu'au jour où je rencontre une jeune femme « qui n'est pas comme les autres » non plus et qui me présente à d'autres personnes qui, elles non plus « ne sont pas comme les autres ». Oui mais alors « les autres » dont on parle, qui sont-ils au juste ? Ce sont tous ceux qui, comme nous, sont issus de la diversité, mais qui font la une des médias, qui tapissent les faits divers et qui donnent une image de l'immigration à laquelle on est heureux de ne pas être associés.

Mais du coup, tous ces gens « qui ne sont pas comme les autres », qui sont-ils ? Ce sont des citoyens ordinaires, qui vivent leur vie tranquillement et qui aspirent à rester dans l'ombre. Néanmoins, ce sont les premiers à regretter l'image peu reluisante qui est donnée d'eux. Car, au fond, même s'ils ne sont pas « comme les autres », au moindre événement relayé par les médias, ils sont soudainement associés à ceux-là même auxquels on disait qu'ils ne ressemblaient pas.

Chaque personne à des talents et un potentiel à développer

Je souhaitais rendre hommage aux générations précédentes qui ont dû consentir à de gros sacrifices pour offrir à leurs enfants un avenir meilleur. Ils sont venus dans un pays dont ils ne connaissaient ni la langue, ni les habitudes. Ils ont apporté la main-d'œuvre qui manquait alors à leur pays d'accueil pour relever les défis économiques qui s'offraient à lui. Ils ont travaillé dans les mines et les secteurs du bâtiment, de la sidérurgie et de la chimie, notamment. Ils ont contribué à la construction des métros et des infrastructures urbaines, alors que de nombreux travailleurs locaux à l'époque se détournent de ces emplois. Ils se sont investis dans leur pays d'accueil, devenu celui de leurs enfants, sans jamais avoir obtenu une quelconque reconnaissance. C'est donc à tous ceux-là que j'ai pensé en premier lieu en démarrant ce projet.

Ensuite, je souhaitais donner une certaine visibilité aux « enfants de l'immigration », dont je suis. Visibilité qui permette

de contrebalancer les propos que d'aucuns profèrent au sujet des « échecs de l'immigration », sans jamais mettre en avant son pendant que j'ai voulu personnifier à travers chacun de ces portraits.

Et enfin, je voulais offrir aux jeunes générations des images d'identification positives. Leur permettre de se projeter dans des parcours de personnes « qui leur ressemblent ». Leur dire que si d'autres y sont parvenus, malgré des conditions de vie de départ parfois très douloureuses, ils peuvent y parvenir également. Que même si ce n'est pas facile, c'est possible !

A travers ces 50 parcours, j'ai découvert une diversité dans cette « diversité ». Ce sont tous des enfants d'immigrés qui ont une histoire commune avec certaines étapes similaires dans leur cheminement et en même temps, ce sont chaque fois des personnalités uniques. Elles ont chacune un rapport très différent au monde, à l'autre, à la spiritualité. Leurs identités sont également multiples, mouvantes, se façonnant au gré de leurs expériences, de leurs rencontres, de leur propre parcours de développement personnel. Toutes ont des racines communes, qui font partie de ce qu'elles sont mais qui à elles seules ne suffisent pas à les définir.

Je me suis rendu compte en écrivant cet ouvrage à quel point chaque personne a des talents qui lui sont propres et un potentiel à développer. Le drame de notre société, c'est de ne pas investir suffisamment dans le développement de ce potentiel. Et ne pas investir dans ce développement, c'est passer à côté de bien des richesses insoupçonnées qui pourraient profiter à la collectivité.

Mes activités professionnelles de psychologue, de consultante en ressources humaines, formatrice et coach m'ont permis depuis de nombreuses années de détecter des potentiels et développer les talents, mais à un stade où ils sont déjà sur le marché de l'emploi ou dans l'entreprise.

Ce qui m'a intéressée dans ma démarche d'écriture, c'est la rencontre avec des personnes qui ont effectivement pu développer leur potentiel, mais tout en remontant avec eux dans

les prémisses de ce qui préfigure leurs talents. Enfants, rien n'aurait pu nous permettre d'imaginer que venant du milieu dans lequel ils baignent, ils pourraient un jour devenir ce qu'ils sont devenus. Un voyage fascinant donc, que j'ai eu le plaisir de partager avec chacun d'eux.

Qu'en sera-t-il dans 50 ans ?

Ce que je souhaiterais, c'est que dans les 50 prochaines années nous puissions avoir de plus en plus de Karima, Imane, Ahmed ou Ibrahim qui soient des sources d'inspiration pour les autres, quelles que soient leurs origines. Que ce ne soit plus étonnant d'avoir des personnes qui portent ces prénoms-là à tous les niveaux de la société et que celle-ci soit de moins en moins ethno-stratifiée.

Que les personnes qui partagent un même espace territorial puissent, en tant que citoyens et quelles que soient leurs origines, leurs convictions religieuses ou philosophiques, se rapprocher, s'ouvrir, se découvrir, s'accepter et se respecter mutuellement.

Cet ouvrage, je ne le conçois pas comme une fin en soi, mais comme le début de quelque chose. J'aimerais qu'il fasse le tour des écoles, qu'il soit partagé dans les foyers et qu'il fasse l'objet de débats. Nous devons chacun assumer notre part de responsabilité vis-à-vis des générations futures. Et ma conviction profonde est qu'en chaque enfant, il y a un talent à exploiter. Et qu'il tient à chacun de nous de voir en l'autre ce qu'il a de meilleur pour l'inviter à l'exprimer plutôt que de l'acculer à ne laisser voir que le côté obscur de lui-même.

Une parole motivante, un regard encourageant pour faire toute la différence

Ce que j'ai modestement décrit dans cet ouvrage, ce sont 50 portraits de personnes, certes issues de l'immigration marocaine, mais qui font aujourd'hui partie intégrante du paysage de leur pays d'adoption. 50 portraits parmi tant d'autres. Des hommes et des femmes. Des citoyens qui constituent une force intellectuelle et économique non négligeable pour leur pays. Ils sont loin d'être des exceptions, mais ils gra-

vivent autour de nous comme des ombres, sans que nous ne leur accordions beaucoup d'attention.

Aux *enseignants*, j'aimerais leur rappeler à quel point leur rôle est essentiel dans la construction des futurs adultes qu'ils ont entre leurs mains. A travers ces différents témoignages, nous pouvons voir qu'il suffit parfois d'un geste bienveillant, d'une parole motivante, d'un regard encourageant porté sur l'élève ou l'étudiant pour faire toute la différence. Les enseignants représentent malgré eux des plateformes de projection et des figures d'autorité morale qui ont un impact considérable sur ces adultes en devenir qu'ils accompagnent.

Aux *politiques*, et dans la poursuite de cette même réflexion, j'aimerais qu'ils puissent reconsidérer l'enseignement et la place qu'on lui accorde aujourd'hui. Peut-on se permettre aujourd'hui d'avoir dans nos pays un enseignement à deux vitesses ? Peut-on prendre le risque de rater le rendez-vous de l'inclusion ? Quelle citoyenneté voulons-nous générer ? L'enseignement que nous offrons aujourd'hui est-il adapté à nos ambitions ? Sommes-nous satisfaits des résultats des enquêtes Pisa ? Que comptons-nous faire pour relever les défis qui s'offrent à nous ? A l'ère d'Internet, et dans une économie de la connaissance, ne devons-nous pas revoir notre approche de l'enseignement ? Quelles sont les compétences dont les adultes de demain auront besoin pour faire face à un monde en constante mutation ? Comment peut-on redonner du sens à l'école ? Comment peut-on redonner envie aux jeunes d'apprendre, se développer, se dépasser ? L'enseignement d'aujourd'hui tient-il compte des nouvelles formes d'apprentissage ? Autant de questions qui sont certainement déjà débattues par ailleurs mais qu'il me semblait important de souligner car je pense vraiment que c'est au niveau de l'enseignement et ensuite de la formation continue que nous devons agir pour faire la différence.

Apprendre à voir le jeune à travers son potentiel

Aux *conseillers en orientation scolaire*, je voudrais vraiment tirer une sonnette d'alarme par rapport au jugement

qu'ils peuvent poser sur un jeune immature et mû par des questions identitaires propres à son appartenance multiple à un moment crucial de son développement. A près de la moitié des personnes reprises dans cet ouvrage, et qui ont pourtant plutôt bien réussi leur parcours académique et professionnel, il a été conseillé de prendre une orientation technique ou professionnelle après la scolarité obligatoire. Une période où le poids de la culture et des conditions sociales est énorme. Une période où le jeune n'a pas encore eu l'occasion de relever la tête, se remettre en question, se projeter dans le futur. Une période de grande fragilité et d'instabilité émotionnelle. Je me demande combien de parcours ont ainsi été avortés ? Combien de potentiels ont été gâchés ? Je me pose la question des grilles de lecture utilisées et de la mesure dans laquelle elles tiennent compte des biais liés aux réalités particulières que connaissent les personnes issues de milieux socio-économiques défavorisés et de cultures différentes. Comme dirait Einstein : « Tout le monde a du talent, mais si vous jugez un poisson à sa capacité à grimper à un arbre, il passera sa vie à croire qu'il est stupide ».

Nous devons absolument apprendre à voir le jeune à travers son potentiel. Autrement dit à le voir tel qu'il pourrait devenir plutôt que tel qu'il est. Nous devons éviter également que des filières telles que celles de l'enseignement technique ou professionnel ne deviennent des filières de relégation. Ce sont de vraies filières d'avenir pour ceux que ce type de métier passionne. Pas pour ceux dont les rêves sont d'un autre ordre et dont seules les origines sont prise en compte pour leur orientation.

Une grande force pour relever les défis de l'entreprise

J'aimerais également m'adresser aux *responsables de ressources humaines* et leur dire que dans un monde globalisé où les entreprises doivent faire face à « la guerre des Talents », ce serait une grossière erreur de se priver d'une partie de ce réservoir sur base de critères autres que ceux des compétences. D'autant plus que j'ai pu constater que bon nombre des personnes que j'ai rencontrées disposent des « compé-

Den Jungen positive Identifikationsfiguren anbieten

Mit ihrem Buch «L'immigration marocaine: 50 parcours, 50 talents» will Jamila Ben Azzouz auf den Nutzen dieser Einwanderung hinweisen und aufzeigen, wieviel Entschiedenheit und Mut es bei vielen brauchte, um die Hindernisse bei der Auswanderung zu überwinden. Es soll auch helfen, das Bild dieser Eingewanderten zu verändern und den Vorurteilen, die in den Medien oft verbreitet werden, etwas entgegenzusetzen. So kann das Buch zu einer Öffnung der Einstellungen beitragen. «Wer von Assimilation spricht, erwartet in Wirklichkeit oft, dass wir einen Teil von uns und unserer Identität aufgeben. Doch das ist unannehmbar, denn es beeinträchtigt den Aufbau und das Gleichgewicht unserer Identität. In Tat und Wahrheit ist unsere doppelte Zugehörigkeit eine Bereicherung. Doch das ist sie nur, wenn wir sie als doppelte Bereicherung und nicht als doppelte Zurückweisung erfahren – was leider häufig passiert.»

tences émergentes » qui sont précisément celles dont les organisations auront besoin dans le futur pour faire face aux défis de demain. Elles disposent d'une grande force de résilience, d'une capacité à gérer le changement, à relativiser, à gérer les paradoxes et l'ambiguïté, à réfléchir en termes de « et...et » plutôt que de « ou...ou ».

Au départ, je cherchais à comprendre comment il se faisait que dans certaines familles, certains réussissent très bien et d'autres pas, alors qu'ils sont tous bercés dans les mêmes conditions de base, et que, a priori, ils ont tous la même éducation. La force intrinsèque de chaque individu et sa capacité à croire en lui est un des paramètres, mais je ne voudrais pas tout réduire à cela. Ce paramètre lui-même se renforce à travers les interactions multiples de l'individu avec son environnement. Interactions qui peuvent être très différentes dans une même fratrie. A cela, nous devons certainement rajouter d'autres composantes et je n'ai pas la prétention de répondre à cette question dont je suis consciente de l'aspect multifactoriel des réponses possibles.

Néanmoins, et pour en revenir aux ressources humaines, pour ceux qui se présentent sur le marché de l'emploi, le fait d'avoir pu surmonter un triple handicap (social, économique et culturel) témoigne en soi d'une grande force intrinsèque qui pourra s'avérer utile pour relever les défis de l'entreprise.

Mon utopie serait que nous puissions aller vers un « boundaryless mindset ». Un état d'esprit ouvert qui dépasserait les frontières culturelles, culturelles, linguistiques, de genre ou d'autres encore pour aller vers une démarche inclusive qui permette d'appréhender l'autre tel qu'il est, sans jugement de valeur et en dehors de toute stigmatisation.

Bibliographie

Ben Azzouz, Jamila, 2014, L'immigration marocaine. 50 parcours, 50 talents, Waterloo: Maison d'édition Avant-propos.

Jamila Ben Azzouz est psychologue clinicienne. Elle intervient également en entreprise en tant que consultante en ressources humaines, formatrice et coach. Ses principaux domaines d'expertise sont la gestion des talents, le développement du leadership et l'accompagnement au changement des individus, des équipes et des organisations.

«Unsere Präsenz macht die Schweizer anpassungsfähig.»

In der Musikwelt ist Elina Duni keine Unbekannte. Seit vielen Jahren bezaubert sie mit ihrer ausdrucksstarken Stimme das Publikum. Die albanisch-schweizerische Sängerin interpretiert Volkslieder aus dem Balkan mit Stilmitteln des modernen Jazz. Mit der ungewöhnlichen Kombination von Volksmusik und Jazz besetzt sie eine Nische im hart umkämpften Musikgeschäft und begeistert sowohl Liebhaber von Volksmusik als auch Kennerinnen des Jazz.

Sie ist eine Frau, die weiss, was sie will. Den Kellner im Restaurant, der zunächst keinen der bereits gedeckten Tische freigeben will, überzeugt sie mit Charme, dass sie für das Interview einen ruhigen Ort benötige. Der Tisch in der Ecke wird abgeräumt.

Elina Duni erzählt von ihrer Ankunft in der Schweiz, als sie als Zehnjährige nach dem Fall des kommunistischen Regimes mit ihrer Mutter, die sich von ihrem Mann getrennt hatte, nach Luzern kam. «Ich stellte mir dieses Land wie das Paradies vor, aber als wir hier eintrafen, überfiel mich die Einsamkeit. Alles war zwar schön und geordnet, doch alles, was ich vorher hatte, Freundinnen, Familie, ein anregendes Umfeld, hatte ich verloren. In der Schule war ich die arme Albanerin, die nichts verstand. Das, was mich damals rettete, war die Musik. Ich lief stundenlang mit Kopfhörern durch die Stadt, die Beatles im Ohr. Erst als meine Mutter beschloss, nach Genf umzuziehen, konnte ich mich auf die neue Umgebung in der Schweiz einlassen. Denn dort war ich keine Fremde. Fast alle in meiner Klasse kamen ebenfalls von irgendwoher, aus Portugal, aus Spanien, aus den Ländern des Balkan. Dort begann mein Leben in der Schweiz.»

Aufwachsen in der Multikulturalität

Die Künstlerin, die bereits in Albanien Geige spielen lernte, wurde am Conservatoire de musique de Genève im Klavierspiel ausgebildet. Am Collège de Saussure entdeckte sie den Jazz. Ab 2000 beteiligte sie sich an mehreren Film-, Theater- und Jazzprojekten in Albanien und in der Schweiz. «Ich bewege mich

gerne zwischen den Welten des Balkan und der Schweiz. Beide faszinieren mich, jede mit ihren jeweils eigenen Rhythmen, Wertesystemen, Zeitverständnissen und Codes. Dabei sehe ich mich als Brückenbauerin, als Vermittlerin, um Menschen das nahezubringen, was sie letztlich verbindet.» Während ihres Studiums von Gesang und Komposition an der Hochschule der Künste in Bern gründete sie das «Elina Duni Quartet» mit Colin Vallon am Piano, Lukas Traxel am Kontrabass und Norbert Pfammatter am Schlagzeug. 2008 erschien die erste CD, weitere folgten 2010, 2012 und 2014. Das Quartett tourt durch viele Länder Europas und tritt an namhaften Festivals auf. Daneben singt Elina Duni auch alleine und begleitet sich selbst mit Gitarre oder einem Tamburin. Gelegentlich tritt sie gemeinsam mit ihrer Mutter, der Schriftstellerin Bessa Miftiu auf: Die Mutter liest ihre auf Französisch verfassten Texte, die Tochter singt Lieder aus ihrem breiten Repertoire.

Auf die Frage, wie sie die Schweiz heute erlebe, nachdem sie längst integriert ist, meint Elina Duni: «Die Schweiz ist das Land, in das ich immer zurückkehren werde. Ich bin sehr gerne unterwegs, aber die Schweiz ist der Ort, wo ich mich zuhause fühle. Besonders schätze ich, dass man in diesem Land mit offiziell vier Sprachen grossen Wert darauf legt, dass Verständigung stattfindet, dass man die Menschen in den andern Sprachregionen und Landesteilen respektiert. Selbst wenn die Leute nicht miteinander reden und keine andere Landessprache sprechen, spürt man, dass der Wille zum Austausch zwischen den verschiedenen Regionen ein Teil der Schweizer Kultur ist. Das Multikulturelle hat hier gewissermassen seine Grundlagen. Das beeindruckt mich, und das möchte ich nicht missen.» Selbst migrationspolitische Abstimmungen in der Vergangenheit wertet sie nicht so kritisch. «Ich bin überzeugt, dass in andern europäischen Staaten die Resultate deutlich schlechter ausgefallen wären, hätte man die Leute dort befragt.»

Ob sie denn nie als Fremde behandelt wurde? «Nein, ich habe die Erfahrung, die viele Albanisch Sprechende machen, nämlich als «Jugo» mit all den bekannten negativen Klischees betrachtet zu werden, kaum je gemacht. Auch falle ich vom Aussehen her nicht besonders auf. Als ich nach Bern kam, war ich die Romande, die nur Französisch sprach. Doch den Romands

begegnet man – in Bern jedenfalls – mit Sympathie.» Die Interpretin von Volksliedern, die ein Sensorium dafür hat, was die Gemüter bewegt, lernte rasch Berndeutsch, «die Sprache des Herzens der Bernerinnen und Berner». Elina Duni ist der Ansicht, dass das vollständige Eintauchen in eine Sprache auch das Eintauchen in eine konkrete Umgebung ermöglicht. «Im Übrigen ist die Aneignung einer andern Sprache auch das A und O, wenn ich italienische, französische, griechische, bulgarische oder Schweizer Lieder vortrage. Das Authentische bewegt die Menschen.»

Prix Diaspora und «Terre d'accueil»

Für ihre künstlerischen Leistungen wurde Elina Duni mit mehreren Preisen ausgezeichnet und erhielt Stipendien von diversen Förderstellen. Sie und ihr Quartett sind gefragte Interpreten an Musikfestivals, und ihre Solo-Auftritte ziehen ein breites Publikum an. Eine besondere Auszeichnung erhielt sie im Mai 2015, als ihr von der Kosovarischen Botschaft in der Schweiz der Prix Diaspora zugesprochen wurde. Damit wurde sie nicht nur als Künstlerin ausgezeichnet, sondern als Vertreterin der in der Öffentlichkeit oft zu Unrecht verschmähten Migrationsgruppe der Albanisch Sprechenden. In ihrer Dankesrede an die Gäste anlässlich der Preisverleihung widmete Elina Duni den eben erhaltenen Preis all jenen Männern und Frauen, die seit Jahren in der Schweiz hart arbeiten, selten aber für ihre Leistungen gewürdigt werden.

Geschätzt wird Elina Duni bei Weitem nicht nur von Musikfans oder der albanisch-sprachigen Community. Sie kommt auch bei einem breiteren einheimischen Schweizer Publikum gut an. Elina Duni gerät ins Schwärmen, wenn sie davon spricht: «Ich spüre eine Offenheit, die ganz besonders ist. Das hat meines Erachtens damit zu tun, dass Migration zur Geschichte der Schweiz gehört. Die Präsenz von Ausländerinnen und Ausländern hat einen Einfluss auf das Verhalten der Menschen. Ich vermute sogar, dass diese Präsenz die Schweizer Bevölkerung anpassungsfähig gemacht hat.» Auf die Frage, ob ein solches Urteil nicht etwas gewagt sei und sie die Schweizer in einem etwas gar rosigen Licht darstelle, entgegnet sie dezidiert, dass sie das ganz anders sehe. «Wenn man auf die Leute zugeht und sie auf der emotionalen Ebene anspricht, reagieren die Menschen offen.» Sie habe Erfahrung mit Konzerten in andern europäischen Ländern – da sei eine vergleichbare Empathie nicht spürbar.

Als Brückenbauerin sieht sich Elina Duni auch bei ihrem neuen Projekt «Terre d'accueil». Sie plant Konzerte, an denen sie Lieder von Schweizer Auswanderern nach Übersee und ausländischen Einwanderern in die Schweiz vortragen will: «Migrationserfahrungen gehören nicht nur zu den Biographien der Zugewanderten, sondern auch zu denjenigen der Einheimischen.»

www.elinaduni.ch



Foto: Alex Uehlinger

«Die Schweiz ist das Land,
in das ich immer zurückkehren werde.
Ich bin sehr gerne unterwegs, aber die Schweiz
ist der Ort, wo ich mich zuhause fühle.»

«Im Übrigen ist die Aneignung einer
andern Sprache auch das A und O,
wenn ich italienische, französische, griechische,
bulgarische oder Schweizer Lieder vortrage.
Das Authentische bewegt
die Menschen.»

«Selbst wenn die Leute nicht
miteinander reden und keine
andere Landessprache sprechen,
spürt man, dass der Wille zum Austausch
zwischen den verschiedenen Regionen ein Teil
der Schweizer Kultur ist.»

Une passion russe pour l'art suisse.

C'est par passion pour les artistes visuels suisses que Lada Umstätter a quitté Moscou, où elle est née et a fait ses études, pour s'installer à La Chaux-de-Fonds. Nommée conservatrice du Musée des beaux-arts, la jeune femme russe s'attache à faire découvrir au public helvétique des artistes indigènes comme Charles L'Éplattenier ou Le Corbusier, souvent mieux connus à l'étranger que dans leur pays d'origine.

« Je veux montrer aux Suisses qu'ils ont une culture magnifique que les étrangers viennent admirer. » La profession de foi vive tranche avec les traits doux de Lada Umstätter. Le visage rond, la conservatrice du Musée des beaux-arts de La Chaux-de-Fonds a l'apparence de la personne qui ne vous fera aucun mal, qui ne vous placera en aucun cas sur la défensive.

En fait, elle n'a nul besoin de cela. La grande vivacité de son regard trahit sans peine l'intelligence aiguë de cette femme née à Moscou, éduquée lors des dernières années de l'Union soviétique, et qui a choisi de porter les arts visuels helvétiques alors que s'ouvraient les portes d'une carrière internationale en tant qu'historienne de l'art.

Aussi ne doit-on pas s'étonner de l'assurance avec laquelle elle lance cette remarque : « Il faut arrêter avec l'autodénigrement qui veut que l'on ne s'intéresse pas à l'art de chez soi. Peuple de montagnards, les Suisses cherchent à savoir ce qu'il y a au-delà sans s'intéresser à ce qui se passe dans leur vallée. » De la part de cette Russe des Montagnes neuchâteloises, tout est dit.

Son enthousiasme a dopé la fréquentation de son institution

A la tête de l'institution culturelle de la métropole horlogère depuis 2007, elle s'investit totalement pour faire découvrir une collection d'œuvres d'artistes nationaux patiemment rassemblée depuis la création du musée en 1864. A commencer par

les enfants du pays, Le Corbusier et Charles L'Éplattenier, et pour monter des expositions comme celle consacrée à l'écrivain Blaise Cendrars et ses rapports avec les arts. Toutes les idées sont bonnes à prendre pour stimuler l'intérêt du Musée des beaux-arts auprès du public, à commencer par ces visites guidées organisées tout exprès pour les célibataires. La proximité des œuvres d'art ne stimule-t-il pas les rencontres ? Le succès est au rendez-vous : en huit ans, la fréquentation de l'institution chaux-de-fonnière a plus que doublé.

Comment une jeune fille éduquée derrière le rideau de fer s'est-elle prise de passion pour les artistes suisses ? Lada Umstätter est d'abord une intellectuelle de la capitale russe issue d'une longue tradition familiale. Sa mère est musicologue. Sa grand-mère était scientifique. Aussi, Lada s'est tout naturellement lancée dans les études. « Je voulais faire chimie. Ma sœur jumelle préférait le théâtre. L'histoire de l'art a été le compromis trouvé entre nous pour étudier ensemble », se remémore-t-elle avec un sourire.

Elle découvre les artistes romands à l'Université de Moscou

Aujourd'hui, aussi bien en Suisse qu'en Russie, s'assurer un avenir brillant passe souvent par des études de droit ou d'économie. Mais pas à l'ère du communisme, même déclinant. « Il y avait quelque chose de très positif sous le régime soviétique : c'était le large accès à la culture que favorisait le régime. Un musée d'art, ce n'était pas un lieu inconnu, perçu comme élitiste. C'était un lieu de rendez-vous », soutient-elle, tout en se remémorant la sévère censure qu'exerçait alors le régime sur de nombreux artistes.

Elle se plonge, à l'Université Lomonossov de Moscou, dans l'univers de la culture francophone. Un moyen, pour une jeune Soviétique recluse derrière ses frontières, de voyager. Elle aurait donc pu se consacrer aux œuvres de grands artistes classiques français comme l'écrivain Corneille ou le sculpteur Rodin, à l'instar de milliers d'autres étudiants, mais non. « Je n'aime pas marcher dans les traces des autres gens. J'aime ouvrir ma voie. Or, dans le monde culturel francophone, il y avait

cette petite région, la Suisse romande, qui restait plutôt mal connue en URSS. Je m'y suis immergée avec d'autant plus d'énergie que j'étais la seule à le faire », raconte-t-elle dans un français parfait – tout juste si elle ne concède pas un petit doute concernant l'usage du « le » ou du « la », ces articles qui piègent facilement les allophones.

Après la chute du mur, elle se rend à Genève en 1992 – « mon tout premier voyage à l'étranger ! » – pour quelques semaines à l'invitation du Département d'histoire de l'art de l'université. Elle se mêle rapidement à la scène artistique de la cité de Calvin. Elle est conviée à donner des conférences dans le cadre académique. « Imaginez ma situation : non francophone, présenter une personnalité locale à un public du lieu ! » se souvient-elle. Son éducation soviétique lui vient en aide. « A 14 ans, j'ai dû prendre la parole lors d'une réunion des komsomols, les organisations de jeunesse. Croyez-moi, s'exprimer en public devant 250 personnes à cet âge-là, cela vous donne de l'aplomb ! » Cette première expérience est un grand succès. Ses liens d'amitié ne se démentiront pas les années suivantes lorsqu'elle prolongera ses recherches en Israël puis à Boston.

Fascinée par la Suisse

Elle revient à Genève en 1999 où elle obtient un poste d'enseignement à l'université, ce qui lui permet de mener un travail de recherche sur Alexandre Cingria, artiste genevois de la première moitié du 20^e siècle. Elle se marie avec un philosophe du bout du lac, puis est nommée à La Chaux-de-Fonds, ville où elle s'installe avec son mari, à 35 ans. Elle s'est complètement intégrée. Au point d'obtenir des autorités communales d'importants travaux de modernisation du musée en dépit des difficultés financières que connaît la métropole des Montagnes neuchâteloises. Et si elle se rendait régulièrement à Moscou jusqu'à ces dernières années, elle espace ses voyages, avant tout pour des raisons familiales. Mais elle déplore « l'enfermement croissant » de la société russe sous les effets de la politique agressive de Poutine envers les pays voisins de la Russie. Lada Umstätter se sent profondément chez elle en Suisse, dont elle a acquis la nationalité. Mais cela ne l'empêche pas de continuer de s'émerveiller. « Je suis toujours autant fascinée par ce pays. Je reste frappée par l'attachement des gens, leur importante participation à sa vie, qui se lit dans le système de votations. Mais je suis restée Russe dans un aspect au moins : ma manière de m'exprimer laisse une large place à l'exagération. Je ne dis pas : c'est pas mal. Je dis : c'est très bien. »

Version adaptée de l'article paru dans l'Hebdo.

Yves Genier est journaliste économique à l'Hebdo. Il a publié en 2014 « La fin du secret bancaire » aux Presses polytechniques universitaires romandes, collection Le Savoir Suisse.



Photo: Pablo Fernandez

Lada Umstätter

« Il faut arrêter avec l'autodénigrement
qui veut que l'on ne s'intéresse pas à l'art
de chez soi. Peuple de montagnards,
les Suisses cherchent à savoir ce qu'il y a au-delà
sans s'intéresser à ce qui se passe
dans leur vallée. »

◆

« Je suis toujours autant fascinée par ce pays.
Je reste frappée par l'attachement des gens,
leur importante participation à sa vie,
qui se lit dans le système de votations. Mais je suis
restée Russe dans un aspect au moins :
ma manière de m'exprimer laisse une large
place à l'exagération. Je ne dis pas :
c'est pas mal. Je dis : c'est très bien. »

Über den Tellerrand hinaus.

Es ist ein heisser Nachmittag im Juli 2014, als ich den Leiter des Swiss Business Hub Türkei, Mehmet Yildirimli, im Schweizer Generalkonsulat in Istanbul zum ersten Mal treffe. Es ist ein herzlicher und offener Empfang. Der gepflegte Enddreissiger im eleganten Anzug wirkt entspannt und verzichtet gänzlich auf formale Höflichkeiten, die in diplomatischen Kreisen in der Regel dazu gehören. Diese Lockerheit überrascht mich nicht. Auch unser vorgängiger E-Mail-Austausch war direkt und unkompliziert und vor allem schnell. Schnell und entscheidungsfreudig ist Yildirimli zweifellos. Seine Karriere ist ein beredtes Zeugnis.

In Istanbul als Sohn eines Ingenieurs und einer Modelfachfrau geboren, kam er als Fünfjähriger mit seinen Eltern in die Schweiz, nach Niederwil im Kanton St. Gallen. «Als ich in den Kindergarten kam, konnte ich einzig Ja und Nein sagen» – das zumindest hätten seine Eltern immer erzählt, erinnert sich Yildirimli in unserem Gespräch. Doch er müsse dann sehr schnell St.Galler-Deutsch gelernt haben, denn die Sprache sei für ihn nie ein Problem gewesen. Yildirimli ist sprachgewandt und polyglott, er lernt gerne neue Sprachen. Zielbewusst verfolgte er seine schulische und berufliche Karriere – als er für drei Monate in Sevilla war, um Spanisch zu lernen, nahm er sich vor, kein Wort Deutsch zu sprechen: «So habe ich gut Spanisch gelernt.» Zum Glück habe seine Mutter auf dem Türkischen bestanden, auf einem gepflegten Türkisch, das er nun in seiner Istanbul-Zeit noch weiter verbessert habe.

Neugierig und mit viel Lust auf neue Erfahrungen zögerte er nicht lange, wenn es darum ging, einen neuen Weg einzuschlagen, der vielversprechender und herausfordernder schien. Als er nach dem Bachelor in Marketingkommunikation zunächst bei der Ciba Spezialitätenchemie einstieg und einige Jahre Berufserfahrung sammelte, setzte er sich selber gesetztes Ziel, vor 30 noch einen MBA in Ökonomie zu machen, erfolgreich um. Berufsbegleitend absolvierte er den Master-

studiengang an den Wirtschaftshochschulen in Stuttgart, Mailand und Lyon. Nach dem MBA stieg er als Marketingleiter in einer US-amerikanischen Firma in Zürich ein und hatte es – wie er es selber ausdrückt – «nach zwei Jahren gesehen».

Die Zeit sei reif gewesen für einen Wechsel. Er beschloss, sich selbständig zu machen und arbeitete als Freelancer für eine Start-up Kosmetikfirma und für eine Event-Agentur. Schon immer habe er sich aber auch für Kunst und Kultur interessiert, und in dieser Zeit des Umbruchs habe ihm eine Freundin, die an der Hochschule für Kunst in Basel dozierte, von einem neuen Studiengang «Transdisziplinarität» erzählt. Gereizt habe ihn das schon, aber allzu viele Chancen habe er sich nicht eingeräumt. «Mein Ziel war es nicht, einen zweiten Master zu haben, mein Ziel war es, vom Null-acht-fünfzehn-Denken der Wirtschaft wegzukommen und über den Tellerrand hinauszuschauen und zu verstehen, wie die Künstler und Designer ticken.» Durch dieses Studium taten sich neue inhaltliche Felder und neue geographische und kulturelle Horizonte auf. Gemeinsam mit einem Kommilitonen bewarb sich Yildirimli mit einem Projekt über das Kunst-Design-Netzwerk China-Schweiz bei Swissnex Shanghai. Sie hatten Erfolg. Aus den geplanten sechs Monaten China-Aufenthalt wurden für ihn schliesslich drei Jahre. Die zweieinhalb Jahre als Vize-Direktor von Swissnex seien eine sehr gute Erfahrung gewesen und «auch eine gute Vorbereitung für die Türkei. Ich habe die asiatische Welt kennengelernt, gelernt, wie sie ticken, und ich habe ein sehr gutes Netzwerk aufgebaut», fährt er fort.

Trotz Ablehnung weitergemacht

Der berufliche Werdegang von Yildirimli liest sich wie eine Bilderbuch-Karriere. Gab es keine Brüche, keine Schwierigkeiten? – wollte ich wissen und fragte nach seinen Erfahrungen als Kind türkischer Eltern in der Schweiz. «Ich habe mich eigentlich nie als Ausländer gefühlt, ausser damals, bei meiner ersten Einbürgerung», antwortet er. Und ja, da habe es noch eine Vorgeschichte gegeben. Eigentlich hätten seine Eltern ihn nach der Primarschule gerne ins Gymnasium Friedberg in Gossau geschickt, doch da sei er nicht einmal zur Aufnahmeprüfung zugelassen worden. Die Begründung dafür erfuhr die Fa-

milie nur indirekt von einem Nachbarn, der an diesem Gymnasium unterrichtete. Die Schulleitung habe gefunden, dass er der erste Moslem wäre unter lauter Christen – und das würde nicht gehen. Sein Vater sei aufgebracht gewesen, erinnert er sich. Ihn selber habe es nicht lange beschäftigt. Er habe die Sekundarschule in Gossau besucht und sei danach an die Kantonsschule in St.Gallen gegangen.

Er war noch in der Kantonsschule, als er zusammen mit seiner Schwester den Antrag auf das Schweizer Bürgerrecht stellte. Ein mehrjähriger Prozess begann und alles schien auf bestem Wege zu sein, bis zu jenem Tag, als seine Schwester ihm mitteilte, dass sein Antrag auf Einbürgerung von der Gemeinde Oberbüren abgelehnt worden sei. Aus allen Wolken sei er gefallen, denn gefühlt habe er sich schon immer als Schweizer.

Die Abstimmung sei knapp ausgefallen und erst im zweiten Durchgang entschieden worden, hörte er im Nachhinein. 21 zu 21 Stimmen im ersten, 21 zu 20 Stimmen bei einer Enthaltung, im zweiten Durchgang. Nachbarn, Freundinnen, Bekannte der Familie Yildirimli waren entsetzt – begriffen nicht, wie es so kommen konnte. Mehmet Yildirimli forschte nach und fand heraus, dass er zwar in Niederwil, einem Dorf, das wie Sonnenthal und Oberbüren zur Gemeinde Oberbüren gehört, bekannt war, nicht aber in Sonnenthal und Oberbüren. Da habe ihn niemand gekannt und da einzig die Namen runtergelesen wurden, genügte wohl ein türkischer Name für ein Nein. Begründungen für die Entscheide mussten damals keine vorgebracht werden.

Aus Erfahrungen gelernt

Diese Geschichte habe ihn gelehrt, wie wichtig das Netzwerken sei. Nichts sei selbstverständlich. Yildirimli leitet heute den Swiss Business Hub in Istanbul und hat damit das Netzwerken zu seinem Beruf gemacht. Er ist sensibilisiert und kennt kulturelle Unterschiede aus eigener Erfahrung, hat sich einen Einblick verschafft in lokale Businesswelten in der Schweiz, China, den USA und der Türkei. Und er hat gesehen, dass sich mit der westeuropäischen Verhandlungskultur – am Tisch sitzen, diskutieren, Regeln vereinbaren und unterschreiben – keine erfolgreichen Geschäfte abschliessen lassen, weder in China noch in der Türkei. Es brauche Zeit und Vertrauen erklärt er: «Lieber zwei, drei Monate später unterschreiben. Denn nur Unterschreiben bedeutet für Unternehmerinnen und Unternehmer in der Türkei nicht sehr viel. Klar ist das unabdingbar und wichtig, aber das Vertrauen ist viel wichtiger.»

Gaby Fierz ist Ethnologin und Kuratorin. Sie leitet am Museum der Kulturen Basel die Abteilung Bildung & Vermittlung.



«Ich habe mich eigentlich nie als Ausländer gefühlt, ausser damals, bei meiner ersten Einbürgerung.»

«Mein Ziel war es, vom Null-acht-fünfzehn-Denken der Wirtschaft wegzukommen und über den Tellerrand hinauszuschauen und zu verstehen, wie die Künstler und Designer ticken.»

«Ich habe die asiatische Welt kennengelernt, und ich habe ein sehr gutes Netzwerk aufgebaut.»

Die Autorin Gaby Fierz hat Mehmet Yildirimli im Rahmen eines Forschungsprojekts 2014 interviewt. Die Ergebnisse werden in der Ausstellung «Yolda – Unterwegs zwischen der Schweiz und der Türkei» 2016 an verschiedenen Orten in der Türkei und der Schweiz zu sehen sein.

Les réponses sont toujours négatives.

Les réponses sont toujours négatives. Depuis plus d'une année, il n'y a pas eu une seule demande d'entretien. Ça devient lourd. C'est pénible. C'est cinglant. Ça abrutit. J'ai l'impression d'être bête. D'être un bon à rien. Comme la bouche de maman, incapable de faire quoi que ce soit. Je reçois ces non comme des gifles. Et elles sont nombreuses.

Avant, lorsque je recevais ces réponses négatives-là, j'appelais pour avoir quelques informations sur les raisons du refus. C'était aussi une façon de montrer ma motivation. De laisser une empreinte. D'une voix violemment sobre et posée, la personne que j'avais à l'autre bout du fil me faisait comprendre qu'ils avaient croulé sous des centaines et des centaines de postulations. Que la sélection avait été très difficile. Que moi, comme beaucoup d'autres candidats, je remplissais tous les critères exigés. Que j'avais un excellent profil. Que j'avais un très bon parcours, une excellente formation. Que mon expérience en tant que commercial était parfaite, que ceci et que cela rendait ma candidature exceptionnelle... mais qu'il y avait mieux que moi. Il y avait tellement mieux que moi que je ne pouvais même pas figurer ne serait-ce que sur la première liste des sélectionnés. On n'avait pas l'intention de me voir, de me recevoir, de m'entendre, de me donner une chance, d'écouter ma motivation. Et s'ils m'avaient seulement convoqué à un entretien ? Et s'ils m'avaient dit non par la suite ? Comment aurais-je pris cela ? En serais-je sorti grandi, motivé ou plutôt amoindri ?

Un jour, alors que j'étais en train de saisir un communiqué de presse que Madame Bauer m'avait remis, mon téléphone a sonné. Le numéro qui s'affichait m'était inconnu. C'était un numéro fixe. Dans ces cas-là, je suis toujours partagé entre un sentiment de jubilation et de résignation. Je ressens la jubilation de savoir que ce coup de fil peut être celui d'un potentiel employeur me faisant signe, à moi, pour un entretien d'embauche. Mais cette jubilation se transforme toujours en résignation. Ma déception est souvent grande lorsque je me rends compte qu'il s'agit simplement d'un appel d'agence de télémarketing qui souhaite me proposer un produit dont je n'ai absolument pas besoin. Je leur balance alors une insulte avant de leur raccrocher le téléphone au nez. Bande d'imposteurs !

Mais ce jour-là, c'était différent. Au bout du fil, j'avais une dame des ressources humaines d'une entreprise de la place où j'avais postulé. Pour la première fois, depuis plus d'une année, le sentiment de jubilation a pris place dans mon cœur. La dame des ressources humaines m'a dit qu'elle avait bien reçu ma candidature. Qu'ils étaient intéressés. Elle m'a proposé un entretien d'embauche. Nous l'avons agendé. Après quoi j'ai poussé des soupirs de victoire. Pour moi, tout semblait acquis. Pas question de louper cette unique occasion tant attendue. Un grand bol d'oxygène. Une renaissance. Une résurrection. Je me voyais déjà dans mon nouveau poste, tranquille. Fini les moutons noirs. Au revoir, Madame Bauer et compagnie. Je chercherai tous mes anciens amis d'Uni pour leur dire que moi aussi j'ai fini par me trouver quelque chose. Un vrai quelque chose. Je changerai ma démarche. J'abandonnerai l'attitude du looser et j'opterai pour celle de l'élus. La transformation sera telle que tout le monde la notera autour de moi. J'irai à Lugano pour dire à ma mère que la souffrance est désormais derrière nous. Que je prendrai en charge une partie de ses frais d'hôpital. Que les Sœurs-Managers de la Clinique San Salvatore pourraient désormais garder leur charité pour elles. Je pourrai soigner ma Kosambela de ses maux de dos. Je pourrai amener mes neveux au cirque Knie où ils verront les éléphants et les chiens danser la rumba bantoue. Je pourrai désormais aller dans les montagnes grisonnes voir la famille de Ruedi en leur disant : « Hoï ! Vous n'avez plus besoin de nous aider. J'ai trouvé un Arbeit. » Je pourrai faire tout ça, moi. La liberté.

J'ai téléphoné à Ruedi. Il a cuisiné des lentilles et des légumes pour fêter ça. Nous voyions notre vie changer.

Le lendemain, à la première heure, je recevais un courrier électronique de cette dame des ressources humaines. Certainement un contrat d'embauche ou tout au moins une confirmation de notre prochaine rencontre. Eh bien non ... Cette dame avait repris contact avec moi pour me dire qu'elle s'était trompée de candidat. Elle parlait d'erreur. Je n'étais pas la bonne personne qu'elle souhaitait rencontrer. Elle me présentait toutes ses excuses pour cette déconvenue. Elle annulait notre rendez-vous. Elle me souhaitait, sincèrement, une bonne suite dans mes recherches d'emploi.

Après tant d'années d'études et de spécialisation, je ne suis toujours pas le bon. Il y a toujours mieux que moi. Et ce doit être vrai. Enfin, je suppose. Ce ne sont pas les talents qui manquent. Il doit y en avoir qui sont meilleurs que moi. Si on me le dit, c'est que ce doit être vrai. Surtout qu'on me le dit d'une voix calme, très calme, compatissante. Ça réconforte. Ça donne un peu d'espoir. Les personnes que je rencontre ou que j'ai au téléphone me paraissent si aimables, si empathiques, si touchantes et puis aussi si tranchantes. Leurs voix blessent et cicatrisent à la fois. Elles percent et bouchent. Elles déchirent et apaisent. Elles offensent et flattent. J'ai le profil idéal, certes, mais pas le bon. En tout cas pas cette fois-ci. Encore moins la prochaine fois. Il faudra réessayer une autre fois. Garder espoir.

Je crois que je m'y habitue. Ces mots de refus, je les connais par cœur. Avant, ils me poignardaient, m'amenuisaient, me meurtrissaient, m'avalisaient, mais maintenant, lorsque je les reçois, je les lis à haute voix, les récite de manière burlesque, tragique, lyrique. J'en ris à gorge déployée. Je me roule sur le sol de ma cuisine. Je déchire la lettre de refus en mille morceaux que je laisse pleuvoir sur moi. Je ris de mon sort. Je ris de ma bêtise. Je ris de ma folie. Je pleure. Puis je mange des lentilles pour oublier.

Il n'y a pas d'issue. Cela me rappelle le miroir dans l'ascenseur du bureau du chômage. Ce miroir-là qui vous nargue et vous rappelle tout le temps que vous ne vous en sortirez jamais. Et c'est vrai. Je ne m'en sortirai jamais. Ils ont certainement raison. Je n'ai pas le bon profil. Je ne corresponds pas à ce qu'on recherche. Je ne correspondrai sans doute jamais à ce qu'on recherche. Je ne serai jamais à la hauteur de leurs attentes. Je n'y parviendrai jamais. Mais qu'est-ce que je dis ? Je perds la tête. Je n'y parviendrai vraiment jamais ? Ah non. Quand même. Un jour. Jamais.

Récemment Monga Míngá m'a dit qu'elle avait entendu à la radio, dans sa chambre d'hôpital, que le taux de chômage avait encore baissé en Helvétie. Que les politiciens de tous bords s'en félicitaient. Je n'ai fait aucun commentaire. Pas envie qu'elle me rabâche que je n'en fais pas assez, que je me plains

peut-être trop. Quand je lui dis que c'est caillou, elle me répond : la hyène qui passe son temps à hurler n'aura jamais sa proie. Il faut bien chercher, elle dit. Elle a peut-être raison. Le taux de chômage a encore baissé au dernier trimestre. J'ai aussi lu cette information sur mon lieu de stage. C'est Madame Bauer qui m'a passé le journal, plié à la page où il y avait cet article. J'ignore pourquoi. Était-ce pour me narguer ou pour m'encourager ? Il est le plus bas d'Europe, aux environs de trois pour cent. A Paris, à Berlin, à Rome, on se déchire pour lui tordre le coup. Ici chez nos cousins les Helvètes, il agonise gentiment, tout seul, sans effort apparent. Mais moi, je dois encore attendre.

Monga Míngá m'a demandé comment faisaient les autres ? Comment font-ils, eux, hein ? elle m'a demandé sur un air profondément étonné. Elle m'a demandé comment faisaient ces jeunes diplômés dont on parlait à la télévision tous les jours ? Comment font-ils, ceux qui quelques mois après leurs études sont déjà élus ? Comment font-ils ceux-là ? Comment ont-elles fait, mes copines Safia et Orphélie ? Le bon moment ? Le bon endroit ? Le bon dossier ? La bonne lettre ? Le bon contact ? Seulement ? Comment ont-ils fait, ceux de ma promotion qui ont réussi à se trouver un vrai quelque chose ? Ont-ils mille ans d'expérience professionnelle derrière eux ? ... Seul Nzambé sait.

Extrait du livre «La Trinité bantoue», Max Lobe, pp. 123-128, Editions Zoé, Genève. Réimpression avec l'autorisation de la maison d'édition.

Max Lobe est né à Douala (Cameroun) en 1986. Arrivé en Suisse en 2004, il suit à Lugano des études de communication et journalisme puis un master en politique et administration publique à l'IDHEAP de Lausanne. Il vit actuellement à Genève et est assistant de projet Développement durable pour la commune de Renens.

Welche Migration steht im Schaufenster der Zeitungen?

Migrationsthemen beschäftigen die Bevölkerung, sie füllen Zeitungsseiten und dominieren News-Sendungen. Doch worüber wird genau berichtet? Welches Gesicht geben die Medien den Flüchtlingen und Migranten unterwegs, den Ausländerinnen und Ausländern hier? *terra cognita* hat die Titelseiten von Tages-Anzeiger und Le Temps während 9 Monaten untersucht und nach Spuren eines Potenzial-Ansatzes gesucht.

Im Sorgenbarometer gehören Asyl und Zuwanderung seit Jahren zu den 5 wichtigsten Themen. Im Parlament wird lang und heftig, auch mal gehässig, über Zuwanderungsbeschränkung oder Beschleunigung der Asylverfahren gestritten. In den Medien füllen Migrationsthemen Hintergrundseiten, die Tagesschau, Diskussionssendungen und das Echo der Zeit. Bis vor zwei Jahren war es noch möglich, jeden Tag alles zu lesen, hören und schauen, was Schweizer Medien über Migration berichten. Seit dem 10. Februar 2014 ist dies nicht mehr zu leisten. Nach dem knappen Ja zur «Masseneinwanderungsinitiative» überboten sich Zeitungen und Zeitschriften während Wochen und Monaten mit Artikeln und Kommentaren zu Nettozuwanderung, Dichtestress, Fachkräftemangel und den Fortbestand der Bilateralen. Wohl noch nie vorher wurde über eine Abstimmung nachher so viel mehr geschrieben als im Vorfeld. 2015 rückten die Flüchtlinge in den Vordergrund. Als Folge des Syrienkrieges wagten immer mehr Menschen die gefährliche Fahrt übers Mittelmeer, und später im Jahr suchten sie den Weg über die Balkanroute nach West- und Nordeuropa.

Jeden zweiten Tag ein Text zur Migration

Um herauszufinden, wie Schweizer Medien über Migrationsthemen berichten, hat *terra cognita* die Titelseiten der beiden Schweizer Tageszeitungen Le Temps und Tages-Anzeiger während 9 Monaten verfolgt, vom Dezember 2014 bis Ende August 2015. Bei beiden Zeitungen ist die Titelseite

eine Art Schaufenster, welche die wichtigsten Ereignisse und jene Themen, die das Publikum am meisten interessieren, aufnimmt. Beim Tages-Anzeiger standen während einiger Zeit vor allem die exklusiven Beiträge auf der Titelseite, inzwischen überwiegt aber auch dort wieder das Kriterium Wichtigkeit. Gezählt wurden alle Texte auf der Titelseite, vom Aufmacher bis zum kurzen Hinweis.

Im Beobachtungszeitraum gab es rund 220 Ausgaben, bei Le Temps betrafen 127 Texte ein Migrationsthema, beim Tages-Anzeiger waren es 112. Ungefähr jeden zweiten Tag stand also ein Migrationsthema im Zeitungsschaufenster. Das Thema mit den meisten Beiträgen (98) war bei beiden Zeitungen der Bereich Flucht und Asyl, vor allem international, aber auch national. Zweitwichtigster Bereich war der Bereich Zuwanderung sowie die Umsetzung des BV-Artikels 121a (Masseneinwanderungsinitiative) und die Bilateralen Verträge mit der EU (63 Beiträge). Es fällt auf, dass Le Temps diesem Bereich bedeutend mehr Raum gibt als der Tages-Anzeiger (40 Le Temps / 23 TA). Sylvain Besson, der stellvertretende Chefredaktor von Le Temps, führt das vor allem darauf zurück, dass der Bedarf an Arbeitskräften und generell die Bilateralen in der Westschweiz einen grossen Stellenwert hätten. Beim Thema Asyl fällt auf, dass der Tages-Anzeiger nationalen Themen mehr Raum gibt. Der Inland-Verantwortliche Daniel Foppa vermutet, dass das auf das Asyl-Testzentrum in Zürich und auf diverse Protestaktionen gegenüber Asylunterkünften, die es nur in der Deutschschweiz gab, zurückzuführen ist. Als dritter Themenbereich spielt die Integration mit je 9 Nennungen noch eine gewisse Rolle. Und immerhin 9 Beiträge insgesamt in beiden Zeitungen beschäftigen sich mit Eritreern in der Schweiz.

Einen auffälligen Unterschied gibt es in der Behandlung des Themas Islam in der Schweiz. Einem einzigen Beitrag in der Deutschschweizer Zeitung stehen 15 in Le Temps gegenüber. Das Attentat auf die Macher von Charly Hebdo in Paris hat bei den Westschweizer Blattmachern offenbar viel Interesse für den Islam in der Schweiz geweckt. Der stellvertretende Chefredaktor Besson ist von diesem Befund

überrascht, die Häufung dieser Themen auf seiner Titelseite war ihm nicht bewusst. Die Sensibilität für diese Fragen hat sogar dazu geführt, dass über die Eröffnung des «Hauses der Religionen» in Bern seiner Zeitung prominent berichtet wurde, auf der Titelseite des Tages-Anzeigers fehlt ein Hinweis darauf. «Bern liegt vielleicht doch näher bei der Romandie als bei Zürich», meint dazu Sylvain Besson.

Gute Nachrichten, schlechte Nachrichten

Es gibt ein paar medienwissenschaftliche Untersuchungen zur Berichterstattung über Migranten. Traditionellerweise unterscheiden sie zwischen negativer und positiver Berichterstattung. *terra cognita* hat diese Merkmale in der Beobachtung der Titelseiten beim Bereich Integration untersucht: Bei 9 von 18 Beiträgen ging es um erfolgreiche Integration. Dafür interessierten wir uns aber nur am Rande, wir suchten nach den Artikeln, welche das Potenzial von Migrantinnen und Migranten, die Chancen der Migration generell thematisieren. Denn das Schema negativ-positiv ist nur bedingt aussagekräftig. Die alte Medienweisheit «Only bad news are good news» gilt zwar in besonderem Masse für die Titelseiten einer Zeitung, die Leserinnen und Leser anlocken soll. Aber es gilt zu differenzieren. Es geht eigentlich nicht nur um schlechte Nachrichten, sondern um die Abweichung von der Norm. Wir wollen in der Zeitung nicht lesen, dass die Züge meistens pünktlich fahren. Wir möchten aber erfahren, dass die Züge gestern wegen eines Stellwerkdefekts ausgefallen sind. Und wir lesen wahrscheinlich mit Freude, dass die Fahrt von A nach B kürzer wird, weil die neuen Züge schneller fahren. Die positive Abweichung ist ebenfalls eine Meldung wert.

Sucht man nach Beiträgen, welche auf das Potenzial der Migration hinweisen, wird man zuerst bei Portraits von Persönlichkeiten fündig. So hat Tidjane Thiam auf beiden Titelseiten seinen grossen Auftritt. Der neue Konzernchef von Credit Suisse wird in *Le Temps* mit dem Titel «un Africain succède à un Américain» angekündigt, im Tages-Anzeiger wird er als «Franzose mit Herkunft Elfenbeinküste» beschrieben. Wie gross sein Potenzial eingeschätzt wird, zeigen die Märkte: Der Kurs der Aktie Credit Suisse steigt an diesem Tag um 7,6 Prozent. Auf ein ausführliches Interview mit dem Unternehmer Ernesto Bertarelli wird mit einem Zitat desselbigen hingewiesen: «Die Schweiz muss Talente aus dem Ausland holen können». Unternehmer und Segler Bertarelli ist selber eines dieser Talente. Doch die Etikette «Migrant» wird im selten angehängt. Dies bestätigt einmal mehr die Beobachtung, dass erfolgreiche Migranten in den Medien nur selten als solche vorgestellt werden. Sie sind vielmehr der erfolgreiche Banker, die siegreiche Sportlerin oder der berühmte Künstler. Bei *Le Temps* finden sich aber einige Hinweise auf die Migrationsgeschichte von Portraitierten: Nicola Carlone, Sohn italienischer Einwanderer, der Rettungsaktionen im Mittelmeer leitet; die Sängerin Mayra

Andrade, die in Cully ein Konzert gibt, wird angekündigt als «une Cap-Verdienne de la diaspora». Und im Tages-Anzeiger gibt es ein Essay eines Literaturredaktors: «Ein Deutscher in der Schweiz: Er springt dialektisch hin und her und schaut mal mit deutschen, mal mit Schweizer Augen auf die jeweils andere Heimat.»

Die Grenzgänger sind immer wieder ein Thema in *Le Temps*. So wird etwa darauf hingewiesen, dass sie im Kanton Genf ein Viertel der Erwerbstätigen darstellen, und dass nur 10 Prozent der gemeldeten Stellenlosen geeignet wären, die Stelle eines Frontaliers zu übernehmen. Die Frontaliers tauchen auch in mehreren Zeichnungen von Chappatte auf – sogar wenn es um Überschwemmungen geht.

Die Deutschen am Gymnasium und die Portugiesen an der Arbeit

Die Schweizer Politik hat sich im laufenden Jahr mit Menschen aus Eritrea beschäftigt. Beide Zeitungen haben mehrmals darüber berichtet und sich auch um eine differenzierte Betrachtung bemüht. Unter dem Titel «Die verrufenen Fremden» wird die Lage in Eritrea und jene der Eritreer in der Schweiz ausgeleuchtet. Dabei kommen diese selber zu Wort: «Drei dieser *Brückenbauer* erzählten dem Tages-Anzeiger, was sie in Eritrea und in der Schweiz erlebt haben und was sie hier ändern würden.» Auch über zwei Einwanderernationen erfährt man Grundsätzliches: «Deutsche viel häufiger am Gymi als Schweizer.» In der Stadt Zürich besuchen 26 Prozent der Schweizer Oberstufenschüler das Gymnasium. Bei den deutschen, österreichischen und französischen Kindern ist der Anteil höher, bei den deutschen um mehr als das Doppelte (59%). Und es wird eine Untersuchung über die Portugiesen in Zürich vorgestellt, welche die drittgrösste Einwanderergruppe als arbeitsam und diskret beschreibt: «Sie sind hierhergekommen, um zu arbeiten. Und das tun sie denn auch intensiv. Meist arbeiten Mann und Frau, oft zu je 100 Prozent oder mehr.»

Auf den Potenzial-Radar geraten aber auch Beiträge, die sich um Differenzierung und Hintergrundinformationen bemühen. Dazu gehören bei *Le Temps* die Gespräche mit zwei minderjährigen Flüchtlingen, die von ihrer lebensgefährlichen Reise übers Meer erzählen, oder die Fragestellung, was es denn genau bedeute, ein Muslim zu sein. Ergänzend dazu kommen junge Frauen aus Lausanne zu Wort, die zum Islam konvertiert sind. Im Tages-Anzeiger wird über die Solidarität mit einer tschetschenischen Familie mit vier Kindern, die ausgewiesen werden soll, berichtet. Und schliesslich wird gefragt, warum der Kanton Zürich vorläufig aufgenommene Personen daran hindert zu arbeiten. Sogar ein «projet un peu fou» (ein leicht verrücktes Projekt) wird vorgestellt: Eine Genferin will in einem Flüchtlingscamp eine Universität aufbauen.

Und die Visionen und Utopien, oder zumindest ein paar philosophische Gedanken? Zumindest auf die Titelseite schaffen sie es nur in Ausnahmefällen. Etwa wenn TA-Chefredaktor Res Strehle zum 1. August über Patriotismus und «das Eigene und das Fremde» nachdenkt: «Aber wer allzu hart zwischen dem Eigenen und dem Fremden unterscheidet, wird zum Unmenschen.» Und: «Es ist die Überdosis, die das Rauschmittel Patriotismus als Nationalismus ungeniessbar macht.» Oder wenn zum Streitgespräch «Welche Geschichte brauchen wir?» nicht nur eine SP-Politikerin und ein SVP-Politiker eingeladen werden, sondern auch der junge (notabene eingewanderte) Historiker, der sich «eine gänzlich neue Perspektive im Schweizer Geschichtsdiskurs wünscht – den Blick der Zugewanderten».

Das Potenzial steht nicht im Vordergrund

Fast 500 Titelseiten wurden untersucht. 24 Beiträge wurden gefunden, die mehr oder weniger deutlich auf das Potenzial der Migration, beziehungsweise der Migrantinnen und Migranten verweisen: jede dritte oder vierte Woche ein Artikel. Das ist wenig. Selbstverständlich würde man mehr Beiträge im Innern der Zeitungen finden. Aber sie werden nur selten ins Schaufenster der Zeitung gestellt. Dabei entsprechen sie einem Trend. Der Tages-Anzeiger verweist in einem Artikel zum Impact Journalism Day auf die eigenen Nutzerzahlen, wonach gute Nachrichten oft besser gelesen werden als Horrormeldungen. Um den lösungsorientierten Journalismus zu fördern, werden Leser aufgefordert Vorschläge zu machen, wie man etwas besser machen könnte: «Der Journalist geht dem nach, was intelligente, sachkundige Leser vorschlagen.» Bis jetzt, so bestätigt Daniel Foppa, betreffen diese Good News, die jeden Montag erscheinen, vor allem technische Fragen. Aber das kann sich ja ändern.

Eindrücklich in den Vordergrund gerückt hat der Blick das Potenzial von Flüchtlingen: Die Ausgabe vom 18. September 2015 wurde von 13 Flüchtlingen, die seit Jahren oder seit einigen Wochen in der Schweiz sind und einen journalistischen Hintergrund haben, gemacht. Sie interviewten die Bundespräsidentin, berichteten über ihre gefährliche Reise oder ihren Alltag als vorläufig Aufgenommene, fotografierten am Eidgenössischen Volksmusikfest oder machten einen speziellen Style-Check. Besser kann man Potenzial nicht sichtbar machen.

Comment les médias traitent-ils de la migration ?

Les thèmes liés à la migration interpellent la population, remplissent les pages des journaux et sont omniprésents dans les émissions d'actualité. Mais quelles informations nous sont données ? Quel visage les médias nous présentent-ils des réfugiés et des migrants dans leur périple, et des étrangers d'ici ? *terra cognita* a étudié les pages faisant la une du «Tages-Anzeiger» et du «Temps» pendant 9 mois afin de voir quelle place était accordée au potentiel dans la migration.

Ces deux journaux consacrent en moyenne tous les deux jours leur une à un sujet lié à la migration. La plupart des articles avaient trait à la fuite et à l'asile, alors que le mois de septembre 2015 avec les nombreux événements survenus sur la route des Balkans ne faisaient plus partie de la période étudiée. Quant à la deuxième thématique la plus traitée, elle regroupait l'immigration en Suisse, l'application de l'article 121a de la Constitution fédérale (initiative «Contre l'immigration de masse») ainsi que les accords bilatéraux conclus avec l'UE. Les articles consacrés à ces sujets étaient d'ailleurs nettement plus nombreux dans «Le Temps» que dans le «Tages-Anzeiger».

En 9 mois, on a recensé dans ces deux journaux une douzaine d'articles faisant plus ou moins référence au potentiel en relation avec la migration. Il s'agissait ainsi d'articles sur la nomination de Tidjane Thiam à la tête du Crédit Suisse, du portrait d'un immigré italien vivant à Vevey qui coordonne des opérations de sauvetage en Méditerranée, d'une étude sur les Portugais établis à Zurich qui les décrit comme travailleurs et discrets, ou encore de quelques brèves expliquant l'importance des frontaliers pour la ville de Genève.

Elsbeth Steiner ist Redaktorin von *terra cognita*.



Foto Michel Sié

E le braccia diventarono uomini e donne.

«La realtà culturale svizzera è anche la realtà della cultura dell'emigrato e di ciò bisogna prenderne conoscenza, e con molta chiarezza»: questo pensavano ed esprimevano pubblicamente i membri dei cineclub delle Colonie Libere Italiane (CLI) nella seconda metà degli anni Sessanta. In anni segnati da iniziative xenofobe e proposte di assimilazione, le CLI inventano un progetto visionario di integrazione e di cittadinanza. Le attività dei cineclub permettono l'espressione delle diversità e il dialogo tra Svizzeri e Italiani, creando una comunità solidale di spettatori cittadini. Alcuni di questi spettatori diventeranno autori di un «nuovo cinema» che cambierà il paesaggio identitario di un paese in preda ai paradossi e alle contraddizioni della modernizzazione. Uno sguardo retrospettivo che può aiutare a pensare e ad agire sul presente dei fenomeni migratori.

La presenza italiana in Svizzera è rimasta invisibile e senza storia per molti anni. L'italiana arrivata negli anni Cinquanta viveva nelle soffitte delle famiglie benestanti, nelle fabbriche, nei corridoi degli ospedali, nelle cucine dei ristoranti. L'operaio trascorreva la maggior parte della giornata nelle miniere, sui cantieri, nelle officine. Si aggregavano attorno ai tavoli delle baracche o dei pochi appartamenti affollati e talvolta promiscui. Durante il fine settimana si ritrovavano alle feste italiane, sui banchi delle chiese, nei campi di calcio. All'epoca in alcuni locali pubblici era loro vietato l'ingresso. Negli anni Sessanta arrivano in massa dal Sud. Sono giovani, contadini, alcuni analfabeti, ma hanno l'energia e il coraggio dell'avventura migratoria. Rispondono alla domanda che li attira in Svizzera e al rigetto di un Meridione il cui destino politico è da tempo quello di fornire manodopera economica e flessibile alle economie in espansione del Nord. I giovani operai cominciano ad essere visibili. Affollano i luoghi pubblici, le sale da ballo. Per strada, sui mar-

ciapiedi, parlano forte, gesticolano, guardano con insistenza le ragazze. Fanno la fila nei negozi, comprano e risparmiano, e mandano i soldi in Italia. Se si ammalano devono essere curati negli ospedali pubblici. Quando arrivano le mogli dal Sud chiedono di abitare negli appartamenti lasciati liberi dagli Svizzeri. Cercano scuole, asili per accogliere i loro figli. Qualcuno vuole partecipare alla vita sociale e politica dei luoghi di accoglienza. E diventano un problema.

Conflitto di immagini, conflitto di culture

Il fine settimana Italiani e Svizzeri si ritrovano nelle sale oscure dei cinema. Sono assidui spettatori dei peplum, delle commedie sentimentali, dei melodrammi, dei western all'italiana. Il cinema di genere italiano è ampiamente distribuito nelle sale svizzere. Questo cinema produce e veicola un'immagine degli Italiani che non corrisponde alla realtà del migrante dell'epoca.

All'Esposizione nazionale svizzera del 1964, Henry Brandt proietta il suo film a episodi *La Suisse s'interroge*. Il secondo capitolo dal titolo *Problèmes* presenta per la prima volta su grande schermo un'immagine altra degli Italiani. La voce off commenta le figure di operai con la valigia nelle stazioni affollate: «Lasciano il loro paese ogni primavera per venire a lavorare da noi. Abbiamo bisogno di loro. Costruiscono le nostre strade, le nostre case, lavorano nelle nostre fabbriche. Come li accogliamo?» La questione resta irrisolta, ma smuove la coscienza nazionale.

Qualche mese dopo il film *Siamo Italiani* di Alexander Seiler, Rob Gnani e June Kovach, è proiettato per la stampa a Zurigo. La prima proiezione pubblica avrà luogo al cineclub di Betsusy a Losanna nell'ottobre del 1964, ma il film non sarà mai distribuito nelle sale romande. Questa la descrizione che introduce la proiezione: «Più di 500.000 Italiani vivono e lavorano in Svizzera. Essi rappresentano un «problema». Un'economia in piena crescita ha bisogno di questi lavoratori; un piccolo popolo dalle particolarità pronunciate li considera come un corpo estraneo. Si discute di loro come «problema», come essere umani sono degli sconosciuti». Al-

tra denuncia che smuove le coscienze. Nel 1970 Peter Ammann e René Burri riprenderanno l'espressione *Braccia sì, uomini no* per dare il titolo al loro film sull'iniziativa Schwarzenbach.

Nel film *Siamo Italiani* gli operai intervistati si esprimono sull'impossibilità di comunicazione e condivisione con gli Svizzeri: il senso di disagio è stampato sui loro volti. Le espressioni di rigetto degli Svizzeri sono invece fuori campo: «sono troppi, fanno rumore, disturbano le donne, affollano i negozi, sono insolenti, sporchi, soprattutto i meridionali». Il contatto con l'alterità pone alla Svizzera un problema di cultura, di identità nazionale, risvegliando antiche paure. Max Frisch, a commento del film rileva che il «piccolo popolo di signori» si sente minacciato nelle sue particolarità. Gli Italiani mettono in discussione l'immagine di un paese costruito su miti e simboli tradizionali di appartenenza: si rischia di spedire «l'immagine della Svizzera alla riparazione». Tuttavia per Frisch l'esperienza della migrazione resta «assolutamente apolitica»: gli Italiani appartengono ad una cultura che non si esprime attraverso l'educazione ma come una «eredità pratica», non sono rivoluzionari e non vogliono cambiare il mondo (Seiler 2006).

Gli esperti della Commissione federale nominata per studiare il problema della manodopera straniera nel loro rapporto del 1964 sono però più cauti. I lavoratori stranieri poveri e senza formazione rappresentano un «pericolo di contaminazione» per la cultura nazionale. Essi hanno «un'attitudine ostile verso i pubblici poteri» e possono essere «permeabili agli slogan politici e alla propaganda degli estremisti». Assimilarli e naturalizzarli è la soluzione proposta dalla Commissione (OFIAMT 1964).

Il senatore italiano, Pietro Caleffi, che nel 1963 arriva in Svizzera per studiare «il caso Stoker», il produttore di cosmetici zurighese fondatore di un movimento meglio conosciuto come il Partito anti-Italiani, mette in relazione il problema dell'assimilazione degli operai meridionali con le recenti espulsioni di militanti comunisti. I giovani meridionali, nonostante le accuse di «ineducazione e rozzezza» di-

mostrano non solo una volontà di lavoro e di risparmio, ma anche una capacità di accrescere rapidamente il loro livello di formazione. Essi possono assimilarsi alla «vita nazionale» svizzera ma devono anche «poter comunicare il loro bagaglio di idee». Le espulsioni possono essere percepite come ingiuste ed antidemocratiche, e se a ciò si associa un «sentimento di inferiorità», una «impossibile amicizia» tra Svizzeri e Italiani dovuta alla scarsa accoglienza, gli immigrati possono diventare degli estremisti (La Barba 2013a).

Molti degli operai specializzati dell'Italia settentrionale, arrivati negli anni Cinquanta dai bacini industriali dell'economia di guerra, avevano militato nel movimento antifascista e nella Resistenza. In Svizzera mettono a disposizione dei giovani operai arrivati dal Sud la formazione politica acquisita in Italia. L'esperienza dell'associazionismo rappresenta per questa configurazione di attori il potenziale per diventare agenti e infine testimoni del cambiamento.

Il cinema come strumento d'integrazione

Gli Italiani della Federazione delle Colonie Libere Italiane in Svizzera (FCLIS), fondata dai rifugiati antifascisti nel 1943 (Ricciardi 2013), all'inizio degli anni Sessanta, ispirati dalla cultura sindacale italiana e con una visione precisa della cittadinanza, danno vita ad un programma culturale di formazione e di emancipazione degli operai italiani. Riproducendo e inventando strutture di autoaiuto per sopperire alle carenze di uno stato sociale concepito solo per i cittadini residenti, creano cultura, stili di vita. Oltre ai corsi di formazione linguistica e professionale, organizzano varie iniziative culturali fra i quali spicca, per importanza ed originalità, la creazione di una rete di cineclub su tutto il territorio nazionale. Un successo che coinvolge migliaia di spettatori e animatori, cittadini italiani e svizzeri di diverse generazioni ed estrazione sociale (La Barba 2013a).

Il cineclub alla fine degli anni Sessanta diventa per i militanti delle CLI uno «strumento di cultura». Decine di corsi per animatori cinematografici sono organizzati in tutta la Svizzera per preparare i gruppi che dirigeranno i circoli. In que-

sti corsi si apprende ad analizzare i film (a «smontare il meccanismo» che può «irretire lo spettatore-consumatore») e a discuterne collettivamente e con metodo. I film proiettati appartengono ad un «nuovo cinema» che agisce e riflette sulle trasformazioni e i movimenti sociali dell'epoca. In un libro di memorie sulla vita delle CLI, Angela Agelli, instancabile animatrice di cineclub, scrive: «le discriminazioni subite dagli emigrati non hanno schiacciato gli uomini. Fare cultura è stata una risposta alle ingiustizie» (FCLIS 1985), un modo per «trasformare la rabbia individuale in un progetto collettivo», diranno altri (Castelnuovo Frigessi 1978).

La discussione che segue la proiezione dei film «è vera autoeducazione, che crea nuovi rapporti tra gli individui e arricchisce il gruppo.» Con la discussione si impara ad intervenire nello spazio pubblico, partendo dalla propria esperienza e condizione di vita, superando isolamento e pregiudizi che autorizzano a parlare «solo chi sa»: «La biografia di ciascuno di noi diventa così, da episodio individuale, un fatto pubblico che entra nelle coscienze di tutti.»

I dirigenti dei cineclub promuovono un progetto ed un concetto visionario di integrazione. In un mondo pluralizzato dalle esperienze della mobilità non si può solo difendere l'assimilazione unilaterale dei migranti ai valori della società di accoglienza, ma riconoscere e sostenere la partecipazione e lo scambio fra soggettività differenti (Cattacin, La Barba 2014). Il proposito delle CLI è di «organizzare la cultura», ossia favorire l'espressione e la «presa di coscienza della realtà», nell'intento di «rendere possibile un discorso comune, non solo tra noi, ma anche tra noi e gli amici svizzeri» e «portare anche in direzione della società svizzera qualcosa di nostro».

Quando nel 1968 il cineclub di Zurigo organizza la «Rassegna del Cinema Italiano» al Kunstgewebemuseum in collaborazione con il Filmklub di Zurigo, il presidente Alfredo Pollitzer annuncia: «Questo nostro contributo spero serva a dimostrare che l'emigrazione italiana in Svizzera non vuole essere solo strumento produttivo, ma vuole essere parte attiva nella dinamica della società in cui Svizzeri e Italiani con-

vivono. Perché la cultura la fanno anche gli emigrati italiani. La realtà culturale svizzera è anche la realtà della cultura dell'emigrato e di ciò bisogna prenderne conoscenza, e con molta chiarezza.»

Le immagini solidali del «nuovo cinema svizzero»

Tra il 1968 e il 1970 il cineclub della Colonia di Bienne produrrà due film girati dal suo responsabile culturale Alvaro Bizzarri. *Il treno del Sud* e *Lo stagionale* saranno proiettati, a rappresentanza del cinema svizzero, in diversi festival internazionali e programmato in alcune televisioni europee. L'esperienza associativa di spettatore ed animatore di cineclub ha trasformato l'operaio italiano in autore che esprime, attraverso il cinema, la propria soggettività di migrante (La Barba 2013b, 2014). Una nuova immagine dell'Italiano e dello Svizzero si delinea attraverso queste opere cinematografiche.

Queste nuove immagini sono il frutto di un dialogo, di una relazione, diretta o a distanza, tra animatori, cinefili, registi, scrittori, giornalisti di entrambi i paesi. Il film *Braccia sì, uomini no* per esempio, farà parte della cineteca delle CLI fondata nel 1970. Del film Angela Agelli dirà che si tratta di «una efficacissima apertura ai dibattiti sui problemi che ci assillano, problemi che è importante riuscire a guardare, per meglio capirli, anche con gli occhi dei cittadini svizzeri.» Nel 1972 Alvaro Bizzarri e Peter Ammann si ritroveranno a Frin villier nelle baracche degli stagionali per distribuire il giornale «l'Unità» e per fare i sopralluoghi dei rispettivi film *Il rovescio della medaglia* e *Il treno rosso*. I film usciranno proprio nel periodo in cui i militanti delle organizzazioni svizzere lanciano l'iniziativa a favore dei migranti «Essere solidali» votata nel 1981.

La modernizzazione economica della Svizzera mette in luce i paradossi identitari di un paese «multiculturale» e impone un cambiamento di visione: il cinema riflette e agisce sulla natura paradossale di questo cambiamento. Il «nuovo cinema svizzero», esprime una «coscienza politica», di rivolta

contro una visione conservatrice della società difesa dai movimenti nazionalisti e xenofobi dell'epoca. Per questa generazione di cineasti l'Italiano rappresenta il «proletario», un catalizzatore di immagini di rivolta e di solidarietà. Essi solidarizzano col lavoratore straniero poiché si sentono anch'essi stranieri (Schlappner et Schaub 1987). L'Italiano cambia il paesaggio identitario e cinematografico della Svizzera, ne fa emergere le contraddizioni e allo stesso tempo lo proietta in un tempo di avvenire, speranza, utopia.

Bibliografia

- Castelnuovo Frigessi, Delia**, 1978, *La condition immigrée. Les ouvriers italiens en Suisse*. Lausanne : Editions d'en bas.
- Cattacin, Sandro; La Barba, Morena Maria**, 2014, *Mobilité internationale et vie associative*. Dans: SRK Schweizerisches Rotes Kreuz (éd.), *Freiwilligkeit und Vielfalt im Zeichen der Menschlichkeit*. Zürich: Seismo, 81-100.
- FCLIS** Federazione delle Colonie Libere Italiane in Svizzera (éd.), 1985, *Passaporti prego ! Ricordi e testimonianze di emigrati italiani*. Zurigo : FCLIS.
- La Barba, Morena**, 2013a, *Les ciné-clubs de la Federazione delle Colonie Libere Italiane in Svizzera: naissance d'un mouvement culturel dans la Suisse des années 1960*. Dans: La Barba, Morena; Stör, Christian; Oris, Michel; Cattacin, Sandro (éd.), *La migration italienne dans la Suisse d'après-guerre*. Lausanne : Antipodes, 197-242.
- La Barba, Morena**, 2013b, *Alvaro Bizzarri et la naissance d'un cinéaste migrant: scénario d'une rencontre*. Dans: La Barba, Morena; Stör, Christian; Oris, Michel; Cattacin, Sandro (éd.), *La migration italienne dans la Suisse d'après-guerre*. Lausanne : Antipodes, 243-290.
- La Barba, Morena**, 2014, *Creative Nostalgia for an Imagined Better Future: Il treno del Sud by the Migrant Filmmaker Alvaro Bizzarri*. Dans: Niemeyer Katharina (éd.), *Media and Nostalgia. Yearning for the Past, Present and Future*, New York and London : Palgrave Macmillan, 179-190.
- OFIAMT**, 1964, *Le problème de la main-d'œuvre étrangère*. Berne.
- Ricciardi, Toni**, 2013, *Associazionismo ed emigrazione. Storia delle Colonie Libere e degli Italiani in Svizzera*. Roma-Bari: Laterza.
- Schlappner, Martin; Schaub, Martin**, 1987, *Cinéma Suisse. Regards critiques 1896-1987*. Berne: Centre suisse du cinéma.
- Seiler, Alexander**, 2006, *Siamo italiani. Il vento di settembre* DVD. Zurich: Film Coop.

Vom Film zum Bürgerschaftsprojekt

Mitte der Sechzigerjahre ist die Schweiz – in einem Klima, das aufgrund der Migrationspolitik von tiefgreifenden Veränderungen geprägt ist – mit einem grossen Zustrom von Gastarbeitern aus Süditalien konfrontiert. Die als andersartig wahrgenommenen Menschen rufen fremdenfeindliche Reaktionen hervor und wecken Ängste in der Bevölkerung. Die Aktivisten der *Colonie Libere Italiane* (CLI), die nach dem Ersten Weltkrieg mit ihren Erfahrungen aus der Zeit des Antifaschismus in die Schweiz gekommen sind, reagieren auf diese Ängste mit einem Kulturprojekt, das die Gleichstellung der neu angekommenen italienischen Arbeitern und den Dialog mit der Schweizer Bevölkerung fördern soll.

Diese Akteure bauen Selbsthilfestrukturen auf, um den Mängeln eines Sozialstaates, der nur für die ansässige Bevölkerung konzipiert ist, entgegenzuwirken. Damit tragen sie zum kulturellen Wandel bei und lassen neue Lebensstile entstehen. Unter den verschiedenen Berufs- und Sprachausbildungen, die von den CLI angeboten werden, sticht in Bezug auf die Originalität und Bedeutung diejenige zum Filmklub-Moderator besonders hervor. Die von Dutzenden von Filmklubs organisierten Aktivitäten sollen ein Kino fördern, das zu kritischer und bewusster Reflexion über die Realität anregt. Das Experiment wird zum Publikumserfolg. Während der Filmbesprechung wird eine Gemeinschaft von Zuschauerinnen und Zuschauern geschaffen, die – ausgehend von persönlichen Lebenserfahrungen – gemeinsam über den Aufbau eines neuen Gesellschaftsprojekts nachdenken, das Italiener und Schweizer gleichermaßen einbezieht. Vor diesem Hintergrund entsteht das «neue Schweizer Kino». Die neuen Filmschaffenden beobachten die Veränderungen im Land aufmerksam. Sie sehen die konservative Gesellschaft mit einem kritischen Auge, und aus einer Randposition heraus bringen sie ihre Solidarität mit den Ausländerinnen und Ausländern zum Ausdruck. Es entsteht ein neues Bild der Schweiz, eine neue Auffassung von Bürgerschaft und Integration.

Morena La Barba è professore a contratto, ricercatrice e regista. I suoi ambiti di specializzazione sono i fenomeni migratori, in particolare la migrazione italiana in Svizzera e le metodologie audiovisive di ricerca applicate alle scienze storiche e sociali. Lavora presso il Dipartimento di sociologia dell'Università di Ginevra.

Ohne Internationalität kein Luzern!

Die Weltoffenheit der Innerschweiz ist mehr als eigenwillig. Sie hat gerne Gäste aus dem Ausland, aber sie ist auch froh, wenn diese wieder gehen. Und wer bleibt, der soll ein sehr attraktiver Steuerzahler sein oder ein Ausländer, der «gschaffig» ist und gut integriert. Die Frage der Einbürgerung ist dann aber eine Hürde für sich ... Teile der Innerschweiz ticken aber anders, vor allem die Hauptstadt Luzern. Sie hat aus Tradition ein gutes Verhältnis zum so genannten Fremden. Sie schöpft einen wichtigen Teil ihrer Identität aus dem Selbstverständnis und der Selbstverständlichkeit, eine internationale Stadt zu sein. Dazu gehören auch alltägliche Tiefs und Hochs.

Ich sitze auf dem Velo, die Ampel zeigt auf Grün. Und noch immer wälzen sich Gruppen von asiatischen Touristinnen und Touristen über den Fussgängerstreifen. Routiniert finde ich den Weg um drei, vier Chinesinnen herum, die mitten auf der Strasse ein Selfie knipsen. Und schon werde ich von einem Reisecar mit slowakischem Kennzeichen aufgehalten. Während er mir seine schwarzen Dieselschwaden in Nase und Lunge bläst, bringt er seine Fahrgäste auf den Schwanenplatz zu den boomenden Uhrengeschäften. Nun aber Weg frei, ich trete frohgemut in die Pedale, aber nur bis zum leuchtrot gewandeten Polizeiassistenten, der mir unmissverständlich die Durchfahrt versperrt, um dem wegfahrenden spanischen Reisecar freie Fahrt zu ermöglichen. Auf der Seebrücke dann wechselt der GPS-gesteuerte Chauffeur die Spur und putzt mich fast vom Velo.

Jetzt aber hat der Einwohner und Steuerzahler, selbst der langjährige, grün-rote Politiker genug. «Geht's eigentlich noch? – Stinkcar, Sch...tourismus... – Was soll das Ganze? – Wer profitiert denn eigentlich von diesen Menschenmassen? – Sollen sie doch bleiben, wo sie hergekommen sind!» Die Liste dieser Beispiele liesse sich problemlos verlängern. Und ich bin sicher, ich bin nicht der Einzige in Luzern mit solchen getrüben Erfahrungen und Empfindungen.

«Vielen Dank, dass ihr die Welt nach Luzern bringt!»

Aber nach einem Espresso oder einem Bier ist die Stimmung bald wieder eine andere, differenziertere. Da ist die japanische Tochter, die ihrer Mutter vor Freude geradezu zureischt, sobald die Reuss mit Kapellbrücke und Wasserturm und die Skyline der Altstadt zu sehen sind. Da ist der chinesische Grossvater, der stolz seine neu erstandene Armbanduhr, die an seinem dünnen Handgelenk baumelt, herumzeigt. Da ist die deutsche Touristengruppe, die vor der Jesuitenkirche interessiert den Ausführungen über die Politikämpfe zwischen den freisinnig Liberalen und ultramontanen Katholisch-Konservativen lauscht. Und da ist die verhüllte Araberin, die für das Erinnerungsfoto, das ihr modern-westlich gekleideter und stolzer Ehemann von seiner Familie schiesst, für kurze Zeit den Schleier lüftet. «Ach, liebe Gäste, wie liebe ich euch. Wie schätze ich eure Präsenz. Vielen Dank, dass ihr ein Teil der Welt nach Luzern bringt. Vielen Dank für euer Interesse an unserer Stadt und unserem Land!»

Spätestens jetzt sind Herz und Verstand wieder offen und frei. Präsent sind die Kenntnisse des Historikers, die Emotionen des Kulturschaffenden, die Erfahrungen und Überzeugungen des Stadtrates, die familiäre Bindung zur Verwandtschaft in Übersee. «Was wäre unsere Stadt ohne ihre internationalen Bezüge? Wieviel haben wir profitiert! Wieviel konnten wir geben!» Ein Buch öffnet sich, Bild für Bild, Seite für Seite, Geschichte um Geschichte folgen, wie in einer graphic novel. «Luzern und ihre internationalen Bezüge», meist positiv, manchmal negativ, eine Geschichte ohne Anfang und hoffentlich ohne Ende. Darum muss es bei Beispielen bleiben.

Tourismus stiftet Identität

2015 feiert Luzern zusammen mit der Region Zentralschweiz 200 Jahre Gastfreundschaft. Dafür wurde eine monumentale Seerose gebaut, die als Plattform für viele kulturelle und gesellschaftliche Anlässe dient und auf dem Vierwaldstättersee von Ort zu Ort gleitet. Gedacht ist dieses

«Gästival» als Hommage an die Millionen von Gästen aus der ganzen Welt, die Luzern im Laufe der Zeit und vor allem seit dem Aufkommen des modernen Tourismus zu Beginn des 19. Jahrhunderts ihre Aufwartung gemacht haben.

Es ist aber auch ein ehrliches Eingeständnis dafür, wie eng Luzern mit der Welt verbunden war und ist. Wie stark die Internationalität die Identität der Stadt, das Stadtbild und das gesellschaftliche Leben geprägt hat. Äusserer Ausdruck davon ist die markante Hotelzeile aus der Zeit vor und um 1900, die dem rechten Seeufer das Gepräge gibt. Die Gäste suchten die gute Luft und das faszinierende Licht am See, den Blick oder gar den Ausflug auf die monumentale Alpenkette. Die Hotels mussten allen modernen Ansprüchen genügen, auch die Stadtanlage, die Schiffe und die Bergbahnen. Aber es waren auch die internationalen Gäste, für die das mittelalterliche Luzern ein Wert war, während das für die Luzernerinnen und Luzerner lange Zeit nicht wichtig erschien, im Gegenteil. Die Hofbrücke, die längste der drei bebilderten Luzerner Brücken wurde dem Umbau zur modernen Tourismusstadt um 1850 vollständig geopfert. Erst nach und nach setzte in Luzerns Gesellschaft und Politik ein Umdenken ein. Und heute steht das mittelalterliche Ensemble von Kapellbrücke und Wasserturm zusammen mit dem modernen Kultur- und Kongresszentrum KKL für Luzern.

Gäste und Arbeiter aus dem Ausland

Zielgruppe der neuen Hotels waren grossbürgerliche Gäste aus Europa und Übersee. Damit setzte Luzern bewusst auf Internationalität. Das Personal aber waren Frauen und Männer aus dem Luzerner Hinterland oder aus der Inner-schweiz, was heute markant anders ist. Ohne Arbeitnehmende aus Europa und ohne Personenfreizügigkeit wären die Hotels nicht mehr zu betreiben. Folgerichtig lehnten die Stimmenden der Stadt 2014 die so genannte Masseneinwanderungsinitiative ab. Schon damals ging es kaum ohne Englisch.

Gebaut aber wurden die Hotels von ausländischen Facharbeitern. Die italienischen Muratori erstellten den Rohbau, und Handwerkerge-sellen aus Deutschland, Österreich und Mitteleuropa besorgten den Innenausbau. Diese Arbeiter verfügten über ein klares Klassenbewusstsein und waren zu spontanen Aktionen bereit. Die Italiener waren meist Anarchisten, jene aus dem Norden und Osten Sozialdemokraten. Berühmt geworden ist der giftige Streik der Bauarbeiter 1897, der die Luzerner Politik und Gesellschaft auf eine harte Probe stellte und mit einem Militäraufgebot endete. Auf der andern Seite profitierte die wachsende Luzerner Arbeiterbewegung von diesen Erfahrungen und Kontakten.

Ohne diese ausländischen «Büezer» ging in Luzern wenig. Sie prägten die verschiedenen Phasen des Stadtausbaus und

der Stadterneuerung; vor 1900 bis zum 1. Weltkrieg, in den goldenen Zwanzigern und nach dem 2. Weltkrieg bis heute. Und viele blieben da, nicht erst jene der Migrationswelle nach dem 2. Weltkrieg, sondern schon aus der Zeit vor und um die Jahrhundertwende 1900. Nicht wenige gründeten eigene Gewerbebetriebe, Bauunternehmungen, Gipserbuden, Malergeschäfte.

Selbstverständliche Italianità

Aber in Luzern war die Präsenz des Italienischen nichts Aussergewöhnliches. Und die Debatte, ob Luzern die nördlichste Stadt des Südens oder die südlichste Stadt des Nordens sei, hat etwas für sich. Luzern liegt nicht erst seit jüngster Zeit an der Autobahn Rom-Hamburg oder Brüssel. Schon seit Jahrhunderten spielte der Transitverkehr über den See und die Alpen eine wichtige Rolle. Und auf dieser Route war Luzern ein wichtiger Umschlagplatz. Vor allem aber ging es nicht nur um Güterverkehr. Ebenso stark und selbstverständlich war der Personenverkehr, der Austausch von Wissen und Fachkräften. So zeichneten immer wieder Baumeister bzw. Architekten und Steinmetze aus dem Süden für das Stadtbild prägende Bauten verantwortlich, beispielsweise das heutige Regierungsgebäude, das stark an einen florentinischen Renaissance-Palast erinnert, oder das Rathaus, das mit Ausnahme des Dachs ähnliche Stil- und Konstruktionselemente aufnimmt. So machte Luzern immer wieder die Erfahrung, dass die Lage am Alpenrand nicht von der Ferne trennt, sondern mit ihr verbindet. Und der Blick ging dabei nicht nur nach Süden, sondern auch nach Norden, über Basel hinaus. Wie gesagt, Rom-Hamburg-Brüssel-London-Amerika.

Nach diesen Ausführungen erstaunt es also nicht, dass das Kultur- und Kongresszentrum KKL von einem ausländischen Architekten gebaut worden ist, dem Franzosen Jean Nouvel. Nebst der Selbstverständlichkeit der italienischen Präsenz und später der Präsenz der Gäste aus ganz Europa und Übersee pflegte vor allem das Luzerner Patriziat von alters her enge Beziehungen zu Frankreich. Es ging um Handel und um Solddienste. Das berühmte Löwendenkmal ist ein Zeugnis der Nähe, je nach Betrachtungsweise wohl auch der tragischen Problematik dieser Beziehung.

Internationalität als selbstverständliches Potenzial

Das Zwischenfazit eines weltoffenen Lokalpatrioten ist geprägt von Stolz und der Feststellung: Luzern war schon immer sehr international und wusste diese Potenzial zu nutzen. Historische Träger dieser Internationalität waren im Ancien Régime vor allem die patrizischen Familien der Stadt und die Zünfte. Seit der Wende in der napoleonischen Zeit vor allem die freisinnigen und liberalen Kräfte und ab Mitte des 19. Jahrhunderts auch die wachsende Arbeiterbewegung.

Für die moderne Stadt Luzern, ihre liberale Leader- und Mehrheitspartei und die Mehrheit der Bevölkerung waren gute und offene Aussenbeziehungen, sprich Weltoffenheit, sehr wichtig. Diese Weltoffenheit gründet im klaren Bewusstsein, wie sehr Luzern von der Internationalität seit Jahrhunderten profitiert. Sie ist aber auch als klare Ablehnung und Alternative zur lange Zeit sehr rigiden Internationalität des sog. ultramontanen Katholizismus zu verstehen. Der Papst gebot, die internationale Schar der katholischen Lämmchen hatte zu folgen. So sah es die Mehrheit in der Stadt Luzern definitiv nicht.

Musik – die immer währende Internationalität

Internationale Musikfestwochen Luzern IMF: In dieser früheren Bezeichnung für das weltweit bekannte und heute offiziell Englisch betitelte Lucerne Festival stecken gleich zwei Luzerner Identität stiftende Merkmale. Das Internationale und die Musik. Es waren 1938 nicht zuletzt auch wirtschaftliche Gründe, die zur Gründung der IMF geführt haben. Der Tourismus stand angesichts des Weltkriegs am Abgrund. Musikfestwochen auf höchstem Niveau konnten da eine gute Strategie und Ergänzung sein. Und hohe Qualität war nur möglich, wenn konsequent auf Internationalität gesetzt wurde. Berühmt geworden ist das Konzert auf Tribschen, dort, wo Richard Wagner einige Jahre seines Lebens verbracht hatte. Maestro war Arturo Toscanini, der ein renommierter und international besetztes Orchester dirigierte. Ein beispielhafter Ausdruck der kulturellen Qualität, die nur durch das Zusammenwirken von internationaler Kunst und einheimischer Offenheit möglich geworden ist. Und diese Selbstverständlichkeit der Offenheit prägt das Festival bis heute.

Aber es ist und war in Luzern nicht nur der offene Horizont und das nüchterne touristisch-wirtschaftliche Kalkül, die das Festival zum Erfolg führten. Die Sinnlichkeit des Katholizismus hat der Musik einen kreativen Boden und eine breite, kulturelle Akzeptanz gegeben. Im Zusammenwirken mit dem internationalen Potenzial ist Identität entstanden. Luzern macht nicht auf Musikstadt, sie ist eine.

Wie steht es in Luzern heute und politisch um die Internationalität?

Die Stadtbevölkerung hat die so genannte Masseneinwanderungsinitiative und das Minarettverbot abgelehnt. Auch Asylfragen werden mit Augenmass und ohne Polemik behandelt. Sie hält also in ihrer Mehrheit auch in schwierigen Zeiten an ihrer Weltoffenheit fest, was sich vom Kanton und dessen Regierung nicht immer sagen lässt. Die bürgerlichen Kräfte schwanken in ihrem Selbstverständnis und sind nicht selten Teil populistischer Fremdenfeindlichkeit. Rot-Grün hält dagegen, hat aber Mühe mit gewissen Folgen des Mas-

Sans internationalité, pas de Lucerne !

Depuis 200 ans environ, Lucerne est une ville très prisée des touristes et connue dans le monde entier. Mais le tourisme de masse met à l'épreuve les habitants de la ville, qui ont pourtant de tous temps été ouverts sur le monde. Il n'en reste pas moins que les visiteurs venus des quatre coins de la planète font partie intégrante de Lucerne et sont une composante majeure de l'identité de sa population. Ce cosmopolitisme remonte à loin et s'explique par la situation géoculturelle de Lucerne, qui est depuis plusieurs siècles une ville de transit importante sur l'axe Nord-Sud. D'où aussi cette « italianità », qui fait partie intégrante de l'ADN de Lucerne. Le libéralisme ouvert sur le monde, qui sous-tend la tradition politique de la ville depuis le début du 19^{ème} siècle, est aujourd'hui porté par l'alliance rouge-verte et certains représentants du catholicisme progressiste. Enfin, grâce à son rapport positif avec l'internationalité, Lucerne a réussi à s'imposer en tant que ville de musique de tout premier plan mondial.

Terreau fertile pour l'identité de la ville de Lucerne, l'internationalité est perçue comme une richesse, et non comme une menace. On ne peut en revanche pas en dire autant du canton de Lucerne.

sentourismus. Aber für die Kirchen ist Weltoffenheit ein wichtiger Teil ihrer Identität. Als Beispiel sei die Caritas-Community genannt, deren Tätigkeit, Akzeptanz und Bedeutung heute weit über das katholische Herkunftsmilieu hinaus reicht. Als weiteres Beispiel sei auch auf den Auf- und Ausbau der Universität und der Hochschule verwiesen, der mit grosser Selbstverständlichkeit auch von Professorinnen und Professoren nicht-schweizerischer Herkunft profitiert. Und zu guter Letzt der Hinweis auf das Europa Forum Luzern, das sich zu einem hochkarätigen Gefäss des europäischen und internationalen Austauschs entwickelt hat.

Ruedi Meier ist Vertreter der Schweizer Städte in der Eidgenössischen Kommission für Migrationsfragen EKM. Er studierte Allgemeine Geschichte und Philosophie an der Universität Zürich und war mehrere Jahre in verschiedenen Museen tätig. Von 2000 und 2012 gehörte er als Vertreter der Grünen dem Stadtrat (Exekutive) von Luzern an, wo er die Sozialdirektion leitete.



Foto Amanuel Gebrehiwet

Wir sind hier – siamo qui.

Presto pubblicheranno l'annuncio. Vendesi inventario d'albergo, camere complete, televisori e minibar, cucina di inox, poltrone, sdraio, ombrelloni. Vasca per idromassaggi, lavatrici, mangano, aspirapolveri, lampadari.

Seduta tra pile di asciugamani e lenzuola da stirare, ascolto la storia di una santa-bambina. La bimba aveva una matrigna che la voleva uccidere e sicura di sorprenderla prima o poi nel sonno, le chiedeva: dormi? Stai dormendo? Ma la piccola aveva un trucco: sputava in un bicchiere e la saliva prendeva vita e rispondeva al posto suo: no, non dormo. Così la matrigna stringeva la corda, il coltello e rimandava l'assassinio. Intanto la santa-bambina fuggiva e si salvava.

Ascoltavo la mia storia preferita, il mangano girava, mi ipnotizzava. Lento girare, lento catturare le tovaglie gialle, le lenzuola bianche, per poi restituirle fumanti, stirate a puntino. Lento raccontare della donna dai capelli neri. A me veniva sonno e anche un po' schifo per quel bicchiere di saliva parlante – no, non dormo. Finché invece io sì che mi addormentavo tra i mucchi di lenzuola. Era d'estate e in *lingeria* si moriva dal caldo.

Presto verranno a prendere anche le pile di lenzuola e tovaglie, i piumini, i materassi, i lettini dei bambini. Dalla strada privata, dove c'erano i cartelli blu con il nome dell'albergo in lettere dorate, dove saliva e scendeva a rotta di collo Zabarella con le casse di birra e aranciata, saliranno i camion dell'impresa edile.

La donna bionda apriva la cartina della città sul bancone della *reception*. *Wir sind hier*, diceva, siamo qui, tracciava la prima crocetta. La seconda, per indicare poco più in basso, la fermata dell'autobus. Ma forse i clienti preferivano andare a piedi? La donna bionda diceva loro quanti minuti di cammino ci volevano per raggiungere Via Nassa, i negozi – terza crocetta. Dall'altra parte del bancone i turisti annuivano. La cartina si riempiva di crocette come un ricamo, in corrispondenza del *debarcadere*, del Parco Ciani, di Villa Favorita, di Piazza Manzoni dove prendere l'autobus per tornare all'albergo...

Trenta, quarant'anni fa la gente si fermava anche due settimane, d'estate si lavorava sodo, era *alta stagione*. Passavo le vacanze in mezzo ai clienti, senza accorgermene imparavo la loro lingua.

Mi davano sui nervi, i clienti. Per parlare con mia madre – la donna bionda della reception – dovevo fare la fila, aspettare che loro smettessero di raccontarle delle gite sul lago, sul Monte San Salvatore. E lei, che gli dava corda!

Andavo a buttarmi in piscina, ogni tanto ripescavo una rana, facevo collane di perline, leggevo e cuocevo al sole d'agosto sulla scala dell'ingresso. Porteranno via anche quella? O finirà in discarica, con le piastrelle dei bagni, i tubi dell'acqua che d'inverno cedevano e irrigavano l'albergo? Tutta la vita ho *tribulato* con l'acqua, ripete mio padre. È vero, ma detto così sembra che abbia lavorato nelle risaie, o traghettato ghiaia sul lago come suo nonno.

Citofono. Sono Claudia, dico, posso salire? Cinque piani più in alto la donna dai capelli neri dice «Ah! Avanti». È sorpresa? È da un po' che non vengo a trovarla. Dovevo venire prima, per raccontarle le novità.

La mamma come sta? chiede. Certe volte la chiama *la signora*, alla spagnola. E come sta il papà? E l'albergo? Sui muri e sulle mensole del suo appartamento ci sono le nostre fotografie, quelle dei miei bambini, di cui è stata la «tata», come è stata la mia. Sulla poltrona a fiori aspetto con una punta di nervosismo, di imbarazzo, che mi racconti di nuovo del suo mal di schiena. Quanto pesavano i materassi, le ceste di biancheria bagnata! Ah, l'albergo! Eppure le manca.

Dell'ufficio mi piacevano i colpi secchi del ciclostile, quando a una certa ora si «tiravano» i menu, in tedesco – *Guten Appetit!* – e la centralina telefonica con gli spinotti colorati. Tutto soppiantato negli anni Ottanta e Novanta da computer e stampanti. Mi irritavano invece i *tailleur*, la compostezza. Scappavo nel seminterrato: la macchina pelapatate tuonava, il lavapiatti di San Vicente era giovane e carino, il cuoco infilava enormi teglie nella bocca del forno, il fumo

denso e grasso montava, ci inebriava. Protetta dalla nebbia scavavo solchi dentro le vaschette di gelato con le dita, dai pentoloni pescavo l'*émincé* alla *Stroganoff*. Mi confondevo con Michele Strogoff, lo spezzatino acquistava una nota avventurosa. C'era il battagliero consommé *Millefanti*, c'erano le pere *Belle Hélène*. La cucina crepitava, avvampava. Volavano maledizioni, battute, strilli. A volte si consumavano piccole crisi isteriche, piccoli pianti sui *vol-au-vent*, sull'insalata russa.

Non so come, scoprii che il portiere e sua moglie avevano dei figli. Andai subito a chiedere: che figli? Quanti? E dov'erano? I bambini erano rimasti dai nonni, in Jugoslavia. Erano venuti loro due soli, per lavorare. Nella mia testa di bambina quei mesi di separazione, quasi otto – tanto durava la stagione dell'albergo – erano una cosa inaudita, crudele. Erano cattivi, il portiere e sua moglie, egoisti! Quanto tempo dopo ho scoperto che in quegli anni chi veniva a lavorare non poteva portare con sé i bambini?

A fine stagione gli *impiegati* tornavano a casa, mia madre faceva l'ultima paga, consegnava le buste e loro erano senza grembiule da lavoro, era strano, erano diversi. Mi dispiaceva vederli partire. Qualcuno non tornava, apriva un bar, un ristorante, un salone di parrucchiera *al suo paese*. Il cuoco e sua moglie, la mia tata – la donna con i capelli neri, oggi bianchi, la donna della favola della santa- bambina – per fortuna restavano. Sono restati. *Al loro paese* non ci tornano quasi mai. Appena ha avuto l'età per lavorare in Svizzera, li ha raggiunti il figlio, oggi è uno chef in un grande ristorante con vista sul lago. Le sue figlie sono nate qui, si stanno diplomando e laureando, una di loro per poco non diventa Miss Svizzera.

Non ho potuto dirle che l'albergo verrà demolito. Che al suo posto sorgeranno gli inevitabili appartamenti di *alto standing*. Che, se qualcuno non se li porta via, sotto le macerie finiranno anche il grande mangano, l'ascensore rosso, i vecchi armadi di cui lei sola, con mia madre, aveva le chiavi e

in cui stavano impilati asciugamani di ricambio, federe nuove, coperte per i mesi freschi. E i misteriosi *piquet*. Armi da taglio? No, bianchissime trapunte.

Nessuna crocetta su una cartina segnerà più la presenza dell'albergo, la nostra presenza. *Wir waren hier*, eravamo qui: noi e il cameriere Tonino, italiano, la sua giacca bianca, il farfallino nero. Adel, Magin, Maria, Antino, Aurita, Jesus, Lisardo, spagnoli e portoghesi. Mileva, Bosko, Ruza, Borka, jugoslavi.

Le segretarie avevano nomi tedeschi, normali, forse per questo non me ne ricordo quasi nessuno.

Inaspettate malinconie, magoni, zucchero al velo sopra le cose. Il tempo che passa si vede anche da questo. Una glassa che si incolla alla memoria e la rende di certo troppo dolce. Favorite dunque un fiammifero, per fare un bel flambé. Che almeno splendano, i ricordi. Che facciano una luce intensa, vivida, mentre bruciano, e noi ci proteggiamo gli occhi con la mano.

Testo dell'antologia «globale heimat.ch». Grenzüberschreitende Begegnungen in der zeitgenössischen Literatur, a cura di Charlotte Schallié e Margrit V. Zinggeler, Zurigo: Edition 8, 2012: 289-291. Ristampato con il permesso dell'editore.

Claudia Quadri è narratrice e giornalista e vive a Lugano. Ha lavorato prima come giornalista per la Radio della Svizzera italiana e poi, dal 1997, per la televisione. Nel 2015 ha ricevuto il Premio Svizzero della letteratura.

Auf Augenhöhe in die Selbständigkeit.

«Jede Migrantin bringt Fähigkeiten, Fertigkeiten und Wissen in die Schweiz mit. Diese mit dem Empowerment-Ansatz zum Vorschein zu bringen und in einen persönlichen wie auch gesellschaftlichen Mehrwert zu wandeln, ist das Ziel von Crescenda», sagt Initiantin Béatrice Speiser. Bereits anlässlich des Starts zum diesjährigen Gründungskurs konnte erahnt werden, welches Potenzial die neuen Kursteilnehmerinnen zur Entfaltung bringen werden.

Dreizehn Frauen aus elf verschiedenen Nationen, zwischen Anfang dreissig und Mitte fünfzig Jahre alt, versammelten sich an einem Freitagnachmittag Ende Mai pünktlich um 16 Uhr an der Bundesstrasse 5 in Basel zum ersten Modul des Gründungskurses. Fast pünktlich, um genau zu sein – zwei Teilnehmerinnen erschienen fünf Minuten zu spät, mitten in die kleine «Predigt» über Pünktlichkeit von Béatrice Speiser, Initiantin, Präsidentin und Dozentin bei Crescenda. «In der Schweiz gibt es ein heiliges Gesetz: die Pünktlichkeit!», wiederholte sie und betonte, wie wichtig es sei, Zeiten einzuhalten. «Unabhängig davon, welches Projekt Sie verfolgen, welche Leistungen Sie erbringen und über welche Fähigkeiten Sie verfügen: In der Schweiz pünktlich zu sein ist ein Indikator für Glaubwürdigkeit und Verlässlichkeit – und dies wird für Ihr Vorhaben von zentraler Bedeutung sein.»

Erstabklärung und Standortbestimmung

Das Gründungszentrum Crescenda bietet für Migrantinnen, die ihr eigenes Geschäft aufbauen wollen, Beratung und Unterstützung in Form von diversen Angeboten. Bei einem kostenlosen Erstgespräch wird abgeklärt, ob ein Gründungskurs die richtige Option für die betreffende Frau ist. Fällt die Beurteilung positiv aus, ist ein Standortbestimmungskurs der nächste Schritt. An drei Tagen können die Teilnehmerinnen individuell herausfinden, wo ihre Stärken und Möglichkeiten liegen. Sind die Pläne durchführbar? Was braucht es noch an Wissen und Planung? Wie können die persönliche

und finanzielle Lebenssituation vereinbart werden? Eine Stärken- und Schwächenanalyse, eine sorgfältige Vorbesprechung der Geschäftsidee sowie die individuelle Abklärung der persönlichen und finanziellen Situation sind ebenfalls Teil des Standortbestimmungskurses.

Wer einen Standortbestimmungskurs abgeschlossen hat, kann sich für die Teilnahme an einem Gründungskurs anmelden. Der Gründungskurs selber dauert neun Tage, verteilt über fünf Monate. In sechs Modulen werden die Teilnehmerinnen gezielt auf die Gründung ihres eigenen Unternehmens vorbereitet. Sie erhalten dabei das notwendige Rüstzeug für die berufliche Selbständigkeit in der Schweiz. Themen der Module sind: Persönliche Kompetenzen und Ressourcen, Produkt und Dienstleistung, Recht und Risiko, Marketing und Vertrag sowie Finanzen. Die neu gegründeten Unternehmen und Geschäftsideen werden nach Abschluss des Kurses an einem Präsentationsabend mit Diplomfeier einer interessierten Öffentlichkeit vorgestellt.

Vertrauen in die eigenen Stärken

Dozentin Hala Helmy erläutert die Ziele des ersten Moduls zu «persönlichen Kompetenzen und Ressourcen»: Es geht um gegenseitiges Kennenlernen und Vertrauensaufbau, sich seiner eigenen Ressourcen, aber auch der Vorteile von persönlichen Netzwerken bewusst zu werden, sich mit Selbständigkeit vertraut zu machen und ein Selbstverständnis als Geschäftsfrau aufzubauen.

In einer ersten Runde nimmt jede Teilnehmerin eine kurze biographische Situierung vor, erklärt, was sie persönlich motiviert, ein eigenes Geschäft zu gründen und skizziert ihr geplantes Vorhaben. Die dreizehn angehenden Geschäftsfrauen haben einiges gemeinsam; es gibt aber auch Unterschiede. Viele der Frauen sind geschieden oder getrennt, fast alle haben Kinder, alle verfügen sie über eine Berufsausbildung oder über mehrjährige Berufserfahrung. Bei der Vorstellungsrunde wird deutlich, wie intensiv sich die Frauen bereits mit ihrem eigenen Lebensweg, mit ihrer Biographie, mit ihren Stärken und Schwächen auseinandergesetzt haben.

Viele hatten Krisen zu meistern und persönliche Tiefschläge zu verkraften. Von einer Opferhaltung ist allerdings nichts zu spüren. Da blicken selbstbewusste Frauen mit Vertrauen in ihre Stärken in die Zukunft: Unternehmerinnen eben.

Migrantinnen und ihre Geschäftsideen

Das Verzeichnis der Firmengründungen von Crescenda-Absolventinnen beeindruckt durch eine breite Vielfalt. Ein Grossteil der Frauen verwirklichte den Traum zur Selbständigkeit im Gastrobereich, es gibt aber auch mehrere Reiseagenturen, Bed-&-Breakfast-Angebote, Agenturen für Kulturveranstaltungen und Events, Sprachschulen, Institute im Bereich Kosmetik, Körperpflege, Wellness und Fitness, Lebensmittelgeschäfte für Spezialitäten, Informatikfirmen, diverse Unterrichtsangebote, Reinigungsinstitute sowie Pflege- und Betreuungsdienste.

In der Vorstellungsrunde in der lauschigen Villa, in der die Gründungskurse stattfinden, werden die aktuell zu entwickelnden Geschäftsideen präsentiert: Sabina* ist Deutsche, war mit einem Griechen verheiratet und lebte bis zu ihrer Scheidung im Herkunftsland ihres Mannes, wo sie gemeinsam Olivenöl produzierten. Sabina, die nicht nur perfekt Griechisch spricht, sondern sich auch bei der Produktion von Olivenöl gut auskennt und über ein grosses Netzwerk verfügt, plant den Import von hochwertigem Olivenöl. Sofia, studierte Archäologin, stammt ursprünglich aus Mexiko. Stellenangebote in ihrem Berufsfeld gibt es in der Schweiz nur wenige. Sofia, die sich gerne draussen aufhält, hat sich in die hiesige Pflanzenwelt verliebt und möchte ein Geschäft aufbauen, das sich gefährdeten regionalen Pflanzen widmet.

Meral ist Kurdin und arbeitet gegenwärtig als Dolmetscherin und interkulturelle Vermittlerin. Gerne würde sie sich im Gastrobereich selbständig machen und Spezialitäten aus ihrem Herkunftsland anbieten. Auch Sibel aus der Türkei will sich in der Gastronomie betätigen. Ihre Vorstellung ist es, die Leidenschaft fürs Kuchenbacken mit einem Fitness-Angebot zu verbinden. Yumi aus Japan ihrerseits stellt sich ihre Zukunft als Störköchin für japanische Spezialitäten und Kursleiterin für die Zubereitung von Sushi vor. Laura, US-Amerikanerin mit noch kleinen Kindern, möchte nicht nur Hausfrau und Mutter sein und strebt deshalb den Aufbau eines Cateringservice für Cupcakes an. Ajshe aus dem Kosovo und Ines aus Kolumbien werden sich ebenfalls im Gastgewerbe betätigen.

Esther aus Kenia verfügt über einen Abschluss im Hotelfach, der allerdings in der Schweiz nicht anerkannt ist. Sie möchte ihr Organisationstalent und die Liebe zum Tanz im Eventmarketing einsetzen. Leila, gelernte Bibliothekarin aus Dubai, schwebt ein Lokal vor, wo kulturell interessierte Frauen sich austauschen können. Für den Pflegebereich und Kör-

Crescenda: encouragement à l'indépendance

« Chaque migrante arrive en Suisse avec ses propres compétences, aptitudes et connaissances. Le but de Crescenda est de les mettre en valeur au travers d'une approche d'empowerment et d'en faire une valeur ajoutée personnelle et sociale », explique Béatrice Speiser, qui fut à l'initiative du projet. Cette année, dès le début du cours d'encadrement à la formation d'entreprise, il a été possible de percevoir quel potentiel les nouvelles participantes souhaitent développer. Crescenda propose aides et conseils aux femmes d'origine étrangère qui veulent se mettre à leur compte. Dans le cours d'encadrement à la formation d'entreprise, elles reçoivent tous les outils qui leur seront nécessaires pour mettre sur pied leur activité indépendante en Suisse.

perarbeit interessieren sich schliesslich Tatjana aus Serbien, die ein Massageatelier eröffnen will, die ausgebildete Pflegefachfrau Anjali aus Indien, die einen eigenen Spitex-Dienst aufbauen möchte, oder Emine aus der Türkei, die ihre langjährige Erfahrung in der Haushilfe in einem eigenen Angebot einbringen will.

Der Weg zum Ziel

Am Ende des ersten Kurstags liegt eine erwartungsvolle Stimmung in der Luft. Die dreizehn Frauen haben sich gegenseitig beflügelt. Sie werden ihre je eigenen Projekte in den kommenden Monaten konkretisieren und dabei auch vom Netzwerk der Gruppe profitieren. Die Frauen, die sich für die Gastronomie entschieden haben, werden im Bistrot Crescenda praktische Erfahrungen sammeln können. Dozentin Linda Muscheidt Burri zum Prozess des Selbständig-Werdens: «Selbständig sein heisst, unabhängig zu sein. Selbständig sein heisst, sich behaupten zu können. Beides stärkt das Selbstbewusstsein. Sich in einem fremden Land behaupten zu können, seine Frau zu stehen und unternehmerisch selbständig zu sein, bringt Anerkennung von aussen. Wenn sich Menschen auf Augenhöhe treffen, gleichwertig sind, dann stellt sich die Frage nach der Integration nicht mehr. Die Konklusion ist erfolgt.»

Literatur

Bangerter, Annika und Béatrice Speiser (Hg.), 2014, Das Crescenda-Modell. Migrantinnen als Unternehmerinnen. Zürich: rüffer & rub Sachbuchverlag.
www.crescenda.ch, Website des Gründungszentrums.

* Alle verwendete Namen der Kursteilnehmerinnen sind Pseudonyme.

Simone Prodolliet ist Geschäftsführerin der Eidgenössischen Kommission für Migrationsfragen EKM.





Foto Ahmad Rezai

« Mon Grand-Père est un héros. Ma Grand-Mère aussi ! »

Dans le cadre du programme régional Agoris, les écoles du Chablais ont participé au projet intergénérationnel et intégratif « Mon Grand-Père est un héros. Ma Grand-Mère aussi ! » Aude Monnat, cheffe de projet, explique comment ce projet a pu mettre en valeur la diversité des vécus familiaux et rendre hommage aux pionniers de l'immigration qui ont donné leurs couleurs au Chablais d'aujourd'hui, sachant que trois enfants sur quatre ont au minimum un parent/grand-parent né à l'étranger.

Plus de 6000 écoliers (sur les 10 000 que compte le Chablais) ont participé au projet. Les plus petits ont fait des dessins, les plus grands des textes narratifs. Tous ont raconté avec beaucoup d'amour et d'admiration un bout de la vie d'un de leurs grands-parents.

L'école : une opportunité pour favoriser les liens intergénérationnels

Avec 75 % d'enfants issus de l'immigration, au moins par un grand-parent, nous nous attendions à de nombreux récits de migration. De l'intérieur de ces familles, comment le départ du pays d'origine et l'installation en Suisse ont-ils été vécus ? A quel moment les familles allaient-elles placer l'acte héroïque ? Dans la migration elle-même, dans l'adaptation aux nouvelles conditions de vie, dans l'aide aux proches restés au pays d'origine ? Quelle conscience avaient-elles de l'apport collectif de ces migrations individuelles ? Quel bilan tiraient-elles de cet acte fondateur ?

Et les enfants non issus de l'immigration : quels allaient être leurs récits ? Retirerions-nous une certaine unité ou au contraire une grande diversité de tous ces témoignages ?

Les familles ont parfois confondu « en quoi mon aïeul est un héros » avec « pourquoi je l'aime ». Ainsi, les textes et dessins, surtout chez les petits, ont alors correspondu à :

« J'aime mon grand-père parce qu'il joue avec moi. » ou « J'aime ma grand-mère parce qu'elle fait les meilleurs gâteaux. » Il y a même eu quelques rares « J'aime mon grand-père parce qu'il m'a offert la dernière PlayStation à Noël. » Mais lorsque la notion d'héroïsme a été discutée en classe ou que l'échange a été de qualité avec les familles, les résultats ont été magnifiques ! Ils sont très similaires, d'une classe de petits de 5-6 ans à une classe de grands de 15-16 ans, de la ville à la campagne. Les actes héroïques se partagent entre héros du quotidien et héros événementiels, dans des récits habités par l'admiration et l'affection.

Des récits qui mettent en valeur les parcours de migration

Lorsqu'un des grands-parents a eu l'occasion de sauver une vie (incendie, noyade, accident de montagne, etc.), c'est le premier témoignage qui ressort. Ensuite, ce sont les dons de soi, le dévouement à des gens dans le besoin, le partage avec des voisins, l'accueil d'orphelins, le bénévolat, l'engagement dans des causes caritatives. Ensuite, la lutte contre la maladie, les performances sportives, les inventions, les dons musicaux. Et, lorsque la guerre a concerné un des aïeuls, des récits de résistance et de solidarité dans ces moments particuliers.

Si les petits-enfants d'origine espagnole et italienne ont beaucoup raconté les difficiles conditions d'accueil des migrants, dans les années 1960 et 1970 (examens médicaux au sommet du col du Simplon, trajet Sardaigne-Valais en Vespa, engagement professionnel dans les grands chantiers des Alpes), les enfants portugais se sont révélés très marqués par les guerres de décolonisation de la deuxième moitié du vingtième siècle (Mozambique, Angola, etc.). Les ressortissants d'ex-Yougoslavie ont raconté les conflits des années 1990, surtout la guerre du Kosovo. Et les enfants de réfugiés ont raconté essentiellement des anecdotes heureuses de leur pays, avant que les circonstances ne les en éloignent.

L'émotion est grande lorsqu'on regarde le dessin d'un enfant de 7 ans, et que les avions de l'OTAN y sont dessinés comme

Auf der Suche nach den Heldentaten der Grosseltern

Im Rahmen des Projektes « Mon Grand-Père est un héros. Ma Grand-Mère aussi ! » (Mein Grossvater ist ein Held. Meine Grossmutter auch!) haben über 6000 Schulkinder des Chablais über eine Begebenheit, eine aussergewöhnliche Tat oder Haltung im Leben ihrer Grossmutter oder ihres Grossvaters berichtet. Ob Helden des Alltags oder Heldinnen grosser Ereignisse, die Texte zeugen von einer ausserordentlichen Vielfalt der Familienbiografien. Zahlreiche Berichte überschreiten die Landesgrenzen, denn bei drei von vier Kindern ist mindestens ein Grosselternteil eingewandert oder lebt in einem andern Land. Während die Kinder italienischer und spanischer Herkunft vor allem von den Schwierigkeiten bei der Aufnahme in der Schweiz in den 1960er- und 1970er-Jahren berichten, stehen bei den Jungen aus Frankreich und Portugal die Entkolonialisierungskriege und bei den Kindern aus dem Balkan der Zusammenbruch Jugoslawiens im Vordergrund. Die Texte sind in erster Linie Zeugnisse der Solidarität und der Selbstaufopferung. Und aus allen spricht Bewunderung und Zuneigung.

des oiseaux noirs larguant des bombes sur le village des grands-parents. Dans chaque classe, ce type de dessin/récit, côtoie des histoires du quotidien et des événements plus heureux. Et, magie du projet, selon les dires des enseignants ayant fait l'expérience du partage en classe, les enfants écoutent avec autant d'attention et d'émerveillement chacun des récits rapportés, sans échelle de valeur ou de « concours » du plus héroïque. Un grand-papa qui affronte des essaims d'abeilles pour recueillir leur miel est tout autant admiré qu'un autre parti sur un continent lointain pour un projet humanitaire.

Particularité: ce qui semble correspondre, pour la société suisse, à des histoires des années 1920 à 1940, se retrouve dans de nombreux récits d'enfants avec un « background » migratoire, dans les années 1950 à 1970: fratries de 15 à 20 enfants, interruption précoce de la scolarité pour participer à l'entretien financier de la famille, maman morte en couche dans des conditions sanitaires difficiles, accueil d'orphelins, etc. Il n'est pas rare qu'une grand-maman née dans les années 1950 au Portugal n'ait pas dépassé la sixième année de scolarité obligatoire. Il n'est pas rare non plus que les récits des jeunes avec une origine migratoire racontent la jeunesse de leurs grands-parents dans les années 1960-1970 alors que les jeunes suisses ont souvent des anecdotes se situant dans les années 1940-1950. Une compression ou un étirement des générations... selon le point de vue!

Que faire de tous ces textes ?

Après avoir « demandé » aux familles, nous comptons « redonner ». Nous travaillons en ce moment à un spectacle, une exposition, une émission radio et un livre. Le spectacle, porté par des comédiens et musiciens professionnels, sera chanté par les classes participantes. Si les professionnels feront le tour des villes et villages de la région, les jeunes se relayeront pour ne participer qu'aux représentations à domicile. Ainsi, plus de 4000 jeunes monteront sur scène, à raison de 200 par soir. Quant à l'exposition, aux émissions radio et au livre, ils tenteront chacun de se compléter pour rapporter l'abondance et la qualité des témoignages, riches liens tissés au fil des ans et des événements.

Chaque jeune a le sentiment d'une contribution très personnelle et très individuelle; une goutte d'eau dans un océan, un petit fil de couleur. Mais la masse des 6000 témoignages récoltés permet l'observation d'un vrai fleuve, le tissage d'une fresque multicolore !

C'est toute la diversité de la population du Chablais qui se retrouve dans ces textes et dessins, tout l'enrichissement que les migrations lui apportent. Ce seul coin de terre contient des graines venues du monde entier, et ce potentiel est évidemment vécu comme une chance par des enfants qui racontent leurs aïeux, des étoiles dans les yeux !

www.agoris.ch
www.periurban.ch

Aude Monnat est cheffe de projet à Agoris. Agoris est soutenu par la Commission fédérale pour les questions de migration, les cantons de Vaud et du Valais et les communes du Chablais, dans le cadre du programme « periurban ».

« Communes sympas » : une effervescence de potentiels !

Qui n'aimerait pas vivre dans des « Communes sympas » ? Tel est l'intitulé ambitieux d'un projet impliquant en 2015 sept localités fribourgeoises – Bulle, Estavayer-le-Lac, Fribourg, Guin, Marly, Villars-sur-Glâne et Wünnewil-Flamatt. Inspiré de « Marly sympa », mis sur pied en 2003 pour favoriser le vivre ensemble au niveau local, « Communes sympas » a vu le jour en 2010 sur l'impulsion du Bureau de l'intégration des migrant-e-s et de la prévention du racisme du canton de Fribourg. En partant des besoins du terrain, ce projet bilingue est axé sur la cohésion sociale, la participation citoyenne, la valorisation des ressources, l'échange et la durabilité. En premier lieu, il vise à forger et diffuser un état d'esprit, l'« aller vers ».

« Communes sympas » marche dans les pas de son précurseur, « Marly sympa », qui a déjà atteint sa maturité. En effet, ses prémisses remontent à 1987. Préoccupées par les incivilités et les actes de vandalisme croissants, les autorités communales de Marly (7700 habitants) décident d'agir. Dans un premier temps, il est plutôt question d'élaborer des instruments pour lutter contre les défis rencontrés. Une vingtaine d'années de réflexions ont été investies pour placer le vivre ensemble au centre de l'attention et des actions. En 2003, une table ronde est organisée par la commune sur les thèmes de la violence et du vandalisme. Un virage est amorcé : Marly ne veut plus « lutter contre », mais promouvoir les potentiels et entamer un processus de co-construction de la cohésion sociale. Au fil des années, ce projet est devenu une démarche intrinsèque à la réalité marlynoise. Il obtient le Prix suisse de l'intégration en 2009. Convaincu de la pertinence de « Marly sympa », le Bureau de l'intégration du canton de Fribourg développe et met en œuvre « Communes sympas » dans le cadre d'une phase pilote (2010-2013). La Haute école de travail social Fribourg accompagne et évalue le processus. Elle rassemble les expériences des communes pilotes dans le « Mémento Communes sympas », un fil-rouge du projet.

« Communes sympas » donne un cadre, mais n'impose pas de structure figée. Il s'adapte et se construit en s'imprégnant des réalités locales. Toute commune intéressée par le projet peut s'annoncer au Bureau de l'intégration du canton de Fribourg. Après la signature d'une convention de partenariat avec le canton, la commune nomme un porteur de projet qui est, en principe, une commission. En collaboration avec le Conseil communal, cette commission, composée de représentant de différents milieux, a la compétence de définir l'orientation du projet. Une personne est engagée pour coordonner et assurer l'implémentation de la stratégie et la mise en lien des partenaires impliqués. Elle soutient également les agents sympas. Mais qui sont ces personnes ?

Les agents sympas – des personnes qui valorisent les ressources locales

Dans toute commune, de multiples ressources existent, mais si elles ne sont pas sciemment perçues, elles restent inexploitées. La formation « Agent-e-s sympas », au cœur du projet, stimule l'acquisition d'outils concrets pour prendre conscience, valoriser les potentiels et aller vers les autres. Ouverte à tous les habitants, indépendamment de leur origine, profession et statut, elle déconstruit les certitudes des participants pour aboutir à l'énonciation d'un cadre de références partagé. Michel Favre, responsable de l'espace de formation « L'êtrier » et animateur socioculturel de la commune de Marly, précise : « Plutôt qu'une formation, nous aimons souligner qu'il s'agit d'une déformation. Cette dernière favorise la possibilité de construire ensemble une manière d'être différente et, dans la mesure du possible, commune. Plus que de focaliser sur nos différences, elle s'attache à mettre en valeur nos ressemblances. »

La formation « Agent-e-s sympas » s'adresse à des personnes déjà engagées dans la vie locale (membres d'associations, conseillers communaux, etc.), mais peut aussi constituer une porte d'entrée privilégiée pour des nouveaux habitants. Elle permet d'alimenter le réseau social et de mieux connaître la commune. Dispensée par l'espace de formation « L'êtrier »,

elle s'articule autour de 6 modules. Essentiel, le premier module sert à déterminer des valeurs collectives et à instaurer une dynamique de groupe. Il est suivi de modules sur la construction psychologique, l'espace social, la gestion de conflits, l'intégration, la pluriculturalité et les enjeux relationnels. En 2014, cette formation a impliqué 54 personnes d'origine suisse et étrangère qui viennent enrichir le groupe de 200 agents sympas déjà formés.

Les agents sympas sont encouragés à prioriser le « Savoir être » au « Faire ». Ce choix peut sembler quelque peu anachronique dans un monde tourné vers les réalisations visibles et matériellement palpables. Grâce au bagage de notions acquises, les agents sympas reconnaissent et font émerger les ressources existantes dans la commune. Ces personnes vont à la rencontre de la population, observent, sont à l'écoute, font ressortir les souhaits des acteurs et actrices du terrain et créent des liens interpersonnels. Elles réalisent des projets concrets tels que les cafés-citoyens, les pique-niques multiculturels et les mesures d'accueil pour les nouveaux habitants. Elles tissent des liens entre la société civile et les politiques. En effet, chaque « Commune sympa » organise une rencontre annuelle entre les agents sympas et le Conseil communal dans le but de stimuler les échanges et les collaborations.

« Communes sympas » dans la durée

« Communes sympas » est un laboratoire pour tester en toute sécurité le vivre ensemble à petite échelle. Il permet de dévoiler les potentiels d'une commune et de les consolider. Les autorités communales peuvent s'appuyer sur une population motivée à améliorer sa qualité de vie. Pour ancrer ce projet dans la durée, la volonté et l'implication des politiques constituent des facteurs indispensables. Un engagement stable des coordinateurs et coordinatrices et l'accroissement constant du nombre d'agents sympas sont également nécessaires.

A l'instar d'un être humain, « Communes sympas » poursuit son développement en s'adaptant aux contextes spécifiques

«Communes sympas»: un'effervescence di potenzialità!

Ispirandosi a «Marly sympa», l'Ufficio dell'integrazione del cantone di Friburgo lancia, nel 2010, il progetto «Communes sympas» in cinque località francofone e germanofone per promuovere la convivenza a livello locale. La formazione «Agent-e-s sympas» costituisce il punto nodale del progetto. Si rivolge a tutti gli abitanti, senza distinzione di origine, professione e status, e mira all'elaborazione di un quadro di riferimento comune. Il «Saper essere» prevale sul «Fare». Le persone formate mettono in luce le potenzialità esistenti, creano legami tra gli attori coinvolti e assumono un ruolo essenziale nell'interazione con il mondo politico. La convivenza è un processo partecipativo che si costruisce nel lungo termine, implicando tutti i partner locali. «Communes sympas» è un «laboratorio sociale». Attualmente, il 50% della popolazione immigrata del cantone di Friburgo vive in uno dei sette comuni interessati dal progetto.

et en se remettant en question. Le chemin vers le vivre ensemble est semé d'embûches ... mais le jeu en vaut la chandelle !

www.communes-sympas.ch.

Giuseppina Greco obtient sa licence en anglais et ethnologie à l'Université de Fribourg en 2004. Depuis 2008, elle est adjointe du Délégué à l'intégration des migrant-e-s et de la prévention du racisme du canton de Fribourg.

Wo Kompetenzen zur Entfaltung kommen.

«Die Nashörner – eine absurde Komödie», «Müller trifft Krasniqi!», «Spielt Gott Fussball?» oder «Schreibergarten»: Dies sind einige der Titel von Produktionen des Maxim Theaters. Im Maxim Theater erarbeiten seit 2006 drei Gruppen von jeweils 10 bis 20 Spielerinnen und Spielern jährlich je eine Aufführung. Die Gruppen, die allen Interessierten offenstehen, werden von erfahrenen Regisseuren geleitet. Das Besondere am Maxim: Die Gruppen setzen sich interkulturell zusammen und entwickeln die Projekte in einem partizipativen Prozess.

An der Ausstellungsstrasse 100 im Zürcher Kreis 5 befinden sich die Räumlichkeiten des Vereins Maxim Theater. Der grosse, schwarz gestrichene, Loft-ähnliche Raum, in dem früher die Abteilung Szenographie der Hochschule der Künste untergebracht war, dient heute den vielfältigen Aktivitäten des Vereins. Das neue Domizil im traditionsreichen «Bananenhaus» und ehemaligen Sitz der «Westindischen Bananencentrale» der Firma Stephen Taylor passt sinnbildlich zu den Unternehmungen von Maxim: Wo früher Bananen aus Übersee gehandelt wurden, treffen sich Leute aus aller Welt. Nicht mehr das Verschieben von Waren steht im Vordergrund, sondern die zwischenmenschliche Begegnung und die Leidenschaft fürs Theater.

Erfahrungen von Zugewanderten eine Stimme geben

Im interkulturell engagierten Theater der Stadt Zürich spielen sowohl Laien und als auch ausgebildete Schauspielerinnen und Schauspieler. In einem gemeinsamen künstlerischen Prozess geben sie den unterschiedlichsten Erfahrungen von Zugewanderten eine Stimme. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer sind ein Abbild der Migrationsbevölkerung der Limmatstadt. Die Maxim Community besteht aus über 400 Menschen aus 60 Nationen. Sie stammen aus allen Teilen der

Welt, sprechen die unterschiedlichsten Sprachen, kommen aus verschiedenen sozialen Milieus und gehören mehreren Altersgruppen an. Im Maxim verbindet sie das Ziel, spielerisch Migrationserfahrungen zu erkunden und darzustellen und sich dabei die deutsche Sprache anzueignen. Doch geht es nicht nur um Verarbeitung von Fremdheitserfahrungen; die Theaterproduktionen sollen beim Publikum Denkprozesse auslösen und Zuschauerinnen und Zuschauern Migrationsgeschichten nahebringen.

Claudia Flütsch, Geschäftsführerin und gemeinsam mit Jasmine Hoch künstlerische Leiterin des Maxim, freut sich jeweils über das ausgesprochen gemischte Publikum. «Wir sprechen mit unseren Produktionen sowohl Theaterliebhaber als auch Personen an, die am Leben der multikulturellen Stadt interessiert sind. Natürlich können wir nicht mit klassischen Theaterhäusern mithalten; die grosse Mehrheit der Auftretenden sind Laien. Aber die Begeisterung und das Engagement der Maxim-Leute stecken das Publikum an.»

Die Brasilianerin Katia Franco Hofacker und die Kongolestin Carine Kapinga Grab gehören schon seit Längerem zum Kernteam des Maxim. Beide genossen in ihrem jeweiligen Herkunftsland eine Ausbildung als Schauspielerin. Allerdings entsprach die Ausrichtung ihres Unterrichts nicht den Vorgaben und Standards, die hiesige Theaterhäuser an professionelle Schauspieler stellen – und zwar nicht nur wegen der mangelnden Sprachkenntnisse. Beide stiessen auf unterschiedlichen Wegen zum Maxim – ein Glücksfall für beide, wie sie im Gespräch betonen. «Das Wunderbare an Maxim ist, dass auf einmal alles gepasst hat, meine persönliche Situation – ich war eben schwanger geworden – und der Wunsch, als Schauspielerin tätig zu sein, konnten miteinander in Verbindung gebracht werden», erzählt Katia Franco. «Ich hatte die Rolle einer Prostituierten im Kreis 4; der Umstand dass ich schwanger war, wurde einfach in die Produktion eingebaut. Ich habe recherchiert, wie eine Prostituierte, die schwanger ist und ihre Arbeit ausübt, damit umgeht – und so ist diese Figur, die ich spielte, entstanden.» Carine Kapinga ihrerseits verweist auf die Offenheit von Maxim Theater: «Als ausgebildete Schauspielerin und Tänzerin war

ich bei verschiedenen Truppen in Frankreich und Belgien unter Vertrag. Als ich dann 2010 nach Zürich kam, stand ich wie unter Schock, da ich nur Französisch sprach. Ich machte zunächst eine Ausbildung als Pflegehelferin und lernte Deutsch, aber das befriedigte mich nicht. Und ich blieb stumm. Als ich dann auf Maxim aufmerksam wurde, wusste ich: Hier kann ich meine Talente zur Entfaltung bringen. Hier lernte ich endlich zu sprechen, und hier haben sich neue Betätigungsfelder eröffnet.»

Die Erfahrungen von Katia Franco und Carine Kapinga teilen viele andere, die bei Maxim mitmachen. Die allermeisten verfügen allerdings nicht über eine Ausbildung im Schauspiel; sie sind aber alle wegen ihrer Begeisterung fürs Theater und wegen der unkonventionellen Art und Weise, wie man Deutsch lernen kann, bei Maxim aktiv. Und nicht zuletzt motiviert das Anliegen, Migrationserfahrungen mit andern zu teilen und einem interessierten Publikum vorzuführen.

Spielend und singend Deutsch lernen

Martin Ranieri aus Argentinien, der als Barmann arbeitet, stiess zum Maxim, weil ihm die herkömmlichen Sprachkurse nicht entsprachen. «Ich kam einfach nicht wirklich in der deutschen Sprache an; in den Kursen schlug ich mich mit Grammatik herum, kam aber auf keinen grünen Zweig. Im Maxim taucht man direkt übers Singen und über einfache Theaterübungen in die Sprache ein – das entspricht mir total! Man singt oder redet einfach, und plötzlich merkt man, dass man sich verständlich machen kann.»

Nun, da Martin Ranieri über gute Sprachkenntnisse verfügt, wirkt er in der Produktion «Schrebergarten» mit. Es ist eine Komödie über Menschen aus unterschiedlichen Kulturen und Religionen, die in der vermeintlichen Idylle an die eigenen und fremd gesetzten Grenzen stossen. Martin Ranieri verabschiedet sich theatralisch aus der Gesprächsrunde – sein Arbeitgeber ruft. Man kann sich vorstellen, dass er nicht nur im Maxim sein Talent zur Entfaltung bringt. Vor dem inneren Auge sieht man, wie er sich an der Bar erfolgreich in Szene setzt.

Ausgangspunkt für gesellschaftliches Engagement

Die drei Gesprächspartner sind sich einig, dass das Maxim ein einzigartiger Ort ist. Das Theater sei für sie eine Art Heimat geworden, ein Zuhause, wo Gleichgesinnte sich treffen, wo man sich austauschen kann, Freundschaften knüpft und Unterstützung findet. Doch nicht nur das. Die Tatsache, sich an einem Ort aufgehoben zu fühlen, befähigt auch, sich im näheren Umfeld einzubringen. Carine Kapinga und Katia Franco erzählen, wie sie monatelang den lokalen Gewerbe-

Maxim Theater: là où les compétences s'épanouissent

« Les rhinocéros, une comédie absurde », « Quand Müller rencontre Krasniqi ! », « Dieu joue-t-il au football ? » ou « Le jardin familial ou Schrebergarten » sont quelques-unes des productions du Maxim Theater où, depuis 2006, trois groupes de dix à vingt comédiens montent chaque année une représentation. Ouverts à toutes les personnes intéressées, ils sont dirigés par des metteurs en scène expérimentés. Mais la particularité du Maxim Theater réside dans le fait que ces groupes sont interculturels et que les projets artistiques sont menés à bien de manière participative.

Dans ce théâtre, comédiens en herbe et aguerris partagent la scène. La plupart d'entre eux n'ont pas suivi de formation en art dramatique, mais tous sont portés dans leur action par leur passion du théâtre, par la conviction que l'on peut apprendre l'allemand de manière non conventionnelle et par le fait qu'ils aiment partager avec d'autres leurs expériences de migrants et les présenter sous forme de spectacle à un public intéressé. Le théâtre est devenu pour beaucoup un havre de paix, une seconde maison où ils peuvent rencontrer des personnes avec lesquelles ils se sentent en phase, nouer des amitiés et trouver du soutien. Enfin et surtout, le fait de se sentir valorisés à un endroit facilite leur intégration dans leur environnement proche.

verband bearbeitet haben, ins Maxim zu kommen. «Als es dann endlich klappte, waren sie begeistert. Wir haben Führungen durch die ethnischen Läden des Quartiers gemacht. Dabei haben wir als Vermittlerinnen fungiert und Schweizer und ausländische Gewerbetreibende einander vorgestellt. Das war so erfolgreich, dass zum Beispiel zwei brasilianische Geschäftsfrauen dem Gewerbeverband beigetreten sind.» Carine Kapinga betont, wie wichtig für sie solche Aktivitäten seien: «Auch im Kongo wäre ich nicht nur Schauspieler; ich würde mich dort ebenfalls sozial engagieren. Denn dort, wo man zuhause ist, will man auch gesellschaftlich etwas bewirken.» Katia Franco hat durch das Maxim ebenfalls neue Wirkungsfelder entdeckt. Sie ist neu Vorstandsmitglied des Vereins und leitet seit Kurzem eine Gruppe, die Theaterforen zu gesellschaftlich brisanten Themen anbietet.

www.maximtheater.ch

«Noch nie von Embolo gehört? Das wird sich bald ändern.»

Er spielt Fussball. Er ist 18 Jahre alt, hat schon mit der Nationalmannschaft im Wembley gespielt, als einer der Jüngsten ein Tor in der Champions League erzielt und einen Eintrag in Wikipedia. So viel Talent wurde noch kaum je einem jungen Spieler in der Schweiz zugeschrieben. Und seit er entschieden hat, für die Schweizer Nationalmannschaft zu spielen und nicht für jene Kameruns, wo er seine ersten sechs Jahre verbracht hat, ist er zum Liebling der Schweizer Fans geworden.

8. September 2015, England empfängt die Schweiz zum EM-Qualifikationsspiel im Wembley. 75 000 Fans, viele davon in Rot-Weiss, sorgen für jene besondere Stimmung, die dieses Fussballstadion in London auszeichnet. Hier spielen zu dürfen, an diesem «heiligen Ort» des Fussballs, davon träumt wohl jeder junge Kicker. Breel Embolo ist im Team, muss aber vorerst auf der Ersatzbank Platz nehmen. Das muss ihm schwer fallen. Zweite Halbzeit, das Spiel plätschert dahin, das erste Tor der Engländer ist nur eine Frage der Zeit: Einige Schweizer Fans wollen einen Wechsel: «Breel-Em-boo-lo-Breel-Em-boo-lo» rufen sie. Und dazwischen entsteht ein neuer «Schlachtruf»: «Er isch schwaaaaaarz». Fast liebevoll verlangen sie nach ihrem jungen Star, der in der 63. Minute tatsächlich eingewechselt wird. 18 Jahre jung, betritt der grossgewachsene, kräftige Mittelstürmer den Rasen, der für die Fussballer die Welt bedeutet.

Gerne hätten wir ihn gefragt, wie wichtig dieser Moment für ihn war, doch sein Arbeitgeber, der FC Basel, ist zurückhaltend bei der Vermittlung von Interviews. Verständlich, wenn man weiss, wie gross der Rummel um ihren Jungstar ist. Klubs aus der deutschen Bundesliga und der englischen Premier League haben sich um ihn bemüht, Gerüchten zufolge tun sie es noch immer. So schreibt ein Arsenal-Fan 10 Tage nach dem Match im Wembley: «Noch nie von Embolo gehört? Das wird sich bald ändern. Er hat die physischen Vo-

raussetzungen, unser Team anzuführen.» Im Sommer 2015 schien ein Wechsel von Basel zum VfL Wolfsburg in Reichweite. Die Antwort auf die Frage, warum er sich gegen diesen Wechsel entschieden hat, war im Blick zu lesen: «Weil ich mich für den FC Basel entschieden habe. Ich wollte nicht noch kurzfristig weg, weil ich mich hier weiterentwickeln will.»

Beliebt auch in Kamerun

Breel Embolo wurde im letzten Februar 18 Jahre alt. Seit 2010 spielt er beim FC Basel, seit 2014 in der ersten Mannschaft. Wenige Monate nach seiner Einbürgerung hatte er im März 2015 seinen ersten Auftritt in der Nationalmannschaft. Seither hatte er in jedem Spiel der EM-Qualifikation einen Teileinsatz. Die Agentur Sportinformation hat ihn gefragt, ob er von all diesen Eindrücken nicht ab und zu überwältigt werde: «Ich eigentlich nicht, aber meine Familie. Für meinen Bruder und meine Mutter ist der Wow-Effekt noch immer riesig. Sie fragen mich beim Essen immer mal wieder: Hey, wie war es? Ich: ganz normal.»

Breel Embolo kam als Sechsjähriger zusammen mit seiner Mutter und dem älteren Bruder aus Kamerun in die Schweiz. Die Sportinformation hat ihn gefragt, wie er Heimat definiert: «Ganz einfach: Basel ist meine Heimat. Hier kenne ich jeden Winkel, Kamerun ist eine andere Welt. 2015 war ich nicht dort, mir fehlte wegen der kurzen Ferien die Zeit für den elfstündigen Flug. Dafür kam mich mein Grossvater ab und zu besuchen. Mit ihm bin ich tief verbunden. Er berichtet mir, wie sehr sich die Menschen im Ort, wo ich aufgewachsen bin, über meinen Erfolg in der Schweiz freuen. Sie sitzen bei Spielen von uns in Bars, verfolgen die Live-Übertragungen, diskutieren, sind total stolz. Ein paar von ihnen tragen sogar Basler Shirts.» Und nein, die Entscheidung für die Schweiz und gegen Kamerun sei ihm nicht leicht gefallen. Dazu beigetragen hat sicher auch die Einstellung seines Vaters, der in Kamerun geblieben ist: «Natürlich hätte er gerne gesehen, dass ich künftig für Kamerun auflaufe. Aber er hat meine Argumente verstanden und hat mich ermutigt, das zu tun, was ich für richtig empfinde.»

Zur richtigen Zeit am richtigen Ort

Dem Fussball wird gemeinhin eine grosse Bedeutung für die Integration zugeschrieben. Im Vordergrund steht dabei das Einfügen in ein Team, die regelmässigen Kontakte und das Wir-Gefühl. Wer mitspielen kann, gehört dazu. Die Frage nach dem Pass erübrigt sich. Für junge Menschen mit grossem Talent kann dies aber auch zur Belastung werden. Wie geht Breel Embolo mit seiner Rolle als Vorbild um? Das hat er der Basler Tageswoche erklärt: «Es fühlt sich eigenartig an, ich realisiere das gar nicht. Was mich betrifft, so hatte ich auch einfach Glück und war zur richtigen Zeit am richtigen Ort. Ich kann es nur geniessen und habe gemerkt, dass man nicht Fussball spielen darf, um Geld zu verdienen, sondern den Fussball lieben muss. Auch darf man nicht von den Eltern unter Druck gesetzt werden.»

Breel Embolos Talent wurde früh erkannt. Er wuchs im Basler Matthäus-Quartier, «in einem multi-kulturellen Raum, wo auf engstem Raum Menschen aus über 70 Nationen zusammenleben», wie die Aargauerzeitung schreibt. Einer seiner ersten Trainer beim FC Nordstern war Karl Müller: «Sein ausserordentliches Talent war für jedermann sofort erkennbar.» Darum trainierte er mit den zwei Jahre älteren Kollegen und überragte diese: «fussballerisch und körperlich». Und eine Sprachbarriere gab es auch nicht: «Breel konnte zwar nicht perfekt Deutsch. Aber er lernte schnell und hatte genügend Fähigkeiten, um sich fliessend verständigen zu können. Wenn wir ihm aber etwas Spezifisches erklären mussten, sprachen wir französisch – seine Muttersprache.»

Ein Supertalent mit Bilderbuch-Integration also? Ein paar Stolpersteine waren doch zu überwinden. Ihm drohte als Junior bei Nordstern der Rauswurf, weil der sich auf dem Platz unziemlich verhielt, manchmal aggressiv wurde. Auch hier war es wieder der gute Einfluss der Mutter und des älteren Bruders, der für die Wende zum Guten sorgte: Es blieb beim Verweis.

Die Aargauerzeitung hat den Jungstar auch gefragt, ob er je Rassismus erlebt habe: «Im Quartier, wo ich aufgewachsen bin, wohnten Familien aus allen möglichen Ländern. Herkunft oder Hautfarbe spielten überhaupt keine Rolle. Später gab es in Spielen ab und zu Sprüche wegen meiner Hautfarbe. Wobei ich denke, dass das aus Frust geschah und nie böse Absicht dahintersteckte.» Und heute, ein paar Jahre später, wird seine schwarze Hautfarbe bei den Fans gar zum positiven Attribut: «Er isch schwaaaaarz.»



Foto: Sacha Grossenbacher

«Ganz einfach: Basel ist
meine Heimat. Hier kenne ich jeden Winkel,
Kamerun ist eine andere Welt.»

«Natürlich hätte er gerne gesehen,
dass ich künftig für Kamerun auflaufe. Aber er hat
meine Argumente verstanden und hat mich ermutigt,
das zu tun, was ich für richtig empfinde.»

«Was mich betrifft, so hatte ich auch einfach Glück
und war zur richtigen Zeit am richtigen Ort.
Ich kann es nur geniessen und habe
gemerkt, dass man nicht Fussball spielen darf,
um Geld zu verdienen,
sondern den Fussball lieben muss.»

«Im Quartier, wo ich aufgewachsen bin,
wohnten Familien aus allen
möglichen Ländern. Herkunft oder Hautfarbe
spielten überhaupt keine Rolle.»

Pour que les petits Kurdes puissent se plonger dans le monde de « Heidi ».

Arrivé en 2007 à Lausanne sans connaître un mot de français, Salahaden Bayazedi s'est illustré en début d'année en publiant la première traduction de la trilogie d'Agota Kristof en kurde. Publié à Téhéran ou en Irak, ce réfugié iranien de 32 ans tente de rendre son exil intelligent en tissant de mots des passerelles littéraires entre écrivains francophones et lecteurs kurdes. Dans son studio à Neuchâtel, où il s'est établi pour suivre les cours universitaires de l'Institut de langue et civilisation françaises, Salahaden Bayazedi vient de mettre la dernière main à un monument : « Heidi ». Grâce à cette traduction, le requérant d'asile débouté espère transmettre aux enfants kurdes l'image apaisante de la petite orpheline au destin heureux. Ensuite, c'est la littérature kurde, naissante, qu'il aimerait faire connaître en Suisse romande.

Demandeur d'asile iranien, Salahaden Bayazedi n'est pas de ces réfugiés qui ne tentent rien pour s'intégrer. Tant s'en faut. Depuis quelques mois, il est même un petit peu l'ambassadeur de la littérature neuchâteloise en Iran et en Irak. Cet opposant au régime, âgé de 32 ans, a traduit en kurde les trois ouvrages de référence d'Agota Kristof que sont : « Le grand cahier », « La preuve » et « Le troisième mensonge ».

Arrivé en Suisse pour fuir l'oppression au même titre que feu l'auteure neuchâteloise, qui avait dû abandonner sa Hongrie natale pour échapper aux troupes soviétiques dans les années 1960, Salahaden Bayazedi a doublement été confronté aux problèmes de langues : chez lui d'abord, puis en arrivant en Suisse où, pour la deuxième fois de sa vie, il est confronté à une langue inconnue.

Salahaden Bayazedi découvre le persan lors de son premier jour d'école ... « Je viens de Mahabad, une ville près de la frontière irakienne peuplée à 90 % de Kurdes. Mais notre langue n'est pas enseignée à l'école. » A cette époque, ce fut un choc

pour lui « d'être confronté à la langue coloniale de l'occupant. Ce grand conflit nationaliste entre les Kurdes et le régime m'a influencé ». Il en garde un sentiment de frustration : « Je ne pouvais pas lire les magazines kurdes, car l'alphabet est différent du perse et mes parents, des commerçants analphabètes, ne pouvaient pas m'aider sur ce plan-là. » Cette contrariété nourrit le conflit intérieur du jeune homme, désireux d'écrire des poèmes « que je ne pouvais pas exprimer en persan ». C'est au gré de discrètes rencontres dans les milieux littéraires et en écoutant la radio de la résistance en Irak, où s'était installée l'opposition kurde, qu'il apprendra la grammaire kurde et assouvira sa passion, tandis qu'au grand jour, le jeune homme étudie la littérature perse.

Mille copies intégrales

Sur les chemins de l'exil, à la merci des passeurs jusqu'en Grèce, puis sautant de camions en voitures jusqu'en Italie, Salahaden Bayazedi arrive à Lausanne en 2007 et atterrit au Centre d'enregistrement de Vallorbe. D'abord confié à un centre d'accueil en Valais, il s'inscrit à l'Institut de langue et civilisation françaises de l'Université de Neuchâtel à peine arrivé dans ce canton, fin 2013. Là, il découvre « L'analphabète », l'autobiographie d'Agota Kristof, et se plonge dans son oeuvre. Le langage minimaliste utilisé par l'auteure neuchâteloise facilite la compréhension de ses textes par les lecteurs allophones. « J'ai rapidement constaté que je maîtrisais les textes d'Agota Kristof », relève sans forfanterie Salahaden Bayazedi. Sans plus attendre, le réfugié politique se lance dans la traduction en kurde du « Grand cahier ».

En été 2014, son travail est imprimé au Kurdistan irakien et distribué à mille exemplaires en Irak. Séduite, sa maison d'édition lui demande de se pencher sur les deux autres ouvrages d'Agota Kristof qui constituent la « Trilogie des jumeaux ». Sitôt dit, sitôt fait. Le demandeur d'asile transpose ces deux autres ouvrages, mot pour mot. « J'ai tout traduit. Même les scènes de sexe. » A sa grande surprise, la censure n'intervient pas : « C'est une victoire pour moi. » Comment s'explique-t-il cette relative magnanimité du gouvernement iranien ? « Je ne sais pas que penser : le nouveau président iranien montre-t-il

une réelle ouverture culturelle ? Ou pense-t-il qu'avec un tirage à mille exemplaires, peu de lecteurs s'intéresseront à cette trilogie en kurde ? », s'interroge Salahaden Bayazedi, en précisant que la version en persan n'avait pas échappé à la censure.

Enrichissement mutuel

Salahaden Bayazedi n'entend pas s'arrêter en si bon chemin. « J'ai fini la traduction de *«Heidi»* et j'attends des nouvelles d'un éditeur en Iran ou en Irak qui serait d'accord de le publier. » Faire connaître la mythique fillette suisse et son univers alpestre aux petits Kurdes lui tient spécialement à cœur. « Notre langue a longtemps été interdite et beaucoup de livres n'existent tout simplement pas en kurde. Cela ne fait qu'une dizaine d'années que des ouvrages en kurde sont proposés. Jusque-là, nous n'avions pas accès à la littérature, hors celles en arabe ou en perse. » Aussi, ce titulaire d'un permis F ne perd pas une occasion pour faire connaître les auteurs francophones. Prochainement, il pense entreprendre *«L'Usage du monde»*, de Nicolas Bouvier, « car il avait visité ma région, en Iran. » Entretemps, il a déjà transposé dans sa langue natale *«Monsieur Ibrahim et les fleurs du coran»*, d'Eric-Emmanuel Schmitt. Et il se dit déjà en contact avec Patrice Franceschi pour transcrire son récent *«Mourir pour Kobané»*.

Salahaden Bayazedi ne nie pas que son travail participe à un fondement politique. « En apportant cependant aux Kurdes quelques pièces de la dentelle littéraire francophone, je fais connaître aux miens d'autres cultures du monde que celle islamique. La littérature suisse est inconnue des lecteurs kurdes. Avec *«Heidi»* ou le projet sur Nicolas Bouvier je veux montrer ce qu'est la Suisse, son esprit de tolérance et son ouverture au monde », explique-t-il. L'autre pendant du projet, il se verrait bien traduire en français des écrivains kurdes peu connus.

Grâce à sa maîtrise du français, Salahaden Bayazedi reste sur la brèche et compose toujours avec l'espoir d'un asile définitif en Suisse. Ce printemps, il participait activement au séminaire en marge de l'exposition de l'Université de Neuchâtel « Un illustre Persan, Mohammad Mossadegh, étudiant à Neuchâtel (1910-1914) ». Fin juin, il avait encore l'occasion de rendre un fier service à son pays d'accueil. Dans un procès pénal ayant pour cadre le Tribunal régional du Littoral et du Val-de-Travers, Salahaden Bayazedi a fonctionné comme traducteur pour le président du tribunal. Une satisfaction naturelle l'emplait à ce souvenir. Lui qui se plaignait à son arrivée à Neuchâtel de faire trop souvent l'objet de contrôles d'identité par la police peut sereinement savourer le chemin parcouru.

Santi Terol est journaliste à L'Express, à Neuchâtel. Ce texte est basé sur un article publié dans L'Express le 6 février 2015. L'auteur l'a actualisé pour une parution dans ce numéro de *terra cognita*.



Photo : Lucas Vuitel

« Je ne pouvais pas lire les magazines kurdes, car l'alphabet est différent du perse et mes parents, des commerçants analphabètes, ne pouvaient pas m'aider sur ce plan-là. »

« J'ai fini la traduction de *«Heidi»* et j'attends des nouvelles d'un éditeur en Iran ou en Irak qui serait d'accord de le publier. »

« Je ne sais pas que penser : le nouveau président iranien montre-t-il une réelle ouverture culturelle ? Ou pense-t-il qu'avec un tirage à mille exemplaires, peu de lecteurs s'intéresseront à cette trilogie en kurde ? »

La saga d'un média en banlieue.

En France comme dans la plupart des pays industrialisés, les populations des banlieues sont exclues de la sphère médiatique. Lancé en 2005 par le magazine suisse « L'Hebdo », le Bondy Blog démontre comment l'internet peut être mis au service d'un journalisme citoyen et donner une voix à ceux qui n'en avaient pas.

Je m'émerveille régulièrement, dix ans après sa création par « L'Hebdo », de l'écho du Bondy Blog bien au-delà de l'espace francophone. Le 4 juillet dernier, le quotidien « The New York Times » revenait dans un long article sur ce qui apparaît comme une expérience assez unique. Son titre : « Paris's Voiceless Find a Megaphone Online » (les sans-voix de Paris trouvent un mégaphone sur le web).

On parle souvent de journalisme citoyen. Ce média né dans une banlieue a permis de couvrir et de donner la parole à ceux qui, justement, se sentent exclus de la sphère médiatique et du débat politique. Qu'il attire plus de 220 000 visiteurs uniques par mois montre bien qu'il répond à un large besoin. Et qu'il reste pour les jeunes qui en constituent la rédaction un formidable marchepied vers un métier qui fait encore et toujours rêver.

Lancement du blog

L'idée du Bondy Blog est née lors d'un briefing du magazine « L'Hebdo ». Je m'en souviens comme si c'était hier. En automne 2005, les propos du président Sarkozy qui voulait « karcheriser » les banlieues, puis la mort accidentelle de deux adolescents poursuivis par la police avaient mis la France en feu. Nous avons décidé d'attendre la fin des émeutes et de couvrir cette nouvelle crise, sur la durée, en immersion, grâce au lancement d'un blog. Il faut dire que les grands médias français, après avoir envoyé leurs journalistes et leurs équipes de télévision, s'étaient rapidement retirés. Normal, il est plus valorisant de partir comme grand reporter de guerre en Irak ou en Afghanistan que d'aller à quelques stations de métro tenter de comprendre les raisons d'une colère à répétition. Très concrè-

tement, avec l'aide du club de football RC Blanqui, nous avons ouvert une sorte de bureau de correspondants où, pendant trois mois, une quinzaine de rédacteurs de L'Hebdo s'étaient succédé. Dans un premier temps, ce sont donc des journalistes qui ont multiplié les articles, les interviews, les portraits, les enquêtes...

Des dizaines, des centaines de commentaires s'y sont ajoutés, une matière au final au moins aussi intéressante que les articles des professionnels. Une prise de parole si longtemps espérée et qui grâce à ce nouveau média pouvait enfin se démultiplier. Parce qu'aucun organe de presse n'avait tenté pareille expérience, le Bondy Blog verra bientôt débarquer des envoyés spéciaux de toute l'Europe, et même des Etats-Unis. Sans doute en raison de cet extraordinaire succès, des émules sont lancés à Lyon, à Marseille, mais aussi en Afrique du nord et en Afrique noire.

Une vraie plate-forme de débat

La rédaction de L'Hebdo ne pouvait de toute évidence pas assumer seul le développement du Bondy Blog. Voilà pourquoi il avait fallu, après trois mois de présence non-stop, préparer la relève, permettre à quelques jeunes de Bondy de séjourner en Suisse pour une rapide formation. Avec l'aide aussi de quelques adultes de bonnes volonté. Entre autres le directeur d'un centre social Mohamed Djeroudi et un professeur de lycée, Mohamed Hamidi, devenu par la suite un cinéaste reconnu. Sans eux l'expérience aurait sans doute avorté.

De même, malgré l'énergie des pionniers, il devait s'avérer rapidement que le projet ne pourrait prendre de l'ampleur sans les soutiens d'organes établis comme le site Yahoo.fr, le quotidien « Le Monde » et l'Ecole de journalisme de Lille qui a depuis ouvert une antenne à Bondy.

Aujourd'hui, le blog est hébergé par le journal « Libération ». Surtout, ce média numérique est devenu plus qu'un site, mais une vraie plate-forme de débat avec par exemple l'émission « Le Bondy Blog Café », diffusée sur la chaîne France Ô et qui, chaque mois, reçoit des personnalités politiques. Pour qui veut

Der Bondy Blog

In Frankreich – wie in den meisten industrialisierten Ländern – haben die Bewohnerinnen und Bewohner der Banlieues praktisch keinen Zugang zu den Medien. Der im Jahr 2005 von der Schweizer Zeitschrift «L'Hebdo» lancierte Bondy Blog zeigt, wie das Internet für einen bürgernahen Journalismus genutzt werden kann. Der Blog hat denjenigen eine Stimme gegeben, die bisher keine hatten. Er verzeichnet über 220 000 Besucherinnen und Besucher pro Monat und bedeutet für die Jungen, die seine Redaktion betreuen, den idealen Einstieg in einen Beruf, der noch immer ein Traumberuf ist.

parler aux populations des banlieues, c'est devenu un passage obligé et l'on a vu défiler au café Le Murat nombre de ministres désireux de répondre aux questions des blogueurs. Le président Hollande lui-même a débarqué, de manière impromptue, en septembre dernier, à l'avant-première d'un film de Julien Dubois consacré au Bondy Blog.

Plus étonnant, l'effervescence bondinoise a aussi rapidement attiré l'attention de l'Ambassade des Etats-Unis. Depuis le 11 septembre 2001, les Américains s'intéressent en effet de manière croissante aux banlieues, financent des projets comme l'envoi de jeunes pour des reportages Outre-Atlantique, repèrent les personnalités issues des banlieues. Régulièrement, l'ambassade emmène des célébrités de passage dans les locaux du Bondy Blog comme l'acteur Samuel L. Jackson, quand ce n'est pas la championne Serena Williams qui, en marge du tournoi de Roland Garros, se déplace à Bondy pour donner des leçons de tennis à de jeunes espoirs locaux.

Donner la parole aux protagonistes sans a priori

Il y a bien sûr quelques ombres au tableau. Certains membres de l'équipe initiale n'ont pas tenu la distance parce que insuffisamment formés ou disciplinés. Ils se sont fait voler la vedette par des jeunes issus de filières universitaires et dont certains contribuent désormais aux grands médias nationaux. On trouve par exemple parmi les collaborateurs du blog Faïza Zerouala, une jeune femme qui vient de publier un livre poignant sur celles qui, en France, choisissent de porter le voile. Et qui expliquent pourquoi. Sa manière de nourrir un débat qui, selon elle, flirte trop souvent avec l'islamophobie. Donner la parole aux protagonistes sans a priori, tenter de comprendre et se confronter à la diversité des points de vue, c'est l'une des leçons apprises au Bondy Blog.

Nous sommes revenus sur les lieux une première fois cinq ans après les événements. Puis pour les dix ans du lancement. Nous avons retrouvé les personnes rencontrées alors. Une manière aussi de faire le point sur l'évolution des banlieues. L'expérience du Bondy Blog a bien sûr contribué à l'émergence d'une

réalité mal connue, caricaturée. Elle a donné une perspective à quelques dizaines de jeunes et créé une émulation dans les cités. Mais, il faut bien le dire, le bilan général reste plutôt sombre. Malgré l'annonce de plusieurs plans pour les banlieues, malgré les promesses des présidents successifs, le taux de chômage n'a cessé d'augmenter. Voilà pourquoi les extrémistes islamistes qui recrutent pour le djihad trouvent dans les zones urbaines sensibles un terrain favorable.

L'avenir du Bondy Blog ?

Il n'est jamais complètement assuré. Les financements restent modestes et jamais garantis sur la durée. On devrait inaugurer en 2016 le premier « medias center » en banlieue, près de la gare. L'occasion d'ajouter un nouveau chapitre à la Bondy « story ». Et de pérenniser un laboratoire éditorial qui aura fait émerger la parole de ceux qui ne l'avaient que trop épisodiquement.

Bibliographie

L'Hebdo, 2006, « Bondy Blog, des journalistes suisses dans le 9-3 », Paris, Ed. Le Seuil.
Zerouala, Faïza, 2015, « Des voix derrière le voile ». Paris, Ed. Premier Parallèle.

Alain Jeannet est rédacteur en chef du magazine d'information « L'Hebdo » depuis 2003. Cette publication appartenant au groupe Ringier est basée à Lausanne.

Eine Frau ist keine Schlampe, und ein Migrant ist kein Fremder.

Die deutsche Gesellschaft verändert sich. In weiten Teilen ist sie inzwischen multiethnisch, multikulturell und multireligiös, vor allem in den Städten und unter jüngeren Leuten. Diese Veränderungen sind in den Medien jedoch noch nicht angekommen. Redaktionen sind in der Regel von weissen, christlichen Männern geprägt; Themensetzung und Wortwahl spiegeln oft die Vorurteile der Medienschaffenden und grenzen so Teile der Medienkonsumenten aus. Während die Gesellschaft bereits divers ist, hinkt die Berichterstattung damit hinterher und spiegelt die Realität nicht ausreichend oder nur verzerrt. Eine echte, freie Debatte über Rassismus oder Einwanderung, wie sie jede Demokratie benötigt, ist bei einer diskriminierenden Berichterstattung nicht möglich. Das muss geändert werden.

Ist es heutzutage vorstellbar, dass ein männlicher Journalist in einem Text das Wort «Schlampe» synonym mit «Frau» verwendet, und daraufhin angesprochen, sich mit den Worten verteidigt: «War doch nicht so gemeint», und alle Welt ist zufrieden? Nein, natürlich nicht. Dies würde zu Recht als diskriminierender Sprachgebrauch gewertet. Unakzeptabel wäre auch die Verteidigungslinie, die darauf hinausläuft, dass man durchaus «Schlampe» als Synonym für das Wort «Frau» einsetzen kann – Hauptsache, man hat es nicht so gemeint. So etwas würde klar als billige Ausrede erkannt.

Genauso verläuft jedoch die Auseinandersetzung, wenn es um rassistischen Sprachgebrauch geht. Die Worte Farbiger, Neger, Schwarzer werden synonym verwendet, ohne einen Gedanken daran, dass sie unterschiedlich wertend und zum Teil auch beleidigend sind. Ausländer, Migrant, Fremder werden als austauschbare Begriffe betrachtet, obwohl sie eigentlich völlig unterschiedliche Bedeutungen und Wertungen haben.

Die wahren Experten befragen

Journalisten sind Spracharbeiter. Egal, um welches Medium es sich handelt – Print, Radio, Online, sogar Film und Fernsehen –, die Sprache ist das Werkzeug, mit dem sich der Journalist und die Journalistin an ihr Publikum wenden. Je nachdem kommen Bilder und Ton hinzu, aber die Sprache bleibt von zentraler Bedeutung.

Erstaunlich also, dass viele Journalisten wenig darüber nachdenken, welche Sprache, welche Worte, welche Sprachbilder sie nutzen. Ein Maler macht sich ja ebenfalls Gedanken darüber, welche Technik, welche Farben und welcher Untergrund geeignet sein könnten, einer bestimmten Idee Ausdruck zu verleihen. Auseinandersetzung mit Sprache empfinden viele als ermüdend, oder sie monieren, dass ihnen vorgeschrieben werde, welche Worte sie benutzen dürften.

Deutlich wird dies jedes Mal bei der Diskussion, wie Schwarze bezeichnet werden sollen. Jede und jeder Weisse – erst recht jeder weisse Journalist – fühlt sich befugt, darüber zu entscheiden, ob «Neger» eine angemessene Bezeichnung für Schwarze sei, oder eher abwertend, oder zwar abwertend, aber eigentlich «nicht so gemeint» und deswegen dann doch akzeptabel.

Das Naheliegende wäre, schlicht und einfach Schwarze Deutsche dazu zu befragen, denn sie sind die Fachleute, niemand anderes. Repräsentative Organisationen wie die ISD (Initiative Schwarze Menschen in Deutschland) sind jedoch nicht diejenigen, die als Erste dazu interviewt werden, sondern weisse «Experten», Literaten oder Autoren, die sich ganz selbstverständlich anmassen, über die Köpfe von schwarzen Menschen hinweg entscheiden zu können, was diskriminierend ist oder nicht, oder was «gar nicht so gemeint» sei.

Einer weissen Frau wird zugestanden, sich von dem Wort «Tussi» oder «Schlampe» nicht repräsentiert oder auch diskriminiert zu fühlen. Männliche weisse Journalisten sind in der Regel bereit, die Proteste von weissen Frauen ernst zu

nehmen und gegebenenfalls ihre Ausdrucksweise zu ändern. Wenn aber Schwarze Deutsche sich dagegen wehren, als «Farbige» oder gar als «Neger» bezeichnet zu werden, heisst es: Diese Begriffe seien doch in Ordnung bzw. man solle nicht überempfindlich sein, und im Übrigen sei es doch gar nicht so gemeint. Damit spricht man Schwarzen Deutschen das Recht ab, über ihre Benennung selbst zu entscheiden. Ebenso werden die Begriffe Ausländer, Türke, Migrant, Fremder als Synonyme gebraucht, obwohl es ein Leichtes wäre, bei repräsentativen Organisationen nachzufragen, welche Begriffe für die Betroffenen, das heisst Bezeichneten, in Ordnung seien. Die Bezeichnungen werden aber für nebensächlich gehalten, und deswegen halten viele weisse Journalistinnen und Journalisten die Debatte darüber für überflüssig. Das Recht ethnischer Minderheiten, ihren Namen und damit ihre kulturelle und politische Verortung selbst zu wählen und darüber hinaus diskriminierende Benennungen abzulehnen, wird somit einfach ignoriert.

Die Deutungshoheit über Begriffe und Benennungen liegt nämlich bei der Mehrheitsgesellschaft. Die Mehrheitsgesellschaft in Deutschland ist weiss. Wenn allgemein übliche Benennungen – wie etwa die Bezeichnungen für Schwarze – rassistisch sind, wird durch den unreflektierten Gebrauch dieser Bezeichnungen eine rassistische Grundhaltung der Gesellschaft zementiert.

Die Auseinandersetzung mit Rassismus ist in Deutschland keine Selbstverständlichkeit, was hauptsächlich daran liegt, dass Rassismus an der Faschismus-Erfahrung festgemacht wird. Es gibt jedoch viele Formen des Rassismus, und nur die extremen sind von physischer Gewalt geprägt.

«Neue deutsche Medienmacher» geben Formulierungstipps

Problematisch ist von vornherein, dass Weiss-Sein in Deutschland sozusagen als «Normalzustand» betrachtet wird. Wer schwarz ist, wessen Eltern eine Migrationsgeschichte haben etc., ist die Ausnahme. Die Mehrheitsverhältnisse sind immer auch ein Machtfaktor – wer die Mehrheit hat, hat das Sagen, und damit auch die Deutungshoheit über Begriffe. Diese sind jedoch nicht neutral, sondern zementieren das Machtverhältnis. Nichts davon läuft offen oder auf der Oberfläche ab, sondern dies sind unterschwellige Prozesse, die dennoch sehr effektiv sind. Auch durch den Sprachgebrauch wird Dominanz manifestiert.

Die Notwendigkeit der Auseinandersetzung mit diesen Themen in den Medien hat die Lücke aufgezeigt, die lange dort bestand. Vorurteile in der Berichterstattung, rassistische oder diskriminierende Sprache oder fehlende Diversität in den Redaktionen waren lange Zeit in Deutschland kein Gegenstand der Debatte. Seit einigen Jahren versucht der Verein

Neue deutsche Medienmacher, diese Themen aufzugreifen. Journalisten und Journalistinnen mit und ohne Migrationsgeschichte weisen darauf hin, dass die deutsche Gesellschaft schon lange divers ist – und die Medien und Redaktionen dies auch spiegeln sollten.

Zum Beispiel haben die Neuen deutschen Medienmacher ein Glossar entwickelt, «Formulierungshilfen für die Berichterstattung im Einwanderungsland». Wir gehen in Redaktionen und geben Formulierungstipps bezüglich einer nicht-diskriminierenden Sprache. Die Reaktionen sind unterschiedlich. «Das konnte ich doch nicht wissen!» ist der häufigste Satz, den wir zu hören bekommen, wenn wir Kollegen und Kolleginnen in den Redaktionen darauf aufmerksam machen, dass ihre Sprache, ihre Fotos, ihre Berichterstattung bei Themen, die Migranten betreffen, nicht angemessen ist. Aber ist es wirklich so – kann man das nicht wissen? Dass es einen Unterschied gibt zwischen «Ausländerfeindlichkeit» und Rassismus, dass die Worte «Farbiger» und «Schwarzer» nicht synonym sind? Dass das Bild einer kopftuchtragenden Frau nicht die beste Wahl ist, um einen Artikel über Islamismus zu bebildern? Dass Afrika von Völkern und nicht von Stämmen bewohnt wird?

Nein, vielleicht ist das Wissen über diese Dinge in der Mehrheitsgesellschaft – und damit in den Medien – noch nicht selbstverständlich, aber das Interesse nimmt zu. Von personeller Diversity sind wir in den meisten Redaktionen noch weit entfernt, doch viele Kolleginnen und Kollegen haben die Notwendigkeit erkannt, der diversen, multiethnischen und multireligiösen Gesellschaft des heutigen Deutschland Rechnung zu tragen: Sie wählen neue Blickwinkel, nutzen andere Bilder und modifizieren ihre Sprache.

Für jene interessierten Reporter und Autorinnen gibt es praxisnahe Anleitungen, zum Beispiel das Glossar auf der Website der Neuen deutschen Medienmacher. Wir sind überrascht über die grosse Nachfrage nach Tipps beim Sprachgebrauch – das Bedürfnis ist anscheinend da, und die Neuen deutschen Medienmacher füllen eine Lücke, die jetzt erst als solche erkannt wird.

Jungen Medienmachern wichtige Kontakte vermitteln

Ein anderer wichtiger Bereich ist die Nachwuchsförderung. Menschen mit Migrationsgeschichte sind in Medienberufen unterrepräsentiert. Das kann damit zusammenhängen, dass Journalismus in den Herkunftsfamilien nicht als «seriöser Beruf» gewertet wird, oder dass viele Menschen mit Migrationsgeschichte aus der Arbeiterschicht kommen, die wiederum weniger Journalisten stellt als das Bildungsbürgertum. Es hängt aber auch damit zusammen, dass Redaktionsleiter und -leiterinnen es oft migrantischen Volontären

nicht zutrauen, die deutsche Sprache zu beherrschen oder innenpolitische Themen umfassend beurteilen zu können. Das ist schlicht und einfach ein Vorurteil. Hinzu kommt, dass in der Medienwelt gute Kontakte wichtig sind, die Nachwuchsjournalisten aus Migranten- oder Arbeiterfamilien oft fehlen.

Hier setzen die Neuen deutschen Medienmacher mit dem Mentorenprojekt an: junge Nachwuchsjournalistinnen und -journalisten aus Migrantenfamilien werden als Mentees mit einem erfahrenen Journalisten zusammengebracht. Der Mentor bzw. die Mentorin sind oft bekannte Medienleute in einflussreichen Positionen. Durch diese Kombination soll dem Nachwuchs der Weg in die Berufswelt leichter gemacht werden.

Nuancen der veränderten Gesellschaft besser spiegeln

Es ist nicht notwendig, dass die Redaktion diverser werden, um eine bessere Berichterstattung zu bekommen. Jeder weise deutsche Journalist kann ebenfalls reflektiert schreiben, ohne diskriminierende Sprache oder inadäquate Bebilderung zu benutzen. Dennoch sollten die Redaktionen diverser werden, um die multiethnische, multikulturelle und multireligiöse Bevölkerung Deutschlands zu repräsentieren, und damit die Redakteure und Redakteurinnen eine Vielzahl von Themen und Blickwinkel mitbringen, die eine Bereicherung der oft eindimensionalen Presselandschaft bedeuten.

Dies ist nicht nur deswegen wichtig, damit ethnische oder religiöse Minderheiten in Ruhe die Zeitung lesen oder Nachrichten schauen können, ohne durch die Art der Berichterstattung diskriminiert zu werden, sondern ein sorgfältiger Umgang mit diesen Themen kommt sämtlichen Medienkonsumenten zunutze, da alle Nuancen der veränderten, diversen Gesellschaft besser gespiegelt werden. Das heisst, es werden nicht mehr elementare Teile der Bevölkerung in den Medien verzerrt wiedergegeben oder ganz ausgeblendet; somit hat die Gesamtheit der Mediennutzer ein genaueres, umfassenderes Bild der Realität. Dies trägt wesentlich zu einer qualitativ hochwertigen und verantwortungsbewussten Berichterstattung bei. Medien haben Verantwortung für den sozialen Frieden. Die Gesellschaft verändert sich, und die Medien müssen diese Veränderung auffangen, reflektieren und positiv spiegeln, aktuelle Debatten aufgreifen und neutral und unvoreingenommen darüber berichten. Erst wenn sich die Medien der Realität einer diversen Gesellschaft stellen, kann die Debatte darüber ehrlich, umfassend und zukunftsgerichtet sein.

www.neuemedienmacher.de

La diversité dans les rédactions

Malgré les profonds changements qu'a connus la société allemande ces dernières décennies et le fait qu'elle soit aujourd'hui largement multiethnique, multiculturelle et multiconfessionnelle, ce nouveau visage reste invisible dans les médias. En effet, les rédactions sont pour la plupart toujours composées majoritairement d'hommes blancs de religion chrétienne. Quant aux thèmes traités ainsi qu'au vocabulaire employé, ils traduisent souvent les préjugés des journalistes, ce qui exclut de facto une partie des consommateurs de médias.

L'association « Neue deutsche Medienmacher e.V. », constituée de journalistes issus ou non de l'immigration, entend faire entrer la diversité dans les rédactions allemandes. Au travers de projets de mentorat visant à promouvoir de jeunes journalistes issus de l'immigration, allant de l'organisation de nombreux débats et tables rondes à l'élaboration d'un glossaire avec des formulations non discriminantes pouvant être reprises par les médias du pays d'accueil, les membres de cette association donnent des tuyaux, formulent des critiques et proposent des pistes de réflexion pour sortir de la vision unique dans le paysage médiatique et les débats.

Sheila Mysorekar ist Vorsitzende der Neuen deutschen Medienmacher e.V. Als Journalistin arbeitete sie lange im Ausland, unter anderem 11 Jahre in Argentinien. Sie arbeitet nun für die Deutsche Welle Akademie als Journalistik-Trainerin im Nahen Osten.



Foto Ahmad Rezai

Une politique publique pour valoriser et reconnaître la diversité.

Cœur d'une agglomération transfrontalière, siège de nombreuses organisations internationales et espace de cohabitation pour près de 190 nationalités, Genève est une ville caractérisée par la diversité des parcours, des expériences et des attachements de ses habitants. Pour créer un espace de vie commun à partir des apports de tous, les autorités municipales ont adopté une politique publique de reconnaissance et de valorisation de cette diversité. Les habitants du territoire municipal sont considérés comme des participants à part entière à la vie de la Cité, indépendamment de leur origine, statut de séjour ou durée de résidence.

A partir de la seconde moitié du 20^e siècle, la métropolisation des espaces urbains suisses entraîne le recrutement de main-d'œuvre étrangère pour pallier les besoins de l'économie. Entre 1954 et 1974, le nombre de personnes étrangères résidant en Suisse passe ainsi de 6 à 16 % (Kaya 2002). Le potentiel que la migration représente pour le développement des villes suisses est alors essentiellement lié à l'économie, qui détermine le contingentement de la main-d'œuvre par le biais du permis A (ou permis « saisonnier »), au détriment de l'intégration sociale (Mahnig 2000).

Contre l'attente des autorités fédérales et cantonales, les personnes immigrées en Suisse ne sont cependant pas réparties dans leurs pays d'origine à l'âge de la retraite (Hungerbühler et Bisegger 2012). Au cours de leur trajectoire, elles ont redéfini leurs liens avec les sociétés d'origine, et ont développé des attachements sociaux, citoyens ou professionnels dans la société d'accueil. Les premières lois fédérales et cantonales sur l'intégration des personnes étrangères, adoptées dans les années 2000, résultent de la nécessité de mettre en œuvre des mesures pour garantir la cohésion sociale au sein de la population qui se diversifie fortement du fait que les personnes étrangères sont amenées à vivre durablement en Suisse.

Le dynamisme des espaces urbains et les apports de la migration

L'espace des villes favorise particulièrement le déploiement de telles stratégies. Il atténue les frontières entre les groupes ou les communautés et offre une plus grande liberté individuelle aux personnes migrantes. Une nouvelle appartenance au lieu d'accueil, basée sur les intérêts propres des individus, accompagne la redéfinition des identités religieuses ou ethniques d'origine. C'est pourquoi les villes ne sont pas des entités figées et régies par une culture et des valeurs uniques. Elles sont façonnées par les personnes qui y ont résidé et y résident. Ce sont des espaces dynamiques dont les formes et les flux résultent du passage et de l'usage de celles et ceux qui les habitent.

Parmi les apports que la migration détient, citons la circulation des savoirs et des savoir-faire dans différents domaines et sa contribution à l'innovation dont les villes ont besoin pour se développer. Les personnes migrantes permettent également, par le biais des liens qu'elles entretiennent avec les pays d'origine, d'entretenir et renforcer les échanges culturels ou économiques transnationaux.

En revanche, la diversification croissante des villes en termes d'origines, de langues parlées, de nationalités ou de religions pratiquées engendre un risque important de ségrégation sociale. Racisme, xénophobie, intolérance, rejet ou ras-le-bol des citoyens peuvent contribuer à faire de la diversité un obstacle à la cohésion sociale.

La politique en matière de diversité de la Ville de Genève

Dans la Ville de Genève, une ville internationale dont 49 % de la population ne détient pas la nationalité helvétique, située au cœur d'une agglomération transfrontalière de près d'un million de personnes, et dont 10 % des résidents sont renouvelés chaque année, ce risque est important. Pour le pallier et offrir un accueil digne à l'ensemble des citoyens, les autorités de la Ville de Genève, en réponse à une motion

adoptée par le Conseil municipal en 2009 et sur l'initiative de la Conseillère administrative Sandrine Salerno, ont adopté en juillet 2014 une « politique municipale de la Ville de Genève en matière de diversité ».

Pour les autorités municipales, la diversité des origines, des nationalités, ou encore des appartenances religieuses ne doit pas être perçue comme un frein, mais au contraire comme un atout pour le développement de la ville. La pluralité des identités se situe au fondement de notre société et doit être reconnue au nom de l'égalité entre tous. C'est dans cet esprit qu'a été adoptée la politique en matière de diversité qui est structurée en six axes :

- Une politique d'accueil bienveillante et systématique qui souligne d'emblée que les résidents de la commune sont bienvenus.
- Une citoyenneté ouverte où très rapidement chacun contribue au vivre ensemble et s'engage au service de sa ville.
- Une politique d'accessibilité aux prestations publiques municipales. Par souci d'équité, elle atténue les obstacles (administratifs, linguistiques) que peuvent rencontrer ses résidents.
- Une politique active de lutte contre les discriminations de toute forme. Pour ce faire, elle développe une action publique et soutient les efforts de tiers institutionnels ou associatifs.
- Une politique d'écoute et de sensibilisation qui porte une attention particulière aux mouvements de repli et de rejet.
- Une ville responsable qui s'engage à mettre en place une politique du personnel qui reflète la diversité genevoise donnant à ses collaborateurs les outils leur permettant de se sentir à l'aise dans un environnement complexe.

Afin d'établir ces axes programmatiques, la Ville de Genève s'est notamment appuyée sur le réseau « Cités intercultu-

relles », mis sur pied par le Conseil de l'Europe en vue d'aider les municipalités dans la définition de politiques publiques en matière de diversité (Wood 2010). Composé aujourd'hui de 26 villes, ce réseau échange des bonnes pratiques en vue de tirer le plus grand avantage, en termes de cohésion sociale et de développement, des dynamiques migratoires.

Vers un changement de paradigme ?

La politique en matière de diversité s'appuie sur le principe d'inclusion sociale pour mettre en avant ce qui rassemble les personnes et non ce qui les divise, dans le but de construire une appartenance commune à Genève, centrée sur les droits humains et la reconnaissance de la diversité.

Cet objectif s'adresse à l'ensemble de la population, y compris les personnes de nationalité helvétique ou résidentes de longue durée. La Ville de Genève ne souhaite pas isoler les personnes étrangères du reste de la population car chaque être humain, quel qu'il soit, est engagé dans un rapport d'altérité avec son environnement social. A l'inverse, le concept d'« intégration des étrangers » comporte le risque de réunir au sein de groupes fictifs des personnes différentes les unes des autres et d'engendrer une ségrégation entre Suisses et non-Suisses, tel que cela peut s'observer fréquemment dans la sphère publique.

Ainsi, l'incitation à l'intégration sous-entend qu'en raison de leur expérience migratoire ou leur statut de séjour, des personnes sont en décalage par rapport à de supposées normes culturelles et sociales. Or, ces normes sont extrêmement difficiles à définir ; elles sont changeantes et dépendent du dynamisme de l'ensemble de la population, indépendamment de la nationalité, de la religion ou de l'origine.

Une mise en œuvre transversale

Suite à l'adoption de la politique en matière de diversité en 2014, le Conseil administratif a confié la coordination de la mise en œuvre interdépartementale des six axes program-

Genf hat eine Politik, die Diversität anerkennt

Lange stand die Migration im Dienste der Wirtschaft. Heute muss sie als entscheidender und positiver Faktor der modernen Stadtentwicklung gesehen werden. Städte bieten den Migrantinnen und Migranten am meisten Entwicklungsmöglichkeiten; doch auch das Risiko, diskriminiert oder ausgegrenzt zu werden, ist dort am grössten. Die Behörden sind daher gefordert, Strategien zu entwerfen, die über eine reine Integrationspolitik hinausgehen. Denn die Integrationsbereitschaft kann auch stigmatisierend wirken. In der Stadt Genf zeichnet sich jetzt – dank ihrer neuen Diversity-Politik, die sich an die gesamte Stadtbevölkerung richtet, ungeachtet ihrer Herkunft – ein Paradigmenwechsel ab. Alle Einwohnerinnen und Einwohner können sich aktiv an der Schaffung eines dynamischen und einladenden gemeinsamen Lebensraums beteiligen, in dem die Diversität als Quelle von Innovation und Kreativität betrachtet wird.

matiques au Service Agenda 21 – Ville durable. Prochaine-ment, une feuille de route pour la législature 2015-2020 permettra de contribuer, au travers de projets portés par l'ensemble de l'administration municipale et en partenariat avec un grand nombre d'associations locales et d'institutions publiques ou privées, au renversement de l'image et des stéréotypes négatifs qui caractérisent trop souvent les personnes migrantes.

www.ville-geneve.ch/diversite

La Ville de Genève a adopté le langage épicène pour l'ensemble de sa communication. En raison des normes éditoriales de terra cognita, cet article emploie le masculin générique qui s'applique aux femmes comme aux hommes.

Bibliographie

- Kaya, Bülent**, 2002, Une Europe en évolution – Les flux migratoires en Europe au 20^e siècle. Strasbourg : Conseil de l'Europe.
- Hungerbühler, Hildegard et Corinna Bisegger**, 2012, « Alors nous sommes restés... ». Les migrantes et les migrants âgés en Suisse. Berne : Commission fédérale pour les questions de migration et Forum national « Âge et migration ».
- Mahnig, Hans et Sandro Cattacin**, 2005, Histoire de la politique de migration, d'asile et d'intégration en Suisse depuis 1948. Zürich : Seismo.
- Wood, Phil**, 2010, Cités interculturelles : vers un modèle d'intégration interculturelle. Strasbourg : Conseil de l'Europe.

Hossam Adly est anthropologue et a réalisé un doctorat en sociologie urbaine consacré au cosmopolitisme à Genève. Il est actuellement chargé de projets au Service Agenda 21 – Ville durable de la Ville de Genève, où il coordonne la politique municipale en matière de diversité.



Foto Michel Sié

Bildung ist Potenzial – auf allen Lebensstufen.

Das schweizerische Bildungssystem und insbesondere die Berufslehre gelten als vorzüglich. Doch es stellt sich die Frage, ob sie den Herausforderungen der Zukunft genügen. Die globalisierte Welt wird eine Welt des Wissens sein, so dass es vor allem für wenig qualifizierte Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer immer schwieriger wird, eine Beschäftigung zu finden. Gefragt sind Lösungen, die jetzt greifen, noch bevor viele Menschen arbeitslos werden. Eine mögliche Lösung liegt in der Weiterentwicklung der Berufslehre: Wer keine adäquate Ausbildung hat, muss in die Lehre, auch als erwachsener Mensch.

Einen Beruf lernen, eine Familie gründen, ein Haus bauen, das hat sich für die Generation, die heute in Pension geht oder bereits pensioniert ist, bewährt. Lange Zeit schien es, als sei dies sozusagen ein «natürlicher» Lebensweg. Berufsleute, Handwerker und technische «Tüftler» sind sehr geschätzt in diesem Land. Man mag die Praktiker und Macher, den Intellektuellen und Akademikern traut man nicht. Und man glaubt, der Wohlstand basiere primär auf technischer Intelligenz und solidem Handwerk. Aber man übersieht dabei, dass ohne die grossen Denker seit der Aufklärung, die Erzieher, die Philosophen, die Gesellschaftstheoretiker, die sich mit der Rolle des Menschen, mit Fragen der Freiheit, der Gleichheit, der politischen Macht und Gewalt auseinandersetzten, gar nie die Grundlagen unserer heutigen Gesellschaft gelegt worden wären. Und nur auf dieser von Theoretikern erdachten Basis konnten die Tüftler und Handwerker wirken und sich in einem vorher nie gekannten Masse entfalten. Denn nur in der aufgeklärt-demokratischen Gesellschaft ist die Gleichheit aller Menschen und damit die Chance, sein Leben selbst zu gestalten, gegeben. Der auch gegenwärtig zu vernehmende Ruf, die Ausbildung solle sich auf «Nützliches» konzentrieren, geht davon aus, die Gesellschaft als Ganzes müsse nicht weiter gedacht und entwickelt werden – eine Vorstellung, die schon vielen Kulturen, ob

ihres Erfolges arrogant geworden, zum Verhängnis geworden ist.

Ressource Wissen

Wie wir erleben, ist die Beschleunigung in allen Bereichen enorm, gerade auch im Bereich des Wissens und der Wissenschaft. Beispiele sind etwa die Computertechnologie und die Robotik, die Digitalisierung generell. Für die Industrieproduktion im Sinne von Massenproduktion sind wir zu teuer geworden. Immer mehr Routinearbeiten werden verschwinden. Daher wird das Wachstum der Zukunft abhängig sein von der Qualität des Humankapitals – vom Wissen und Können der Menschen.

Daher erscheint es notwendig, auch eine erfolgreiche Institution wie unser Bildungswesen auf neue Herausforderungen vorzubereiten. Anpassungen in allen Phasen des Lebens scheinen notwendig: in der frühkindlichen Phase, in der klassischen Schulphase und in der Erwachsenenphase. Wissen wird man sich in Zukunft das ganze Leben lang aneignen müssen. Grosse Defizite innerhalb der Bevölkerung wird es immer weniger ertragen. Uns fehlen die Fachkräfte, und die Migration kann nicht beliebig gesteigert werden.

Was Hänschen nicht lernt ...

Die frühkindliche Phase stellt das grösste Potenzial dar, weil hier die meisten Probleme entstehen. Zugleich sind hier die Änderungen aber am schwersten durchzusetzen, weil sie gängigen Vorstellungen von Familie und Kindheit widersprechen. Wir huldigen einem Familienmodell, das wir als traditionell anschauen, das aber eigentlich erst in den letzten Jahrzehnten so richtig greift: die Vorstellung von der Kernfamilie. Bis vor einer Generation waren es nur wenige Familien, in denen die Mutter sich um die Kinder kümmert, der Vater arbeiten geht, und niemand sonst regelmässig zu Hause ist. Vorher mussten in einem Grossteil der Familien beide Elternteile arbeiten, und oft hatten sie die Kinder bei sich – als Bauern oder als Handwerker im eigenen Betrieb. Und da gab es immer viele Leute, die miterzogen, teilweise auch

im gleichen Haushalt lebten – nicht nur Geschwister, auch Grosseltern, Onkel, Tanten oder Angestellte; neben den Familienangehörigen oft auch das Quartier, das Dorf oder generell das soziale Umfeld.

Ein afrikanisches Sprichwort lautet: Es braucht ein ganzes Dorf, um ein Kind zu erziehen. Und es meint genau dieses Aufwachsen in vielschichtigen sozialen Netzen, bei denen alle ein bisschen miterziehen und sich die Kinder vielfältige Fähigkeiten aneignen. Hier und heute aber kann man diese nicht mehr einfach auf die Strasse schicken, wo sie soziale Kompetenz einüben, Lernanreize bekommen oder auch ihre Motorik trainieren, weil heute dort andere Motoren die Oberhand gewonnen haben. Und heute fehlen oft die Geschwister, Grosseltern oder Nachbarn, müssen Eltern jeden sozialen Kontakt ihres Kindes organisieren, weil die Familien klein, die Nachbarschaften anonym geworden sind.

Und viele Eltern haben wenig Ahnung davon, welche Formen von fördernden Anregungen, Kontakten und Kommunikation wichtig sind. Es geht bei dieser Aussage nicht darum, einen spezifischen Erziehungsstil zu propagieren, denn die Erfahrung zeigt: Es gibt nicht *den* wahren Weg. Viele Wege führen nach Rom – aber einer ganz bestimmt nicht: ein Kind allein mit sich und seinen Gadgets, ohne viel Kommunikation, Aufmerksamkeit, Anregung und Spiel, dafür überfordert mit medialen Anreizen und Abstumpfungen. Aber genau diese Situation treffen wir heute immer häufiger an. Hier gilt es früh anzusetzen, denn alle Untersuchungen zeigen, dass in den ersten Lebensjahren die entscheidenden Weichen gestellt werden für die Aneignung von kognitiven Fähigkeiten, Lernmotivation, aber auch das Einüben von Durchhaltevermögen und Frustrationstoleranz bei Tätigkeiten, die nicht gleich auf Anhieb gelingen.

Wo die Anregung nicht in der Familie passiert, müssten ausserfamiliäre Angebote die Lücke füllen. Doch diese Angebote sind rar und werden gerade von denen, die sie am nötigsten hätten, nicht genutzt, weil sie freiwillig und sehr oft auch teuer sind. Dazu kommt die oben erwähnte Familienideologie. Das wichtigste Argument gegen eine ausserfamiliäre Betreuung lautet, dass es Privatsache sei, Kinder zu haben, nicht Sache des Staates oder der Öffentlichkeit. Wieso man dann Kinder überhaupt in die Schule schickt, ist bei dieser Argumentation nicht ganz klar. Denn sie bleiben ja auch Privatsache, wenn sie mehr als sieben Jahre alt sind.

In die Kinder investieren statt selektionieren

Bei Schuleintritt können Kinder, die aus sozial und ökonomisch privilegierten Familien stammen, bereits besser lesen und rechnen und verfügen über einen grösseren Wortschatz als Kinder aus benachteiligten Familien. Durch das beste-

hende schulische Bildungsangebot werden diese sozialen Ungleichheiten nicht kompensiert – in der Schweiz noch weniger als anderswo. Denn Kinder aus unteren Schichten haben schlechte Chancen aufzusteigen, wie die Pisa-Studien zeigen. Wir vergeben hier enormes Potenzial – für die Kinder, aber auch für die Gesellschaft. Der Verzicht auf frühe Förderangebote hinterlässt enorme Problemfelder, die man später mit schlechten Erfolgsaussichten und enormen Folgekosten in Form von Stütz- und Fördermassnahmen, Medikamenten und Verhaltenstherapien aufzufangen versucht. Von diesen Lücken sind vor allem Kinder aus sozial schwachen Migranten- und Schweizer Familien, zunehmend aber auch Einzelkinder aus allen Schichten betroffen.

Wenn man von der Genetik absieht – und die entscheidet längst nicht alles, wie wir heute wissen – sind bei uns die entscheidenden Faktoren, wie der Lebensweg eines Kindes verläuft, das Einkommen der Eltern und die familiäre Lernkultur. Selbst die besten Schulen ändern daran praktisch nichts. Viele Schweizer glauben ohnehin, es sei naturgegeben, dass die Kinder aus reicheren Familien intelligenter seien als die aus ärmeren. Aber es widerspricht allen wissenschaftlich bekannten Tatsachen über Intelligenzverteilung, dass die Maturitätsquote zum Beispiel auf dem Zürichberg drei- bis viermal höher ist als im Kreis 5 oder im Zürcher Unterland. Denn die Intelligenz ist ziemlich gleichmässig über den Planeten und die Menschen verteilt. Wenn wir also solche Unterschiede produzieren, heisst das, dass die einen in ihrer Intelligenz drei- bis viermal überbewertet oder die anderen drei- bis viermal unterschätzt werden. Beides kann sich die Gesellschaft in Zukunft kaum mehr leisten.

Da der Schuleintritt in der Schweiz zu spät erfolgt, können die unterschiedlichen Startbedingungen in der kurzen Zeit bis zur ersten und entscheidenden Selektionsphase nicht mehr korrigiert werden. Zudem sind die sozial schwachen Kinder beim Übertritt in die Sekundarstufe einer diskriminierenden Selektion ausgesetzt. Denn sogar bei Kindern mit genau gleicher Kompetenz ist die weitere Schulkarriere stark schichtabhängig. Das schweizerische Schulsystem verstärkt soziale Unterschiede. Denn die Selektion findet im falschen Alter und auf die falsche Art statt. Wer ist Opfer dieser Mechanismen? Primär die Knaben aus bildungsfernen Familien, oft Kinder mit einer Migrationsgeschichte. Und das sind genau diejenigen, die dringend benötigt würden für viele Berufe, in denen Fachkräftemangel herrscht, etwa für Ausbildungen im vielzitierten MINT-Bereich (Mathematik, Ingenieurwissenschaften, Technik). Meist bleiben diese Kinder wegen ihrer schwachen Sprachleistungen hängen. Der Selektionsansatz ist in seiner Grundkonstruktion falsch. Es geht darum, die Begabungen zu fördern, nicht darum, fehlende Begabungen zu bestrafen.

Das aktuelle Selektionssystem wird oft mit dem Argument verteidigt, dass diejenigen, die es nicht in eine höhere Schule schaffen, eine Lehre machen und sich danach weiterbilden können. Die Lehre ist in der Tat eine zentrale Errungenschaft, die verhindert, dass viele dieser Kinder mit einer unqualifizierten Arbeit vorlieb nehmen müssen. Aber mit der Weiterbildung klappt es nicht wirklich. Denn die Frustration der Nicht-Selektionierten ist enorm und wirkt sich auf die weitere Bildungskarriere aus. Wenn keine Eltern da sind, die unterstützen und fördern, hört das schulische und berufliche Engagement schnell auf; gerade auch, wenn man als Ungelernter oder Angelernter gutes Geld verdienen kann.

... muss Hans doch noch lernen

Viele Migrantinnen und Migranten, die in der Schweiz leben, verfügen über eine gute bis ausgezeichnete Ausbildung. Aber diese wird in vielen Fällen nicht genutzt, weil die Menschen aus Ländern stammen, deren Fähigkeitszeugnisse nicht anerkannt werden. Und so sind viele in Berufen tätig, für die sie überqualifiziert sind, während gleichzeitig neue Arbeitskräfte aus Ländern geholt werden, deren Ausweise man anerkennt. Es wäre notwendig, ein System zu schaffen, das nicht einfach anerkennt oder ablehnt, sondern definiert, was man an Wissen noch erwerben müsste, um sein berufliches Potenzial nutzen zu können. Dazu gehören Angebote, fehlende Qualifikationen ergänzen zu können, verbunden mit einem Finanzierungssystem für die meist erwachsenen Personen. Es gibt zwar Programme in einzelnen Kantonen und Branchen, die aber wenig überblickbar und kaum koordiniert sind.

Der fundamentale Mangel in der Erwachsenenbildung ist aber die Tatsache, dass rund 600 000 erwachsene Personen über keine weitere Ausbildung als die obligatorische Schulbildung verfügen: eine enorm hohe Zahl für eine so hoch entwickelte Volkswirtschaft. Hier könnte eine wirkliche Fachkräfteinitiative ansetzen: Von diesen 600 000 Menschen ohne Berufsausbildung sind heute fast alle berufstätig. Nur wenige sind arbeitslos, bereits aus dem System gefallen. Denn die Wirtschaft hat im Moment noch Platz für sie, allerdings je länger je weniger. Gerade in den technisch-industriellen Produktionsstätten werden die Stellen für Ungelernte rar. Flinke Geräte erledigen die einfachen Arbeitsschritte schnell, fehlerlos, ohne Ermüdung, 24 Stunden an 7 Tagen. ABB hat vor kurzem einen Roboter entwickelt, der lernen kann. Und wo es nicht Roboter sind, warten in anderen Regionen der Welt Millionen von Menschen auf eine Gelegenheit, für ein paar Franken pro Tag zu arbeiten.

Wir können natürlich warten und zusehen: Die Menschen fallen aus dem Arbeitsprozess heraus. Zuerst kommt die Arbeitslosenkasse, dann kommen die Sozialhilfe und viele Kurse. Meist lernt man dabei das Falsche zu spät und zu we-

nig intensiv – und das bei enormen Kosten. Wir können aber auch eine Strategie entwickeln, die nicht erst dann greift, wenn es zu spät ist: Diese Menschen müssen jetzt ihre Qualifikation verbessern, sie müssen in die Lehre. In vielen Betrieben könnte man sie nämlich danach brauchen. Denn diese Menschen sind in der Regel nicht unbegabt oder unfähig, sondern hatten ganz einfach keine Chance, etwas zu lernen, weil sie sofort nach der Schule Geld verdienen mussten oder als Migrantinnen und Migranten aus Ländern kamen, in denen die Berufslehre nicht existiert.

Eine dreijährige Berufslehre können viele aus dieser Gruppe in zwei Jahren machen, weil sie keine allgemeinbildenden Fächer und keinen Sportunterricht benötigen und weil sie durch ihre praktische Erfahrung viel meist implizites Wissen besitzen, das ausgebaut und gefestigt werden kann.

Um ein solches Konzept zu realisieren, braucht es das Engagement aller Beteiligten:

- Das Engagement der Arbeitgeber, denn sie müssen einwilligen, dass ihre Angestellten nicht nur arbeiten, sondern auch neue Dinge lernen. Das kostet, etwa Löhne für die Ausbilder, auch mehr Zeit für bestimmte Abläufe.
- Das Engagement des Staates, der den Tag, den die Menschen in die Berufsschule gehen und nicht arbeiten, finanzieren müsste. Denn man kann ihre Löhne nicht einfach kürzen, weil sie Familie, Wohnung und Kinder in der Ausbildung haben.
- Das Engagement der Betroffenen, denn sie müssen wieder ins Lernen einsteigen, wieder büffeln. Das wird manchen schwer fallen.
- Und es braucht eine flexible Planung in den Berufsschulen, um mit solchen Situationen umzugehen, z. B. bei Schichtarbeitenden

Die Kosten, die ein solches Konzept verursacht, betragen einen Bruchteil dessen, was auf die Gesellschaft zukommt, wenn diese Menschen ihre Arbeit verlieren. Eine solche Initiative hätte zudem den wichtigen Effekt, dass Wirtschaft und Staat den Beweis antreten könnten, dass ihnen die Menschen hier nicht egal sind, dass es nicht darum geht, möglichst einfach und billig Fachkräfte aus dem Ausland zu holen, wie das viele, die etwa für die Masseneinwanderungsinitiative gestimmt haben, glauben.

Zukunftsgerichtet, nicht rückwärtsgewandt

Unser Bildungssystem ist ideal gewesen für das Industriezeitalter. Jetzt müssten wir Reformen und Anpassungen vornehmen. Stattdessen streiten wir uns über Gegensätze von

familiär und ausserfamiliär, von Gymnasium und Berufslehre, von Jugendalter und Erwachsenenalter, von Sprachenlastigkeit und Mathematikkompetenz. Uns fehlt offensichtlich noch immer eine Vorstellung davon, welcher Wandel auf uns zukommt. Wir können die gegenwärtige Entwicklung vergleichen mit der Zeit, in der die allgemeine Schulpflicht durchgesetzt wurde und man den Leuten beibringen musste, dass alle Kinder eine Schulbildung brauchen. «Unerhört, was für verrückte Ideen», schimpften viele Menschen. «Wir brauchen die Kinder für die Arbeit, wofür soll das unnütze Zeug gut sein, das sie in der Schule lernen?» Damals haben sich die zukunftsorientierten Reformer durchgesetzt und damit die Grundlage für den wirtschaftlichen Aufstieg der Schweiz gelegt. Sind wir heute auch so weit-sichtig oder glauben wir wirklich, wir könnten immer genau so weitermachen, egal wie sehr sich die Welt um uns herum verändert?

Der Übergang in eine globalisierte Welt fällt schwer. Gerade die Schweiz reagiert empfindlich, denn sie hat viel zu verlieren. Aber sie ist bisher nicht in der Lage, aus ihrer ausgezeichneten Ausgangssituation Kapital zu schlagen, mutige Schritte zu machen. Strukturell ist sie bestens aufgestellt, aber es fehlt an einer Vision für die Zukunft. Das Land wirkt verzagt und mutlos, träumt vom Abgeschlossenheit, feiert lieber blutige historische Schlachten als zukunftsgerichtete Ideen. Doch es gilt, *jetzt* die Weichen zu stellen für die nächste Epoche, bei der es darauf ankommt, alle hier Lebenden maximal zu fördern – und das zu allen Zeiten ihres Lebens.

Dank: Die hier präsentierten Gedanken zur Berufslehre für Erwachsene basieren auf Überlegungen von Josef Maushart, dem ich herzlich danke.

Literatur

Aeberli, Christian; Landert, Charles, 2001, Potenzial Primarschule. Eine Auslegeordnung, einige weiterführende Ideen und ein Nachgedanke. Avenir Suisse.

Bildungsbericht 2010. Herausgegeben von der Schweiz. Koordinationsstelle für Bildungsforschung. Aarau.

Coradi Vellacott, Maja; Wolter, Stefan C., 2005, Chancengerechtigkeit im schweizerischen Bildungswesen. Aarau: Schweizerische Koordinationsstelle für Bildungsforschung (Trendbericht SKBF, Nr. 9).

Eidg. Kommission für Migrationsfragen und Bundesamt für Migration, 2012, Anleitung zur erfolgreichen Frühförderung. Lerngeschichten und Erkenntnisse. Bern: BBL.

Esping-Andersen, Gøsta, 2008, A Social Model for Mid-Century Europe. In: Bonoli, Giuliano; Bertozzi, Fabio (Hg.), Les nouveaux défis de l'Etat social= Neue Herausforderungen für den Sozialstaat. Lausanne: Presses polytechniques et universitaires romandes, 234-252.

Hochuli, Marianne, 2013, Bildungssystem Schweiz und Chancengleichheit. In: Sozialalmanach 2013. Luzern: Caritas Verlag, 63-75.

Kammerman Sheila B. et al., 2003, Social policies, Family Types and Child Outcomes in Selected OECD Countries. OECD Social, Employment and Migration Working Paper, 6.

Lanfranchi, Andrea, 2002, Schulerfolg von Migrationskindern. Die Bedeutung familienergänzender Betreuung im Vorschulalter. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Moser, Urs, 2013, Bildungsarmut in der Schweiz. In: Sozialalmanach 2013: Luzern: Caritas Verlag, 77-91.

La formation, un potentiel tout au long de la vie

Bien que notre système éducatif soit considéré par beaucoup comme un modèle à suivre, il doit être adapté afin de fournir les bases nécessaires aux qualifications professionnelles requises dans notre monde de la globalisation, du savoir et de la mobilité. Ces changements concernent toutes les phases de la vie, de la petite enfance à l'âge adulte en passant par les années de scolarité.

Un encouragement précoce systématique est nécessaire pour stimuler les aptitudes cognitives, l'envie d'apprendre et la persévérance. Nous avons besoin d'un système scolaire qui, d'une part, ne sélectionne pas trop précocement et met en valeur les talents de chacun au lieu de sanctionner le manque de talents et qui, d'autre part, permet aux adultes d'élargir en permanence leur savoir.

Quelque 600 000 adultes n'ont d'autre formation que celle acquise dans le cadre de l'école obligatoire. Ces personnes doivent aujourd'hui, en parallèle de leur travail, acquérir de nouvelles qualifications et faire un apprentissage. De nombreuses entreprises pourraient en effet avoir besoin d'elles.

Mais pour mettre en œuvre un tel concept, l'engagement de toutes les parties prenantes est indispensable. Ainsi, les employeurs doivent permettre à leurs employés de consacrer une partie de leur temps de travail à l'apprentissage de nouvelles choses. L'Etat devrait quant à lui financer les journées non travaillées, passées à l'école professionnelle. Enfin, les personnes concernées doivent se mobiliser et suivre régulièrement des formations.

Stamm, Margrit; Edelmann, Doris (Hg.), 2010, Frühkindliche Bildung, Betreuung und Erziehung. Was kann die Schweiz lernen? Zürich: Rüegger.

Wolter, Stefan C., 2013, Ein ökonomischer Blick auf die Chancengleichheit. In: Becker, Rolf; Bühler, Patrick; Bühler, Thomas, Bildungsungleichheit und Gerechtigkeit. Wissenschaftliche und gesellschaftliche Herausforderungen. Bern: Haupt, 229-245.

Walter Leimgruber leitet das Seminar für Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie der Universität Basel und ist Präsident der Eidgenössischen Kommission für Migrationsfragen. Er beschäftigt sich mit Fragen der Migration, des kulturellen Erbes und der Kulturpolitik.

Vom Strassenkind zur Automatischerin.

Elizabeth Okisai fällt auf. Sie ist die einzige Frau, die in der 250 Meter langen Wartungshalle der Verkehrsbetriebe Zürich (VBZ) in Altstetten die Lehre als Automatischerin macht. Technisches habe sie immer fasziniert, bereits als kleines Mädchen habe sie stets wissen wollen, wie etwas funktioniert, erzählt die 19-jährige Kenianerin. In ihrer vierjährigen Ausbildung, während der sie begleitend die Berufsmaturitätsschule in Uster besucht, wird Elizabeth Okisai diesbezüglich auf ihre Kosten kommen: So bauen die Lehrlinge Anlagen aus elektrischen, pneumatischen und elektronischen Komponenten. Doch nicht nur die Berufswahl der jungen Frau ist beeindruckend. Für Jugendliche ohne legalen Aufenthaltsstatus ist es in der Schweiz erst seit 2013 möglich, eine Berufsausbildung zu absolvieren. Die 19-Jährige ist die erste Sans-Papier, die im Kanton Zürich eine Lehre macht.

In ihrer Kindheit in Kenia hat Elizabeth nur wenige Jahre eine Schule besucht. Sie und ihre beiden Brüder wuchsen bei der Grossmutter an der ugandischen Grenze auf. Ihre Mutter, die bei der Geburt von Elizabeth und ihrem Zwilling Bruder Edwin 16-jährig war, kannte das Mädchen nicht, da diese seit vielen Jahren mit ihrem Schweizer Ehemann in der Ostschweiz lebt.

Die Zeit bei ihrer Grossmutter habe sie als wunderschön in Erinnerung, berichtet Elizabeth. «Sie war warmherzig und hat uns viel fürs Leben beigebracht.» Die alleinstehende Frau unterrichtete die Zwillinge und den jüngeren Bruder Simon lange zu Hause, weil ein Schulbesuch die finanziellen Möglichkeiten überstieg. 2005 kam es zu einem Bruch in Elizabeths Leben: Ihre Grossmutter starb. Die beiden 10-Jährigen und das 6-jährige Kind blieben tagelang bei der Toten und wagten nicht, aus dem Haus zu gehen. «Doch irgendwann fand man uns», erzählt Elizabeth mit stockender Stimme.

Auf der Flucht

Was dann geschah, war ein Albtraum. «Wir wurden für den Tod unserer Grossmutter verantwortlich gemacht und in eine kleine Sandhütte ohne Wasser und Essen gesperrt», berichtet Elizabeth. In Panik kratzten sich die Kinder die Hände blutig und versuchten, eine Öffnung in die Wand zu graben. «Irgendwann schafften wir es und rannten um unser Leben.» In der Erinnerung seien sie Tage unterwegs gewesen, bis sie in einer grösseren Stadt ankamen und sich in der Anonymität sicher fühlten.

Von diesem Zeitpunkt an schlugen sich die Geschwister als Strassenkinder durch. «Jeder Tag war ein Kampf ums Überleben», so Elizabeth rückblickend. «Meinen Zwilling Bruder habe ich dabei verloren», ergänzt sie mit starrem Blick. Eines Nachts, sie hätten in einem Waldstück geschlafen, habe sie ihn wimmern gehört. Als sie zu ihm ging, habe er sich vor Schmerzen gekrümmt. «Ich reichte ihm Wasser und sah, wie ihm weisser Schaum aus dem Mund quoll», erzählt sie und muss sich ein paar Tränen trocknen. In dieser Nacht starb ihr Bruder – woran, weiss Elizabeth nicht. «Die Polizei legte ihn in einen grossen schwarzen Beutel und nahm ihn mit», sagt sie mit belegter Stimme und atmet tief durch.

«Da wusste ich, dass ich mit meinem jüngeren Bruder nicht mehr so weiterleben konnte», fährt sie fort. Irgendwie schafften es die beiden, sich zu einer Tante in einer anderen Stadt durchzuschlagen. «Wir hatten dort kein schönes Leben, aber wir lebten nicht mehr auf der Strasse», so Elizabeth. Am Tag habe sie zwölf Stunden auf einer Plantage gearbeitet, morgens vor der Arbeit gelernt – aus Büchern, die sie sich auslieh.

2008 schliesslich meldete sich die Mutter und holte Elizabeth und Simon zu sich in den Thurgau. Die beiden Kinder wurden eingeschult, dies, obwohl sie keinen legalen Aufenthaltsstatus als Familiennachzug erhielten. «Aber nach all den Jahren konnten wir keine Beziehung mehr zu unserer Mutter aufbauen, sie blieb eine Fremde für uns», so Elizabeth. Die Schule hingegen war für das Mädchen eine Oase, wo sie ihre Vergangenheit und das schwierige Zusammenleben zu Hause

vergessen konnte. «Endlich konnte ich eine normale Schülerin sein», berichtet Elizabeth mit einem Leuchten in den Augen.

Unklare Zukunft

Dass sie nun im zweiten Lehrjahr bei den VZB arbeitet, hat die junge Frau wohl ihrer Hartnäckigkeit zu verdanken. Obwohl sie ohne geregelten Aufenthaltsstatus in der Schweiz lebte, bewarb sie sich für Lehrstellen in technischen Berufen. Sie konnte sich auch bei verschiedenen Firmen vorstellen, aber den meisten potentiellen Lehrmeistern war die Unsicherheit, ob die begabte Jugendliche auch alle nötigen Papiere bekommen würde, zu gross. Nur die VBZ boten ihr eine Chance. Als sie die Zusage für die Lehrstelle als Automatikerin erhielt, war Elizabeth deshalb auch ausser sich vor Freude. Doch im Gegensatz zu anderen jungen Menschen war damit das Ziel noch nicht erreicht. Das Bewilligungsverfahren dauerte fast ein Jahr; die Sans-Papiers-Anlaufstelle Zürich unterstützte sie während diesen bangen Monaten. «Und die VBZ haben mir die Lehrstelle so lang offengehalten, bis alles geregelt war», berichtet sie mit Stolz.

Wie es allerdings in drei Jahren, also nach ihrer Ausbildung, weitergehen wird, weiss die junge Frau nicht. Ihre derzeitige Aufenthaltsbewilligung ist provisorisch und auf die Lehrzeit befristet. Doch Elizabeth ist zuversichtlich und hofft, mit einer guten Ausbildung ihren Status endlich legalisieren zu können.

Dieser Text entstand auf der Grundlage eines Artikels, der in der NZZ veröffentlicht worden ist. Mit freundlicher Genehmigung der Neuen Zürcher Zeitung.

Riskantes Bewilligungsverfahren

Die Sans-Papiers-Anlaufstelle Zürich geht davon aus, dass im Kanton Zürich rund 2000 Kinder und Jugendliche ohne geregelten Aufenthaltsstatus leben. Schweizweit wird die Zahl auf mindestens 10 000 geschätzt. Seit 1991 dürfen sie die hiesige Volksschule besuchen. Spätestens nach der obligatorischen Schulzeit aber stehen die meisten ohne Anschlusslösung da, der Besuch eines Gymnasiums ist nur für wenige erreichbar.

Seit Februar 2013 könnten Sans-Papiers-Kinder eine Lehre machen, indem sie für die Dauer der Ausbildung ein befristetes Aufenthaltsrecht beantragen. Zu den Voraussetzungen gehören mindestens fünf in der Schweiz besuchte Schuljahre. Die Eidgenössische Kommission für Migrationsfragen schätzt, dass jedes Jahr 200 bis 400 Jugendliche die Bedingungen für eine Berufsausbildung erfüllen würden. Seit Inkrafttreten der neuen Bestimmung sind aber lediglich ein paar wenige Gesuche beim Bund eingegangen, zu riskant ist das Bewilligungsverfahren. Das kantonale Migrationsamt muss ein Gesuch für eine Lehre im Rahmen einer Härtefallbewilligung gutheissen, was eine vollständige Offenlegung der Identität voraussetzt. Bei einer Ablehnung können Jugendliche und ihre Familien weggewiesen werden. Wer eine Bewilligung erhält, benötigt abschliessend die Zustimmung des Staatssekretariats für Migration.



Foto: Karin Hofer

Elizabeth Okisai

«Jeder Tag war ein Kampf
ums Überleben.
Meinen Zwillingsbruder habe ich
dabei verloren.»



«Aber nach all den Jahren
konnten wir keine Beziehung mehr
zu unserer Mutter aufbauen,
sie blieb eine Fremde für uns.»



«Und die VBZ haben mir die Lehrstelle
so lang offengehalten, bis alles
geregelt war.»

Ein Schweizer-Mazedonier als BDP-Hoffnung im Thurgau.

Er ist jung, ruhig, freundlich und steht vor einem akademischen Abschluss mit guten Aussichten auf eine sozial gesicherte Existenz. Ein Wunschkandidat für Schwiegermütter. Aber den 24-jährigen schweizerisch-mazedonischen Doppelbürger und ETH-Maschinenbau-Studenten Alban Imeri aus dem thurgauischen Romanshorn zieht es zunächst in die Politik. Schon als Polymechaniker-Stift gründet er mit 19 Jahren 2009 die Bezirkssektion Arbon der Bürgerlich-Demokratischen Partei (BDP). 2010 kandidiert Imeri für den Gemeinderat von Egnach und ein Jahr später für das Thurgauer Kantonsparlament. Noch konnte er nicht reüssieren, erzielte aber beachtliche Resultate. Wenige Stimmen fehlten im Februar dieses Jahres für den Einzug in die 15-köpfige Einbürgerungskommission der Gemeinde Romanshorn.

«Woher hast du das nur mit der Politik, hat mich mein Vater immer wieder gefragt», sagt Imeri. Noch keiner in der Familie sei zuvor politisch tätig gewesen; weder der Vater noch der Grossvater noch der Urgrossvater. «Auch in Mazedonien kann man es nicht verstehen», sagt Imeri. «Meine Verwandten fragen besorgt, ob ich genug Geld mit Politik verdienen würde. In Mazedonien ist das eben ein Geschäftsfeld, nicht wie hier, wo man für das allgemeine Wohlergehen politisiert und weil man etwas bewegen will.» Den Schweizer-Mazedonier freut es aber, dass sein Vater immer mehr Interesse an der Politik bekommt und genau wissen will, wie das alles funktioniert. «Seine Überzeugung tendiert nach links und nicht auf die liberale Seite wie bei mir», lacht Imeri.

Harter sozialer Aufstieg

1991 kommt Alban Imeri in Münsterlingen zur Welt. Er entstammt der albanischen Minderheit Mazedoniens. 2005 lässt sich die Familie einbürgern. Der Vater Imeris ist in den

1980er-Jahren als Saisonarbeiter in die Schweiz gekommen. «Nach der dritten oder vierten Einreise wollte er eigentlich nicht mehr herkommen», sagt sein Sohn. «Doch die Familie in Mazedonien bat ihn, es noch einmal zu tun, damit sie sich ein Auto leisten konnte. Das tat er denn auch, kehrte aber nicht mehr zurück.» Die Mutter folgt mit dem zehn Jahre älteren Bruder von Imeri nach. Der Vater findet Arbeit in der Industrie und lässt sich zum Schweisser ausbilden. Die Eltern wohnen nun seit über 20 Jahren in der Schweiz und haben sich eine mittelständische Existenz und ein Einfamilienhäuschen erarbeitet.

Das war ein harter sozialer Aufstieg und kein Geschenk vom Himmel. Die ersten zehn Jahre seines Lebens verbringt der BDP-Politiker in Arbon. Die Mutter muss in dieser Zeit in der Fabrik arbeiten. Vor Arbeitsbeginn bringt sie den Jungen jeweils zu einer Tante nach Egnach, die ihn hütet. «In meinem Umfeld waren Migrantenkinder in der Minderheit», sagt Imeri. «Mehrheitlich hatte ich mit Einheimischen zu tun. Das hat mich bestimmt auch ein Stück weit geprägt. Kinder vom Balkan gab es damals nur ganz wenige.»

Die Einbürgerung ist dem Schweizer-Mazedonier in amüsanten Erinnerung geblieben. «Damals war ich 14, und wir übten in der Schule gerade das Schreiben von Bewerbungen für eine Lehrstelle», sagt er. «Die Lehrerin hat mir quasi mit einem Federstrich klar gemacht, dass mein Lebenslauf jetzt ein anderer ist. Sie strich Mazedonien, das ich als Staatszugehörigkeit aufgeschrieben hatte, und sagte: Du bist jetzt Schweizer. Ich gratuliere dir herzlich! Ich selbst hatte meinen Identitätswechsel noch gar nicht so richtig realisiert. Als Kind war es mir eh egal, welchem Land ich angehörte.»

Gibt es etwas, das Imeri als besonders schweizerisch an seiner Person bezeichnen würde, und etwas, das besonders mazedonisch ist? «Ich bin gerne pünktlich und schätze es, wenn andere das auch sind. Diese Haltung ist für meine Freunde vom Balkan sprichwörtlich schweizerisch. Anders herum gibt es an mir aber auch mazedonische Qualitäten. Beispielsweise störe ich andere Leute nur ungern über Mittag

mit einem Telefonanruf oder Ähnlichem. In südlichen Ländern ist die Siesta eben heilig. Für mich auch.»

Bilderbuch-Secondo findet politischen Mittelweg

Wie wird der politisch engagierte Doppelbürger von seinem Umfeld wahrgenommen: «Ein SP-Politiker sagte einmal zu mir: Du bist doch wie aus dem Bilderbuch – ein Secondo, eingebürgert und Mitglied einer bürgerlichen Partei. Ich selbst sehe mich weder als schweizerisches Markenprodukt noch als Multikulti-Vertreter. Ich denke, ich habe zwischen beidem einen guten Mittelweg gefunden.»

Unter den Migranten aus dem Balkan, die Schweizer geworden sind und in ihrer zweiten Heimat politisieren, fällt Imeri etwas aus der Norm. Da muss er sich gelegentlich erklären. «Die meisten dieser Leute sind bei der SP oder bei den Grünen engagiert. Ich habe eine kleine politische Partei gewählt, die auf meine Vorstellungen zugeschnitten ist», sagt der Thurgauer. Er passe nicht ins klassische Links-Rechts-Schema – wie übrigens die BDP auch nicht. Politisch sei er sehr pragmatisch, vielleicht sogar etwas technokratisch. Er sei nicht der Redner, der mit rhetorischem Geschick operiere. «Ich bin einer, der gerne im Stillen arbeitet, konsequent und zielgerichtet», sagt er über sein Politikzept. «Sogar in der eigenen Partei hat man mir schon gesagt: He, du musst etwas populistischer werden. Ich kann aber nicht über meinen Schatten springen. Ich bin ein eher zurückhaltender Mensch und muss auch voll und ganz hinter dem stehen können, wofür ich mich einsetze.»

Imeri sucht nicht den grossen Applaus. Ihn freuen schon die kleinen Aufmunterungen. «Von den Leuten, die mich kennen, bekomme ich oft zu hören: Es ist gut, dass du dich für öffentliche Belange engagierst. Ich glaube, ich kann damit auch helfen, dass Schweizer und Leute vom Balkan ihre negativen Klischeevorstellungen, die sie voneinander haben, hinterfragen und allmählich abbauen.» Er sieht sich als Vermittler zwischen den verschiedenen sozialen Gruppen und gesellschaftlichen Interessen. Auch die Migranten sind in seinem Fokus. Da konnten schon einige beim Umgang mit Behörden auf seine Hilfe zählen.

Schon als Youngster stemmte Imeri Parteiarbeit wie ein alter Hase. Mit 19 war er Präsident der Bezirkspartei Arbon, der ersten BDP-Regionalgruppe im Thurgau. Für die Festrede an der Gründungsfeier fragte Imeri die damalige Berner BDP-Nationalrätin Ursula Haller an. Die populäre Politikerin sagte prompt zu.

Harry Rosenbaum arbeitet als freier Journalist in St. Gallen.



Foto: Regina Kühne

Alban Imeri

«Meine Verwandten fragen besorgt,
ob ich genug Geld mit Politik verdienen würde.
In Mazedonien ist das eben ein Geschäftsfeld,
nicht wie hier, wo man für das allgemeine
Wohlergehen politisiert und weil
man etwas bewegen will.»



«Ich selbst hatte meinen Identitätswechsel
noch gar nicht so richtig realisiert.
Als Kind war es mir eh egal, welchem Land
ich angehörte.»



«Ein SP-Politiker sagte einmal zu mir: Du bist doch wie
aus dem Bilderbuch – ein Secondo,
eingebürgert und Mitglied einer
bürgerlichen Partei. Ich selbst sehe mich
weder als schweizerisches Markenprodukt noch
als Multikulti-Vertreter. Ich denke, ich habe
zwischen beidem einen guten
Mittelweg gefunden.»

Des citoyens potentiels par milliers !

Dans un grand pays d'immigration comme la Suisse, une proportion considérable de la population résidente se trouve à l'écart de la prise de décision politique. Cette situation n'est pas favorable au fonctionnement démocratique. Cet article explore cette question et plaide en faveur d'un droit de vote local pour les étrangers. Il montre que la durée de résidence est un critère central pour établir qui doit en bénéficier et présente pour la première fois une estimation chiffrée du nombre d'étrangers majeurs résidant en Suisse qui pourraient devenir des citoyens selon le nombre d'années de séjour exigé.

« De même nous regardons comme notre patrie et le lieu où nous sommes nés, et la cité qui nous a conféré la qualité de membres. Cette dernière est nécessairement l'objet d'un plus grand amour, elle est la république, la cité commune. »
Cicéron [52 av. J-C]

On s'accorde à voir dans l'extension progressive des droits de décision collectifs à tous les groupes de la société (femmes, roturiers, pauvres, minorités religieuses...) une caractéristique majeure des démocraties libérales modernes. Ainsi pour l'historien Pierre Rosanvallon « l'égalité devant l'urne électorale est (...) la condition première de la démocratie (...) la base la plus indiscutable du droit. » (Rosanvallon 1992). Elle s'inscrit dans le grand mouvement social issu des Lumières et, pour Tocqueville, dans le sens de l'histoire : « C'est là l'une des règles les plus invariables qui régissent les sociétés. A mesure qu'on recule la limite des droits électoraux, on sent le besoin de la reculer davantage ; car, après chaque concession nouvelle, les forces de la démocratie augmentent et ses exigences croissent avec son nouveau pouvoir. » (Tocqueville 1835).

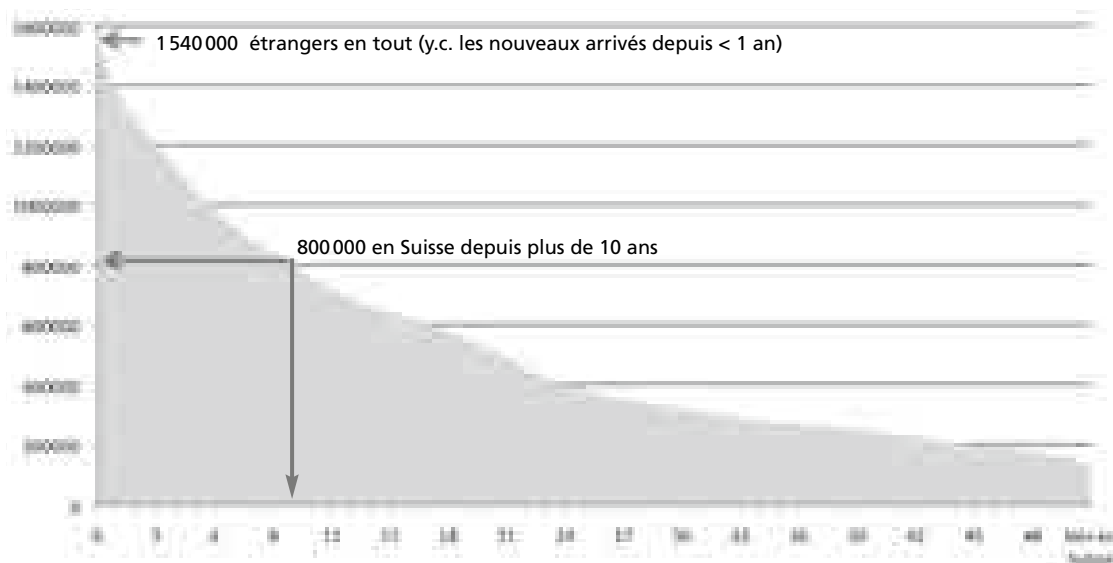
En contradiction avec l'extension des droits politiques parmi les nationaux, l'immigration croissante fait émerger dans

nos sociétés avancées de nouveaux groupes qui se trouvent privés de ces droits car ils sont réservés aux autochtones. Lorsque la proportion d'étrangers atteint des niveaux historiquement inédits et avoisine ou dépasse 25 % comme c'est le cas en Suisse, la question des conséquences pour le fonctionnement de la démocratie se pose.

Un processus progressif d'octroi du droit de vote aux étrangers à différentes échelles s'observe, même s'il est souvent contrarié, dans de nombreuses démocraties (D'Amato 2005 ; Earnest 2015), encouragé par les recommandations du Conseil de l'Europe (Conseil de l'Europe 1992). Dans l'UE, on note une avancée importante au plan local depuis le traité de Maastricht de 1992 puisque les ressortissants de l'UE se voient conférer un droit de vote (et d'éligibilité) communal hors de leur pays s'ils résident au sein de l'UE. La question du droit de vote local des ressortissants extra-communautaires reste par contre fortement controversée. Au sein de l'UE, une dizaine de pays (Irlande, Suède, Belgique, etc.) l'accordent selon des modalités variables, tandis qu'une majorité d'autres le refusent. En France, l'ajournement de ce point central du programme présidentiel de François Hollande est vu comme un constat d'échec.

La participation à la vie publique est garante de cohésion sociale

La Suisse occupe à cet égard une position particulière. Elle n'a pas ratifié la Convention du Conseil de l'Europe sur la participation des étrangers à la vie publique au niveau local et, dans une grande majorité de cantons et communes, les droits politiques sont réservés aux nationaux. Certaines régions s'avèrent cependant plus inclusives. Ainsi la plupart des cantons romands et quelques communes alémaniques ou romanches octroient aux résidents étrangers un droit de vote communal. Ce droit a parfois une longue histoire comme à Neuchâtel (Christ 2002). Dans d'autres cantons, il est plus récent et coïncide avec des réformes constitutionnelles : à Appenzell Rhodes-Extérieures les communes – 3 jusqu'ici – peuvent l'octroyer depuis 1995, à Genève le vote communal remonte à 2005, dans le canton de Vaud à 2003. S'y ajoute



Graphique : Etrangers majeurs selon la durée de présence en Suisse, 2013

Source : Registres officiels de population fournis par Philippe Wanner de l'Université de Genève

à Neuchâtel, depuis 2000, et dans le Jura, depuis 1978, un droit de vote cantonal (Kurt and Zuber 2015). Ces développements s'inscrivent dans la ligne des recommandations émises par la CFM (Commission fédérale pour les questions de migrations 2010) mais restent plus exigeantes en termes de temps de séjour. La CFM suggère en effet aux cantons d'introduire le droit de vote et d'éligibilité aux ressortissants étrangers résidents depuis 8 ans ou titulaires d'un permis C et aux communes dont la Constitution cantonale le prévoit, d'étendre les droits politiques aux étrangers en Suisse depuis 5 ans au moins.

Dans les milieux opposés au droit de vote des étrangers on rétorque souvent que la naturalisation est la seule voie permettant d'acquérir de manière équilibrée à la fois les droits et les devoirs du citoyen. Ce raisonnement semble défendable pour les questions d'ordre national ou dans des pays qui, comme la Suède ou le Canada, accordent la nationalité après quelques années. Dans des pays qui connaissent des procédures de naturalisation longues – en Suisse 12 ans de séjour (ancienne loi) ou 10 (nouvelle loi votée en 2014) – la mise à l'écart du processus démocratique est moins justifiable. Ce raisonnement prend toute sa force au plan local. Il semble en effet logique qu'après quelques années, un étranger puisse se prononcer sur les enjeux d'urbanisme, de culture, de fiscalité ou d'école qui le concernent autant que les nationaux (Raskin 1993). Du point de vue de la société d'accueil, ne pas octroyer des droits politiques aux résidents, c'est aussi se priver de forces vives tandis que la participation à la vie publique et aux choix collectifs est garante de cohésion sociale (Caroni 2010). La question du temps de séjour apparaît

dès lors comme le critère central pour établir la nouvelle frontière qui vient se substituer à la nationalité pour délimiter les contours de la citoyenneté politique locale.

Quel est l'ordre de grandeur du « potentiel de citoyens » correspondant à différentes exigences en matière de durée de séjour ? Nous pouvons y répondre en analysant les chiffres 2013.

Le graphique illustre pour la Suisse entière le nombre de votants potentiels en fonction du temps de séjour en années. Le graphique se lit de gauche à droite : si l'ensemble des personnes résidentes étrangères, même arrivées de fraîche date, se voyaient accorder le droit de vote local (exigence d'un temps de séjour de 0) on compterait 1 540 000 nouveaux votants, soit l'effectif total des étrangers majeurs. Si seules les personnes présentes depuis plus de 50 ans ou nées en Suisse avaient ce droit, les nouveaux citoyens seraient encore près de 200 000. Ce graphique permet ainsi d'évaluer l'impact de différentes options politiques. En appliquant au temps de séjour le modèle vaudois (10 ans), la Suisse gagnerait 800 000 votants !

Ces exemples illustrent à quel point admettre un temps de séjour un peu plus court augmente le cercle d'inclusion politique. Ainsi, si Genève – déjà l'un des cantons les plus ouverts – réduisait la durée de séjour exigée actuellement de 8 à 5 ans pour le vote communal – comme il en avait été question en 2012 dans les débats autour de la nouvelle Constitution cantonale – les communes gagneraient derechef 20 000 citoyens !

Accorder un droit de parole aux migrants c'est prévenir les antagonismes communautaires

Certains rétorquent aux défenseurs des droits politiques des étrangers que leur taux de participation reste modeste, ce qui trahirait un manque d'intérêt pour la chose publique et l'inutilité des droits accordés. Il est vrai qu'à Genève par exemple, la participation des étrangers au premier tour des élections municipales d'avril 2015 fut de 28% contre 42% chez les Suisses. Ce reproche est cependant largement infondé, d'abord pour une question de principes démocratiques : si certains groupes sociaux votent moins, cela n'est pas une raison pour les priver de droits ! Mais il est aussi infondé car cette différence de 14% s'explique certainement avant tout par deux phénomènes : d'une part de nombreux étrangers établis de longue date (3800 par an en moyenne) font chaque année à Genève le pas de la naturalisation. Si on accepte l'idée qu'ils se naturalisent entre autre par intérêt pour la politique, cela diminue « artificiellement » le nombre des votants étrangers. D'autre part, les possibilités pour les étrangers de s'informer sur les enjeux et les modalités de vote restent limitées par la langue et la connaissance des subtilités du système suisse. Les campagnes d'information menées à Genève sous le label « J'ai 8 ans, je vote dans ma commune » ou à Lausanne « Votre Ville, Votre Vie, Votre Voix » doivent à cet égard être saluées.

D'autres voix rétives à l'octroi du droit de vote aux étrangers craignent que, dans la diversité culturelle croissante de nos sociétés, il ne fasse le lit du vote communautariste et ouvre la voie à de nouvelles formes de clientélisme. Cette crainte n'est pas à prendre à la légère. Les recherches menées par exemple en Belgique montrent que les comportements électoraux des personnes issues de l'immigration tendent à favoriser certains partis et les candidats issus eux-mêmes de la migration (Rea et al. 2010). En Suisse aussi, les personnes naturalisées ayant un passé migratoire tendent à favoriser, toutes choses égales par ailleurs, certains partis (Strijbis 2014). L'expérience montre cependant que ce biais est modeste : le vote des migrants est loin d'être monolithique et

Ausländerstimmrecht: Tausende Stimmbürgerinnen und Stimmbürger!

Das Stimmrecht für Ausländerinnen und Ausländer auf lokaler Ebene existiert in der Schweiz nur beschränkt. In den Kantonen der Romandie ist es meist an eine lange Aufenthaltsdauer gebunden, und in den übrigen Landesteilen ist es praktisch nicht vorhanden. Im Artikel werden verschiedene Argumente für und gegen das Stimmrecht auf lokaler Ebene für Ausländerinnen und Ausländer in der Schweiz vorgestellt. Es wird auch geschätzt, wie viele Personen bei unterschiedlichen Anforderungen an die Aufenthaltsdauer jeweils das Stimmrecht erhalten würden. So gewänne die Schweiz 800 000 Stimmberechtigte, wenn man bei der Aufenthaltsdauer das Lausanner Modell (10 Jahre Aufenthalt) anwenden würde. Ausländerinnen und Ausländer, die schon lange in der Schweiz leben, sind ein substanzieller Teil unserer Gesellschaft. Die Schweizer Demokratie kann mit der Aufnahme dieser potenziellen Stimmbürgerinnen und Stimmbürger nur gewinnen.

reste politiquement diversifié. Dans un pays comme la Suisse, marqué par la multiplicité des origines, des catégories sociales et des motifs de migration, le risque de polarisation semble insignifiant. C'est au contraire en accordant un droit de parole aux migrants que l'on préviendra au mieux les antagonismes communautaires. C'est en étant reconnus comme citoyens que les étrangers résidents feront pleinement profiter la Suisse de leur participation et en feront pleinement la *cité commune* de tous ses habitants.

Etienne Piguet est professeur de géographie des mobilités à l'Université de Neuchâtel et vice-président de la Commission fédérale pour les questions de migration. Il est l'auteur de « L'immigration en Suisse – soixante ans d'entrouverture » aux Presses polytechniques et universitaires romandes (3^e édition – 2013). Ouvrage traduit en allemand (Haupt) et en italien (Cassagrande).



Foto Michel Sié

«Sprichst Du Hindi?» – die zweite Generation zwischen Potenzial und Problem.

Seit der Abstimmung über die «Masseneinwanderungsinitiative» 2014 werden statt der vielbeschworbenen Probleme nun vermehrt die Potenziale von Migration in den Vordergrund gerückt. Doch was kann dieser Diskurs leisten? Potenzial wozu und für wen? Interkulturelle Kompetenz, Diversity oder Mehrsprachigkeit gehorchen schon längst einer Marktlogik, die die Schweiz im globalen Wettbewerb stärken soll. Während der Potenzialdiskurs durchaus neue Spielräume für Secondos und Secondos eröffnet, sind damit weiterhin Disziplinierung und Ausschlussmechanismen verbunden. Menschen mit Migrationshintergrund bleiben zwischen der Zuschreibung als «Potenzial» und «Problem» für die Dominanzgesellschaft gefangen, statt ihre Mehrfachzugehörigkeiten ohne Wenn und Aber leben zu können.

In den 1970er-Jahren, so erinnert sich die schweizerisch-indische Seconda Shelly, waren Ihre Eltern und die Eltern ihrer wenigen «Gspänli» mit Migrationshintergrund in die Primarschule beordert worden. Die Schulleitung forderte sie auf, mit ihren Kindern zuhause Deutsch zu sprechen. Nicht nur würde sonst die notwendige (kulturelle) Assimilation ihrer Kinder schwieriger, sondern auch deren Schulleistungen würden leiden. Dieser staatlichen Assimilationsforderung entsprechend, spricht diese schweizerisch-indische Seconda heute nur wenig Hindi, sondern vor allem Schweizerdeutsch, auch mit ihren Kindern. Das Schweizer Interesse an ihrer Sprache habe jedoch bis heute nicht aufgehört, erzählt sie. Auf dem Spielplatz oder unter Freundinnen wiederhole sich heute immer wieder die umgekehrte Forderung: Sprichst Du Hindi? Und mit den Kindern? Nein? Ach, so schade! Das wäre doch ein riesiges Potenzial! Lachend und konsterniert resümierte Shelly: «Als Kind wurde von mir verlangt, dass ich mich anpasse und Deutsch spreche, nach 30 Jahren Anpassung wird von mir erwartet, dass ich mit meinen Kindern Hindi spreche. Das ist doch absurd!»

Mehrsprachigkeit wird offenbar in der heutigen Schweiz nicht mehr (nur) als *Problem*, sondern auch als *Potenzial* wahrgenommen. Im Vergleich zur Zeit der «Schweizermacher» realisiert die Gesellschaft immer mehr, dass Mehrsprachigkeit, interkulturelle Kompetenz, Diversity und transnationale Netzwerke in der Ära von Globalisierung, Migration und Tourismus durchaus einen Wert haben. Sie versprechen spannende Erfahrungen, Mobilität, Karriere und Status – und tragen dadurch zum Erfolg des Schweizer Wohlstandsmodells bei. Was viele Schweizer mühsam durch Sprachkurse und Auslandsaufenthalte erarbeiten müssen, scheint vielen Secondos und Migranten in die Wiege gelegt. Wird also nun endlich der Wert von Migrantinnen und Migranten anerkannt, werden sie als Menschen in ihrem Anderssein akzeptiert – statt nur als Arbeitskräfte, wie Max Frisch in den 1960er-Jahren noch bemängelte?

Es existieren Fallstricke, wenn man die Schweizer Migrationsgesellschaft mit Hilfe des Potenzialdiskurses verändern möchte. Denn: Potenzial wozu und für wen? Und welche Autonomie, Rechte und Formen sozialer Gerechtigkeit sind damit für welche Secondos und Migrantinnen verbunden? Am Beispiel schweizerisch-indischer Secondos und Secondas wird im Folgenden erläutert, wie der Diskurs des Potenzials die helvetische Tradition der Assimilation nicht etwa überwindet, sondern ergänzt und ausdifferenziert. Während der Potenzialdiskurs gewissen Menschen mit Migrationshintergrund in gewissen Konstellationen durchaus erlaubt, Anerkennung für ihre Mehrfachzugehörigkeit zu gewinnen und ihren Spielraum zu vergrössern, ist darin immer auch eine Drohung des Ausschlusses und der Nicht-Zugehörigkeit eingeschrieben – je nach Klasse, Ethnizität, Nationalität, Religionszugehörigkeit und Gender.

Zwischen Problem und Potenzial: kurze Schweizer Geschichte der Migration

Die implizite und explizite Rede vom Potenzial zieht sich durch die Beschäftigung des Nationalstaates mit Migration – insbesondere mit der «zweiten Generation». In der Schweiz wurde seit dem 19. Jahrhundert das Potenzial von Migration

vor allem wirtschaftlich veranschlagt. In der liberalen Gründerschweiz garantierte Migration Innovation und Wirtschaftswachstum – man denke an die Italiener, die den Gotthardtunnel gebaut haben, oder an die deutschen Handwerker und Akademiker (Wottreng 2000). Aber auch politisch war die Gründerschweiz im europäischen Vergleich liberal: An den Bundesgrenzen galt mehr oder weniger Freizügigkeit, das Asylrecht war liberal und Einbürgerungshürden waren tief.

Der Überfremdungsdiskurs ab 1900: Die Problematisierung von Migration. Ab dem Ende des 19. Jahrhunderts wurde Migration jedoch zusehends in ein «Problem» umdefiniert. Verstädterung, die wachsende Arbeiterbewegung und zunehmende Migration erschienen als Krise der liberalen Gründerschweiz. Um die aus den Fugen geratene Demokratie zu stärken, forderten bürgerliche Politiker und Beamte die «Zwangseinbürgerung» (ius soli) der «zweiten Generation» (Schmid 1900). Diese republikanische Antwort auf die «Fremdenfrage» kippte jedoch innert kürzester Zeit in eine Angst vor ethnischer «Überfremdung», d.h. vor dem Verlust «nationaler Eigenart» (Kury 2003). Zwischen 1920 und 1960 wurde das Schweizer Assimilationsregime geradezu perfektioniert: 1917 wurde per Notverordnung die Eidgenössische Fremdenpolizei gegründet, 1931 wurde das Ausländer- und Niederlassungsgesetz eingeführt, die Einbürgerungsfristen wurden von einem Jahr um 1900 auf bis zu 15 Jahre erhöht. Parallel wurde das wirtschaftliche Potenzial von Migration nie in Frage gestellt. Die Spannung zwischen wirtschaftlichem Nutzen und Überfremdungsangst, zwischen Problem und Potenzial, durchzieht seither den Schweizer Migrationskomplex und schlägt sich in einer geradezu obsessiven Beschäftigung mit der Unterscheidung von «geeigneten» und «nicht-geeigneten» Migrantinnen und Migranten nieder (Jain/Randeria 2015).

Assimilationspolitik und zaghafter Multikulturalismus. Der staatliche Versuch, wirtschaftliche Nachfrage und Überfremdungsangst auszubalancieren, lag auch der Assimilationspolitik ab den 1960er-Jahren zugrunde. Ziel war es, möglichst viele Migranten zu assimilieren und sie danach einzubürgern, um der Überfremdungsbewegung um James Schwarzenbach den Wind aus den Segeln zu nehmen und so die Nachfrage der Wirtschaft nach günstigen Arbeitskräften befriedigen zu können. Dabei geriet die «zweite Generation» erneut in den strategischen Fokus staatlicher Sorge: So heisst es in einer Botschaft des Bundesrates zur ersten Schwarzenbach-Initiative: «Eine Assimilation der ausländischen Kinder durch die Schule setzt voraus, dass sich die Eltern ihrerseits unseren Verhältnissen anpassen, damit die Kinder nach Beendigung des Schulunterrichts nicht stets wieder in die andersartige und für uns fremde Umgebung ihrer Eltern zurückkehren und sich damit die für die Einbürgerung erforderliche Assimilation erst in der dritten Generation vollzieht.» (Bundesrat 1967:103).

Gegen die Assimilationspolitik und die Überfremdungsbewegung mobilisierte sich ab den 1970er-Jahren eine bunte Allianz aus italienischen Migrationsvereinen, Gewerkschaften, kirchlichen Kreisen und der Drittwelt-Bewegung. Daraus entwickelte sich eine neue Sicht auf das kulturelle Potenzial von Migration und Differenz – jenseits ihrer volkswirtschaftlichen Notwendigkeit. So schrieb die Eidgenössische Konsultativkommission für das Ausländerproblem: «[Die Schule sei ein] Ort, an dem die angestammte kulturelle Eigenart des Ausländerkindes nicht verdrängt werden darf. Vielmehr bringt das Zusammentreffen verschiedener Kulturen für alle, Ausländer und Einheimische, eine Bereicherung» (SVBK 1989: EKA-Info 5). Dieser Ansatz nahm sich gegenüber dem angelsächsischen Multikulturalismus sehr zaghaft aus, der nicht nur die kulturelle Bereicherung betonte, sondern die rechtliche und kulturelle Gleichstellung von Menschen jeglicher Herkunft in einem vielfältigen Nationalstaat forderte.

Das Potenzial der Migration im Kontext der Globalisierung. Diese zaghaften multikulturealistischen Ansätze wurden vor allem in den Städten zum Thema. Nicht nur waren diese angesichts eines überdurchschnittlichen Anteils von Migranten und ihren Nachkommen gezwungen, mehrsprachige Konzepte zu entwickeln, um ihre Verwaltungsaufgabe wahrnehmen zu können. Grosse Städte wie Zürich zogen mit einer aktiven Standortpolitik Unternehmen an, um sich als Schaltzentren des globalen Kapitalismus zu etablieren.

Vor dem Hintergrund der Globalisierung hat sich also neben der traditionellen helvetischen Problematisierung von Migration ein machtvoller Potenzialdiskurs entwickelt, in dem sich Diversity-Management in Unternehmen, kommerzieller Multikulturalismus im städtischen und medialen Raum, staatliche Integrationsförderprogramme und migrantische Aufstiegsaspirationen verbinden. Im Rahmen einer Marktlogik – und im Gegensatz zum Assimilationsregime – machen sie Differenz und Mehrfachzugehörigkeit öffentlich sichtbar, messen und bewerten sie gemäss ihrem kommerziellen und politischen Nutzen als positiv. Parallel dazu blieben jedoch die Infrastruktur und die Diskurse der Assimilation grundlegend bestehen, etwa in aufenthalts- und niederlassungsrelevanten Deutschkursen und Integrationsklassen oder mit repressiven Einbürgerungsgesetzen. Es stellt sich nun die Frage, wie Potenzial und Problem der Migration zusammenspielen, oder besser: Wie werden sie gegeneinander ausgespielt? Wer ist wann ein Problem oder ein Potenzial? Und für wen?

«Ich habe meine Biografie zu meinem Geschäftsmodell gemacht.»

Das ambivalente Zusammenspiel von Problematisierung und Aufwertung von Migration wird in den Lebenswelten und Biographien von schweizerisch-indischen Secondas und Secondos auf subtile Art deutlich, wie das folgende Beispiel

erläutern soll: Der schweizerisch-südasiatische Unternehmensberater Aftab hatte schon als Kind ein Interesse daran, die Grenzen zwischen der Migrationsfamilie und der helvetischen Normalgesellschaft zu überschreiten. Als Kind realisierte er im Einbürgerungsprozedere «mit aller Wucht sein Ausländersein» und versuchte von da an zwischen den «zwei Welten» zu vermitteln. Wenn die «Gspänli» fragten, warum seine Mutter, die einen Salwaar Kameez trug, so komisch angezogen sei, klärte er diese mit Schalk, Intellekt und einer Spur Besserwisserei über die Vielfalt der Welt auf. Nach unterschiedlichen Jobs im kaufmännischen Bereich etablierte sich Aftab ab den 1990er-Jahren als Journalist mit Fokus Südasien. Während seine Kenntnisse der lokalen Sprachen und Gepflogenheiten der Redaktion als Vorteil galten, war Aftabs Loyalität aus deren Sicht bei politischen Themen nicht über alle Zweifel erhaben. Mit Pioniergeist und dank seinem globalen Horizont begann er vor dem Millennium, indische Software-Spezialisten an Schweizer Unternehmen zu vermitteln. Heute ist er Unternehmensberater, der Schweizer Unternehmen unterstützt, in den wachsenden indischen Märkten Fuss zu fassen. Wichtiges Standbein seiner Arbeit sind Business-Seminare, in denen er Geschäftsleute über «indische» Geschäftskonventionen und Fallstricke in der interkulturellen Zusammenarbeit aufklärt.

Als Unternehmensberater hat Aftab seine Strategie, «zwischen den Welten» zu übersetzen, zu einem Geschäftsmodell gemacht. In der Transformation des globalen Kapitalismus durch die IT-Revolution und durch die Liberalisierung der indischen Märkte konnte er sich als geschickter Selfmademan und Kosmopolit in einer beruflichen Nische etablieren. Im transnationalen Leben zwischen Indien und der Schweiz kann er seine biographischen Erfahrungen der Mehrfachzugehörigkeit legitim aushandeln und weiterentwickeln. Dadurch hat er im Vergleich zu seiner Kindheit in den Zeiten der «Schweizermacher» viel Anerkennung und Autonomie gewonnen. Paradoxerweise sind diese jedoch dadurch bedingt, dass er selbst ständig bestehende Stereotypen und Exotisierungen der Dominanzgesellschaft bedienen muss, um sich diesen Spielraum zu schaffen. Die Spannung der Anpassungsleistung wird noch frappanter, weil Aftab als gebürtiger Muslim im Alltag mit einer zunehmenden Islamophobie konfrontiert ist, die seine legitime Zugehörigkeit zur Schweiz immer wieder in Frage stellt. Diese Zuschreibung bindet die gewonnene Anerkennung und Autonomie immer wieder an das in der Kindheit internalisierte Assimilationsnarrativ, wonach die «Anderen» das «Eigene» bedrohen. In seinem Leben bewegt sich Aftab also zwischen verschiedenen Zuschreibungen als «Anderer», der je nachdem als Potenzial oder als Problem wahrgenommen wird.

«Kosmopolitische Exoten» versus «unassimilierbare Andere»

Die Spannung von Problem und Potenzial schlägt sich noch viel fundamentaler in der gesellschaftlichen Verteilung von

Ressourcen, Rechten und Repräsentation nieder. Exemplarisch zeigte sich dies im Abstimmungskampf zur erleichterten Einbürgerung der «zweiten und dritten Generation» von 2004. Angehörige der «zweiten Generation» sollten erleichtert und Angehörige der «dritten Generation» per Geburt eingebürgert werden. Das «Netzwerk Secondo» kämpfte für die Anerkennung und Aufwertung der «zweiten Generation» und eine multikulturelle und weltoffene Schweiz. Mit dem Slogan «Ohne Migranten keine Pizza» und spielte es auf die Aufwertung der Italianità seit den späten 1980er-Jahren im kommerziellen, urbanen Raum an. Auf der anderen Seite inszenierte die rechtspopulistische Schweizerische Volkspartei (SVP) die Staatsbürgerschaft als letzte Bastion in einem Untergangsszenario der kulturellen und rassistischen Vermischung. Ihr kam eine Hetzkampagne gegen Autoraser aus Kosovo zu Hilfe, in der Angehörige der «zweiten Generation» als potentiell unassimilierbare, kriminelle, ethnisch «Andere» dargestellt wurden. Die erleichterte Einbürgerung wurde abgelehnt.

Dieser Abstimmungskampf offenbarte prägnant eine Spaltung in der öffentlichen Repräsentation der «zweiten Generation»: Auf der einen Seite werden Jugendliche aus Ex-Jugoslawien und Muslime, die vor allem der bildungsfernen Unterschicht angehören, als «unassimilierbare Ausländer» einem sicherheits- und integrationspolitischen Disziplinarregime unterstellt. Auf der anderen Seite gelten «Secondos» aus der Mittelschicht und mit erfolgreichen Bildungsbiographien als kosmopolitische Exoten, die eine weltoffene und globale Schweiz zu repräsentieren vermögen.

«Kosmopolitische Exoten» und «unassimilierbare Andere» sind zwei Narrative der «zweiten Generation», die innerhalb derselben hegemonialen Ordnung des «Eigenen» und des «Anderen» wirksam sind. Statt nach einer essentialistischen nationalen Homogenität zu streben, wie im Assimilationsregime der 1960er- bis 1980er-Jahre, wird heute die öffentliche Bewertung von Migration und kultureller Differenz viel selektiver und situativer vorgenommen. Je nach dem bezeugen sie entweder die erfolgreiche Integration der Schweiz in den Weltmarkt oder markieren umgekehrt den Untergang des kulturellen und ökonomischen Erfolgsmodells der Schweiz. Erst vor dem Hintergrund der Problematisierung des einen wird das Potenzial des anderen verständlich. Es ist eine ausdifferenzierte Auflage der Frage nach «geeigneten» und «nicht-geeigneten» Anderen, die das schweizerische Assimilationsregime seit Beginn des 20. Jahrhundert beschäftigt (Jain/Randeria 2015).

So wie Aftab und Shelly gehören die meisten schweizerisch-indischen Secondos der Mittelschicht an und verfügen über eine solide Bildung. Durch das positive Image indischer Exotik erscheinen sie in der öffentlichen Wahrnehmung und im Alltag vergleichsweise oft als Bereicherung und als Beleg

der Weltoffenheit der Schweiz. Wie aber das Fallbeispiel von Aftab andeutet, sind auch sie einer ständigen Aushandlung zwischen Problem und Potenzial ausgesetzt. Trotz der Ausschlusserfahrung vermögen viele zunehmend ihren Spielraum zur Selbstrepräsentation zu nutzen.

Postmigrantische Gesellschaft jenseits von Problem und Potenzial

Statt das Potenzial von Migration zu betonen, müssten wir anerkennen, dass wir schon längst in einer post-migrantischen Gesellschaft angekommen sind, einer Gesellschaft, die nicht mehr grundlegend durch die Unterscheidung zwischen «Schweizern» und «Migranten» organisiert ist (Espahangizi 2015). Knapp ein Viertel der Bevölkerung hat heute keinen Schweizer Pass, ein Drittel hat Migrationshintergrund; bei den Jungen sind es noch mehr. Auf den Pausenplätzen, in der Migros, in den öffentlichen Verkehrsmitteln, auf den Baustellen und Sportplätzen sowie in den Teppichetagen der Wirtschaft existiert ein Vielfalt von Mehrfachzugehörigkeiten, während Politik und Öffentlichkeit immer aufs Neue um die «wahre» Schweiz und ihre Werte ringen, indem sie Integrations- und Einbürgerungsschrauben anziehen. Viele alltägliche Formen von Mehrfachzugehörigkeit werden dadurch vom legitimen Teil des öffentlichen Lebens ausgeschlossen. Sie verbleiben im blinden Fleck der Mehrheitsgesellschaft. Das Frustrierende daran ist nicht, dass die Gesellschaft dadurch «Potenzial», sondern dass sie dadurch an Demokratie, sozialer Gerechtigkeit sowie an Realitäts-sinn verliert.

Das Beharren auf einem alten Modell der Gesellschaft, das Migration als Anomalie statt als Normalität definiert, verhindert schliesslich den produktiven sozialen Wandel, der in der post-migrantischen Gesellschaft angelegt ist und nur durch strukturelle Gewalt eingedämmt werden kann. So schreibt der Migrationsforscher Mark Terkessidis unaufgeregt: «Die Vielheit ist eine Tatsache; warum also sollte man nicht versuchen, aus der Vielheit das Beste zu machen, sie als Quelle der Erneuerung zu nutzen?» In dem Sinne täte es not, verborgenen Lebensweisen und Mehrfachzugehörigkeiten einen legitimen Platz in der politischen und kulturellen Öffentlichkeit einzuräumen. Aber unabhängig davon, ob die Dominanzgesellschaft dazu bereit ist, Migrantinnen und Secondos wie Aftab spielen in den Zwischenräumen der Gesellschaft mit den Bewertungen und Phantasien, die die Dominanzgesellschaft mit den «Anderen» verbindet, und kämpfen so für eine legitime Zugehörigkeit in der Schweiz.

Literatur

Bundesrat, 1967, Bericht des Bundesrates an die Bundesversammlung über das Volksbegehren gegen die Überfremdung (Vom 29. Juni 1967). In: Bundesblatt Jahrgang 119, Band 2, 69–118.

Jain, Rohit, 2014, Zwischen Assimilation, Exotik und globaler indischer

La deuxième génération entre potentiel et problème

S' appuyant sur l'exemple de la « deuxième génération », l'article propose une réflexion sur la stratégie consistant à baser un changement de la société migratoire suisse sur le débat du potentiel. Dans le contexte de la mondialisation et de la logique de marché qui en découle, la migration ainsi que les expériences migratoires sont devenues des atouts pour renforcer la position de la Suisse dans la compétition mondiale. Le multiculturalisme commercial dans les villes, de même que la demande de compétence interculturelle ou de diversité, permettent aux immigrés de la deuxième génération d'accéder à de nouveaux espaces de reconnaissance publics et, partant, de tirer profit de leur multi-appartenance. Cependant, ces espaces restent fortement conditionnés par le pouvoir de décision de la société dominante. De plus, seules certaines catégories de « secondos » peuvent accéder à ces espaces de reconnaissance cosmopolitiques, tandis que « d'autres non assimilables » sont criminalisés et disciplinés.

Le débat qui met l'accent sur le potentiel ne supprime donc pas le régime de l'assimilation, mais le complète en fonction des nouveaux besoins de la société dominante. Et même si certains secondos et secondos parviennent à se frayer un chemin entre potentiel et problème, ils ne peuvent qu'exceptionnellement vivre leur multi-appartenance sans compromis.

Moderne. Transnationale Subjektivierungsprozesse von « Inner-Innen der zweiten Generation » aus der Schweiz. Dissertation, Universität Zürich.

Jain, Rohit; Randeria Shalini, 2014, Wider den Migrationskomplex – Perspektiven auf eine andere Schweiz. In: Swietlik, Iwona; Friedrich, Bettina (Hrsg.): Sozialalmanach 2015: Das Caritas-Jahrbuch zur sozialen Lage der Schweiz. Schwerpunkt: Herein. Alle(s) für die Zuwanderung. Luzern: Caritas, 199–210.

Kury Patrick, 2003, Über Fremde reden. Überfremdungsdiskurs und Ausgrenzung in der Schweiz 1900–1945. Chronos-Verlag: Zürich.

Schmid, Carl Alfred, 1900, Unsere Fremdenfrage. Zürich: J. Leemann.

Schweizerischer Verband der Bürgergemeinden und Korporationen (SVBK) (Hrsg.), 1989, Ausländer in der Gemeinde. Bern: Eidgenössische Kommission für Ausländerprobleme.

Terkessidis, Mark, 2010, Interkultur. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Wottreng, Willi, 2000, Ein einzig Volk von Immigranten. Die Geschichte der Einwanderung in die Schweiz. Zürich: Orell Füssli.

Rohit Jain ist Soziologe und Sozialanthropologe und forscht über Migration, Globalisierung und Postkolonialismus. Er arbeitet als wissenschaftlicher Koordinator am «nccr – on the move» in Neuenburg. Er ist Ko-Präsident der Stiftung Gertrud Kurz in Bern.





Foto Mamadou Ndiyane

Au-delà de la culture et du territoire. La jeunesse globale.

Les enfants issus de la mobilité internationale ont acquis des compétences de médiation et d'empathie par leur socialisation ; ils ont aussi appris à penser leurs divers territoires d'appartenance simultanément et savent qu'il y a diverses solutions à un même problème – une connaissance de la relativité de la vérité. Ces enfants sont, sans forcément le savoir, une élite capable de relier ensemble, dans des projets communs, des groupes et des personnes qui se distinguent par leur idéologie, philosophie ou religion. Pour dépasser l'expression désuète d'orientation assimilatrice de *deuxième génération*, nous proposons d'appeler simplement ces enfants, issus de la mobilité internationale, la *jeunesse globale*.

Depuis un siècle, la sociologie s'intéresse aux destins des enfants qui sont nés de parents étrangers. L'école de Chicago, dans les années 1920, postule un parcours linéaire vers l'acculturation et l'assimilation qui se définissaient comme une adaptation automatique aux modes de vie et aux coutumes d'un lieu. Ainsi, la première génération – sacrifiée, car sans aucune possibilité d'accéder à cette assimilation prévue et à l'ascension sociale – ouvrait la voie à une participation complète de la deuxième génération à la société états-unienne, y compris à l'ascension sociale (Thomas et Znaniecki 1918). Elle profitait d'ailleurs d'un accès immédiat à tous les droits, le *ius solis* permettant dès la naissance l'acquisition de la citoyenneté américaine confirmant en force le phénomène dit de *melting pot* (Hirschman 1983).

L'école de Chicago – longtemps la référence pour l'analyse des politiques urbaines et migratoires – différenciait son argument assimilationniste à partir des années 1940. Ce sont les observations de William Foote Whyte dans sa *Street Corner Society* (Whyte 1943) qui, en analysant les gangs italiens, ouvrait la voie à l'idée de divers parcours d'assimilation : les deuxièmes générations se révélaient capables de

s'assimiler à la société américaine dans tous les aspects que cette société produisait.

Ainsi, l'apprentissage d'un vivre criminel n'était rien d'autre que l'assimilation à une logique présente dans la société américaine. Du coup, les deuxièmes générations pouvaient prendre l'ascenseur vers la société honorable ou descendre dans les méandres de la criminalité. Les deux parcours étaient des formes d'assimilation (Portes et Zhou 1993).

De l'assimilation au multiculturalisme

Cette argumentation ouvrira un potentiel d'interprétations qui modifie la logique de ce qui était jusque-là nommé assimilation et acculturation. Tout d'abord, les segments d'assimilation semblaient être illimités. Non seulement le choix entre criminalité et classe moyenne était en effet à disposition dans la société états-unienne, mais aussi une multitude, croissante d'ailleurs, de choix de vie, tous faisant partie de ce pays des *différences*.

Une fois ce pas franchi, la question n'était plus le segment d'appartenance, mais tout simplement l'existence dans la différence qui se réinventait tous les jours. Si l'école de Chicago mettait en évidence les acteurs et leurs comportements, c'était du coup la société qui imprimait aux acteurs ses caractéristiques. Le paradigme du *multiculturalisme* se substitua ainsi à l'idée d'une direction de l'acculturation ou de l'assimilation. S'assimiler n'était plus possible parce que la société n'avait plus de caractéristiques fortes qu'on pouvait suivre. Elle était par définition composée de personnes libres de garder ou de changer d'identité. S'assimiler perdait son sens, parce que devenir membre de cette société signifiait ainsi de garder son identité ou de la flexibiliser, d'être libre de se réinventer tous les jours (Kymlicka 1995).

L'idée de la flexibilité identitaire n'avait par contre pas fait les comptes avec une société en quête de sens, avec des individus qui cherchaient des points de repère dans leur vie qui pouvaient se refléter dans l'identité, la stabilisant et la rendant non pas *liquide* (Bauman 2000), mais, tout au contraire,

immuable. Les modèles du *melting pot*, du *multiculturalisme* ou encore de la société hyper-segmentée s'annoncent comme un leurre à des sociétés et des nations qui abandonnent les repères religieux et idéologiques. Les analyses se succèdent, mettant le doigt sur les problèmes que les sociétés des différences peuvent créer aux individus : désorientation (Sennett 1998) ; individualisation, atomisation et pertes du sens d'appartenance (Putnam 2000) ; déresponsabilisation pour la chose commune qu'on n'identifie plus comme la sienne (Habermas 1992).

Du multiculturalisme à la société des différences

A la place de ces concepts se développent des descripteurs des sociétés de la différence qui en font un fait, par exemple l'idée du pluriculturalisme et encore le concept de super-diversité (Vertovec 2007). Rogers Brubaker, dans son essai – qui a eu un grand écho – sur le *retour de l'assimilation*, part du point de vue qu'il n'y a pas de retour à une société uniforme – où l'assimilation dans un sens banal était possible –, mais qu'il faut du coup partir d'une situation dans laquelle la règle est la différence et qu'aucun mode de vie ne peut se définir destinataire d'une orientation assimilatrice ou demander qu'on le suive (Brubaker 2001). La complexité du monde des différences qui se déploie, comme dans un scénario de Star Trek, ne peut se réduire à une seule culture pré-définie et figée.

Ce monde des différences pose par contre un autre problème, à savoir le lien entre l'individu et la société. C'est sur ce point que Brubaker mobilise le terme d'assimilation – peut-être pas le plus heureux – pour dire que les sociétés de la différence nécessitent une orientation commune sur la manière d'organiser le vivre ensemble (Brubaker 2001: 543). L'assimilation devient, dans ce sens, un concept abstrait, indiquant que les sociétés sont par définition hétérogènes, mais transforment continuellement leur hétérogénéité, dans le temps et à travers les générations, et ceci dans un processus collectif et non pas individuel. Au niveau de l'individu, ce processus est inconscient. Il ne peut pas s'assimiler, mais entre dans un fleuve sociétal vers des choix de vie en commun, avec des règles et certaines orientations partagées.

Si Brubaker introduit l'idée de base d'une société hétérogène, il continue néanmoins à penser qu'un modèle de référence (non pas culturelle, mais socio-économique) existe, que la sédentarisation multigénérationnelle est la règle et que, finalement, *une* seule logique, d'ailleurs non consciente, sous-entend l'assimilation. Ces trois arguments sont hautement discutables. Non seulement l'idée de l'existence d'un modèle socio-économique par territoire est mise en cause par la recherche sur les villes qui insiste sur la présence simultanée de plusieurs modèles socio-économiques

(voir par exemple : Donzelot et al. 2001 ou encore Sassen 2002), mais aussi celle qui veut que la sédentarisation soit un mirage dans la société des mobilités (voir Urry 2000). Enfin, penser que l'assimilation ou l'incorporation se fasse dans une seule logique sous-estime la présence simultanée de diverses stratégies mises en place par divers agents.

Les entrepreneurs du social

Si l'idée de l'assimilation qui a dominé le 20^e siècle est aujourd'hui abandonnée, voire modifiée par le simple fait de l'hétérogénéité au point de relativiser toute idée de cultures de référence liées à des territoires, nous nous trouvons devant des sociétés qui sont fondamentalement centrifuges et organisées en petits groupes, voire en individus sans référence territoriale ou culturelle unique. Des signes de l'existence de ces sociétés sans identité se voient

- d'un côté dans les recherches exaspérées et politiquement instrumentalisées d'identités de référence dans les traditions appartenant à d'autres temps et à d'autres formations sociétales – comme si la bravoure d'un Winkelried n'était pas celle de tous les héros se sacrifiant, mais un élément identitaire d'un territoire spécifique;
- de l'autre côté dans l'importance capitale de personnes qui investissent dans la création de liens entre les différences – que ce soit des liens entre des groupes ou entre des individus dans le but de *faire société*. La question de savoir qui crée ces liens – qui sont ces agents qui structurent la société – devient ainsi fondamentale.

Ces agents, véritables entrepreneurs du social, possèdent des caractéristiques qui peuvent se résumer par les compétences d'empathie et de médiation, dans l'expérience de la déterritorialisation sociale et dans la connaissance d'hétérogénéités différentes.

Ces compétences, expériences et connaissances s'acquièrent par des parcours de vie – assumés – du vivre non seulement dans des sociétés hétérogènes, mais en se trouvant régulièrement à l'intersection entre les différences, qu'elles soient réelles ou symboliques. Ces parcours de vie sont partagés par les enfants des parents étrangers, par les personnes qui ont vécu, par choix ou par travail, des mobilités territoriales (Doan et al. 2014).

Dans le cas des enfants issus de la mobilité internationale, l'empathie naît dans la confrontation entre les parents et leur environnement durant toute l'enfance et le besoin, voire la nécessité, de faire la médiation entre ces réalités familiales et externes. Cette compétence s'acquiert *volens nolens*, tout au long de l'enfance jusqu'à l'âge du jeune adulte, quand l'école veut parler aux parents, quand des problèmes de

santé demandent une aide par des personnes issues du monde sanitaire, quand des contrats sont signés ou encore quand les impôts sont à payer. Souvent une simple demande de traduction devient une implication, une visite d'un voisin, une médiation avec, au centre, les enfants ou les jeunes (Bolzman et al. 1987).

La capacité de détacher un mode de vie d'un territoire – la capacité de se décentrer à tout moment d'un lieu – fait aussi partie du vécu des enfants issus de la mobilité internationale quand les vacances arrivent et ces personnes sont amenées à se déplacer avec les territoires multiples du vécu incorporé dans leurs esprits. Le monde apparaît du coup global, simplement par l'expérience de pouvoir vivre ses territoires simultanément (Cattacin et Domenig 2012). Cette possibilité de déterritorialisation est encore plus facilitée par l'espace digital qui permet d'incorporer dans ces décisions prises au lieu A les cousins qui vivent aux lieux B et C (Nedelcu 2012).

Cette continuelle confrontation du divers au même moment amène aussi à l'expérience de pouvoir lire des situations précises de différentes manières. Ce regard décalé permet non seulement d'apporter d'autres solutions à des problèmes concrets, mais dans la combinaison des compétences, expériences et connaissances de l'autre, de produire des solutions constructives, incorporant les différences – appelons-les des compromis.

Le renouvellement continu de projets communs

Si les dynamiques d'assimilation et d'acculturation faisaient partie d'une configuration sociétale spécifique et pouvaient être utilisées pour décrire des sociétés où tout le monde devait se soumettre à une logique uniforme – à savoir les sociétés industrielles et fordistes (Cattacin 2014) –, nous constatons qu'elles ne peuvent plus être utilisées de manière prescriptive ou descriptive, car nos sociétés se renouvellent seulement s'il y a des agents capables de relier les parties différentes par des projets communs. Nous avons identifié

chez les jeunes issus de la mobilité internationale ces agents qui, par leurs parcours, ont appris à créer des sociétés.

Ces parcours sont loin de produire les mêmes caractéristiques chez tous les jeunes issus d'une mobilité internationale. Par contre, nous pouvons affirmer qu'elles sont majoritaires et qu'un abandon conscient des référentielles aux origines (par un discours ou par l'évitement de pratiques appartenant à la socialisation familiale) peut être pénalisant, amener à une perte de ces caractéristiques et, par exemple, un risque d'une performance scolaire moindre (Gibson 1995). En d'autres mots : dans les sociétés des différences est favorisé qui maintient des identités complexes ; s'assimiler ou forcer l'assimilation serait dommageable pour l'individu et pour les sociétés des différences.

Dans nos sociétés hétérogènes, les compétences que les enfants issus de la mobilité internationale reçoivent dans leur berceau prennent un rôle primordial dans la création ponctuelle de liens, donc dans le renouvellement continu de projets communs. Ces compétences centripètes constituent une chance pour notre société ; nous dirions même que, sans elles, nous ne pourrions plus penser nos sociétés (Cattacin et al. 2015 [forthcoming]).

Die Kinder der internationalen Mobilität

Wurden mit dem Begriff der Assimilation Gesellschaften, in denen sich alle der gleichen Logik unterziehen mussten, zutreffend charakterisiert, so stellen wir heute fest, dass er weder als normativer noch als deskriptiver Begriff taugt, denn unsere Differenzgesellschaften können sich nur erneuern dank Akteuren, die fähig sind, die verschiedenen Teile in gemeinsamen Projekten zusammenzuführen. Solche Akteure können bei den von der internationalen Mobilität geprägten Jugendlichen ausgemacht werden. Denn sie haben in ihrem Leben gelernt, Verbindungen und damit Gesellschaften aufzubauen.

Ihre Lebensgeschichte führt längst nicht bei allen Jugendlichen, die von internationaler Mobilität geprägt sind, zur Ausbildung dieser Eigenschaften. Es zeigt sich jedoch, dass dies bei den meisten der Fall ist und dass sich die bewusste Abkehr von den eigenen Wurzeln nachteilig auswirkt. Mit anderen Worten: In den Differenzgesellschaften haben Individuen mit komplexen Identitäten einen Vorteil. Sich zu assimilieren oder die Assimilation zu erzwingen, schadet den Individuen wie auch den Differenzgesellschaften selbst.

Bibliographie

- Bauman, Zygmunt**, 2000, *Liquid Modernity*. Cambridge: Polity Press.
- Bolzmann, Claudio, Rosita Fibbi et Carlos Garcia**, 1987, «La deuxième génération d'immigrés en Suisse: catégorie ou acteur social?» *Revue européenne de migrations internationales* 3(1-2): 55-72.
- Brubaker, Rogers**, 2001, «The return of assimilation? Changing perspectives on immigration and its sequels in France, Germany, and the United States.» *Ethnic and Racial Studies* 24(4): 531-548.
- Cattacin, Sandro**, 2014, «Fordist Society and the Person.» *Studi Emigrazione/Migration Studies* LI(196): 557-566.
- Cattacin, Sandro et Dagmar Domenig**, 2012, *Inseln transnationaler Mobilität. Freiwilliges Engagement in Vereinen mobiler Menschen in der Schweiz*. Genève, Zürich: Seismo.
- Cattacin, Sandro, Rosita Fibbi et Philippe Wanner** (éd.), 2015 [forthcoming], *The New Second Generation*. Special Issue of the *Swiss Sociological Review*. Zurich: Seismo.
- Doan, Minh-Thuy, Nicolas Favez et Éric D. Widmer**, 2014, «Coparentage et logiques configurationnelles dans les familles recomposées et de première union.» *Politiques sociales et familiales*: 45-57.
- Donzelot, Jacques, Catherine Mével et Anne Wyvekens**, 2001, *Faire société. La politique de la ville aux États-Unis et en France*. Paris: Seuil.
- Gibson, Margaret A**, 1995, «Additive acculturation as a strategy for school improvement.» *California's immigrant children: Theory, research, and implications for educational policy*: 77-105.
- Habermas, Jürgen**, 1992, *Faktizität und Geltung*. Frankfurt M.: Suhrkamp.
- Hirschman, Charles**, 1983, «America's Melting Pot Reconsidered.» *Annual Review of Sociology* 9: 397-423.
- Kymlicka, Will**, 1995, *Multicultural Citizenship. A Liberal Theory of Minority Rights*. Oxford: Clarendon Press.
- Nedelcu, Mihaela**, 2012, «Migrants' new transnational habitus: rethinking migration through a cosmopolitan lens in the digital age.» *Journal of Ethnic and Migration Studies* 38(9): 1339-1356.
- Portes, Alejandro et Min Zhou**, 1993, «The New Second Generation: Segmented Assimilation and its Variants.» *The ANNALS of the American Academy of Political and Social Science* 530(1): 74-96.
- Putnam, Robert David**, 2000, *Bowling alone: The collapse and revival of American community*. New York: Simon & Schuster.
- Sassen, Saskia** (éd.), 2002, *Global networks, linked cities*. New York: Routledge.
- Sennett, Richard**, 1998, *The corrosion of character: the personal consequences of work in the new capitalism*. New York: Norton.
- Thomas, William Isaac et Florian Znaniecki**, 1918, *The Polish peasant in Europe and America: Monograph of an immigrant group*. Chicago: University of Chicago Press.
- Urry, John**, 2000, *Sociology Beyond Societies. Mobilities for the twenty-first Century*. London and N.Y.: Routledge.
- Vertovec, Steven**, 2007, «Super-diversity and its implications.» *Ethnic and Racial Studies* 30(6): 1024-1054.
- Whyte, William Foote** (1943). *Street corner society: the social structure of an Italian slum*. Chicago: University of Chicago Press.

Sandro Cattacin est directeur de l'Institut de recherches sociologiques de l'Université de Genève. Il s'intéresse aux conséquences de la société des différences.

Im Wartesaal der Integration.

Wann endet Migration? Die Frage scheint simpel und eine spontane Antwort könnte lauten: Wenn man ankommt. Doch wann genau ist man angekommen? Heute liegt es nahe zu sagen: Angekommen ist, wer sich integriert hat. Doch auch diese Antwort ist keineswegs selbsterklärend. Was heisst Ankommen durch Integration genau? Wer legt fest, wie Integration stattzufinden hat und wozu? Für wen ist Integration möglich und für wen nicht? Wer entscheidet, wann und unter welchen Bedingungen das Ankommen durch Integration gelingt oder scheitert?

Wann endet Migration im Zeitalter der Integration? Die Antwort auf diese Frage ist komplex und liegt offensichtlich nicht im individuellen Ermessen derjenigen, die migriert sind. Es reicht, sich vor Augen zu führen, dass Migrationserfahrungen in den offiziellen Statistiken sogar noch bei den Kindern und Kindeskindern von Migrantinnen und Migranten im Hintergrund weiterlaufen, und zwar unabhängig davon, ob sich das mit der Selbst-Wahrnehmung und den autobiografischen Erzählungen dieser Menschen deckt oder nicht. Wann und auf welche Weise man nach einer Migrationserfahrung als «angekommen» gelten darf, richtet sich also vielmehr nach gesellschaftlichen Vorstellungen und Vorgaben.

Meine eigene Migration dauerte gefühlt nicht lange, genauer gesagt 5 Stunden 41 Minuten. Sie begann am Nachmittag des 1. Juni 2006 in Köln-Nippes und endete kurz vor Mitternacht, als ich den Motor meines vollgepackten VW-Busses auf einem Parkplatz in Zürich abstellte. Das Abziehen des Schlüssels aus dem Zündschloss markiert in meinem Gedächtnis den Moment, an dem ich in der Schweiz ankam. «Ich bin da, es kann losgehen!» – so mein aus heutiger Sicht fast schon naiv anmutendes Gefühl des Ankommens damals. Naiv deshalb, weil mir in dem Moment noch nicht bewusst war, dass offenbar schon wenige Stunden einer Biografie ausreichen, um zusammen mit den anderen Menschen «mit

Migrationshintergrund» im Wartesaal der Integration festzusetzen.

Integration und Ankommen in der postmigrantischen Gesellschaft

Vergleicht man das Modell des Ankommens im Zeitalter der Integration mit gesellschaftlichen Vorläufern, so kann man von einem gewissen Fortschritt sprechen. Das Nachkriegsmodell der sogenannten «Gastarbeit», das in Mitteleuropa so lange das Bild der Einwanderung geprägt hat, sah dezidiert kein Ankommen vor. Auch in der Schweizer Variante, der Saisonarbeit, ging es nur darum, den Zu- und Abfluss von Arbeitskräften für die nationale Wirtschaft am (Kreis-)Laufen zu halten. Doch wir wissen längst, dass Menschen sich einrichten und bleiben, auch wenn dies explizit nicht erwünscht ist, und dass sie das auch während der Zeit der sogenannten Gastarbeit massenhaft taten.

Die heutige Integrationspolitik ist eine um Jahrzehnte verspätete Reaktion auf die Tatsache des ungeplanten Ankommens, Einrichtens und Bleibens von Gastarbeiterinnen und Gastarbeitern in der Schweiz, und das ihrer Kinder und Kindeskinde. In der Forschung spricht man von «postmigrantischen Gesellschaften», also von Gesellschaften *nach der Migration* (Tsianos & Karaklyali 2014, Yildiz & Hill 2015, Foroutan u.a. 2015). Damit ist nicht gemeint, dass diese Gesellschaften eine «historische Phase» der Arbeits- und auch Fluchtmigration hinter sich gelassen hätten und nun keine Zuwanderung mehr erleben würden – im Gegenteil, Migration ist hier eine Konstante. Es handelt sich vielmehr um Länder, die wie die Schweiz, Deutschland oder Österreich viel zu spät angefangen haben, zu realisieren, dass Menschen angekommen sind, ohne dass dies überhaupt vorgesehen war. Doch während nicht sein konnte, was nicht sein durfte, haben sich Bevölkerungsstruktur und soziokulturelle Lebenswirklichkeiten in diesen Ländern in den letzten Jahrzehnten längst tiefgreifend durch Migration verändert.

Hatte man lange Zeit die Augen vor dem Faktum des Ankommens und Bleibens zugewanderter Menschen verschlos-

sen, so zielt heutige Integrationspolitik darauf ab, deren Ankommen in staatlich geregelte Bahnen zu lenken. Das ehemals grundsätzlich negierte Ankommen wird nunmehr fast schon zum Imperativ: *Ankommen!* heisst die Devise der Integrationspolitik, jedoch nur nach vorgegebenen Bedingungen und auch nicht wirklich für alle. Es gibt weiterhin viele, denen auch heute die Möglichkeit zu einem Ankommen grundsätzlich vorenthalten wird, etwa durch Verweigerung legaler Einwanderungsoptionen und Ablehnung von Asylanträgen. Die Annahme der Minarett-Initiative hat aber auch deutlich gemacht, dass sogar eingebürgerten Menschen mit Migrationsgeschichte das Ankommen auf symbolischer Ebene dauerhaft verstellt bleiben soll. Die Botschaft des Stimmvolks war klar und deutlich: Der Islam erhält in der Schweiz keine offizielle Niederlassungsbewilligung, geschweige denn das Bürgerrecht, und das, obwohl er längst da ist.

Das heutige Integrationsregime ist dem Namen nach voll auf Ankommen eingestellt, und doch entpuppt es sich bei genauerer Betrachtung auch als ein Versuch, selbiges zu erschweren, zu verzögern, einzuschränken, ja zu verunmöglichen. Sicherlich hat das Zeitalter der Integration auch neue Infrastrukturen und Dienstleistungen der «Ankommensermöglichung» mit sich gebracht hat. Doch im Kern geht es darum, die faktisch längst angekommene postmigrantische Vielfalt und deren unkontrollierte Ankommensprozesse wieder «in den Griff» zu kriegen. Dabei wird Integrationspolitik immer wieder durch regelrechte mediale Paniken angetrieben: Postmigrantische Vielfalt wird hier als ungezügelter Wuchern von Parallelgesellschaften, als gesellschaftliche Fragmentierung, als kultureller Werteverlust, ja als drohender zivilisatorischer Niedergang dargestellt und wahrgenommen. Der Politik kommt dabei die Aufgabe zu, das vermeintlich migrationsbedingte, in Wirklichkeit aber selbstinszenierte Chaos wieder unter Kontrolle und *in Ordnung* zu bringen. Es geht vor allem darum, *gefühlte* «die Oberhand» zurückzugewinnen und dieses Machtgefühl dem selbsternannten «autochthonen» Stimmvolk bei der nächsten Wahl zu verkaufen. Und so schraubt sich die Eskalationsspirale von Medien und Politik europaweit in zunehmend restriktivere politische Programme hinein und schürt migrations- bzw. fremdenfeindliche Ressentiments, die immer häufiger von besorgten Bürgerinnen und Bürgern als handfeste Handlungsanweisungen verstanden werden. Doch auch eine Politik, die weniger auf strikte Abwehr denn auf bedingte Integration aus ist, bedient diesen Teufelskreis, wenn sie obrigkeitsstaatlich festlegt, welche Formen des Ankommens als legitim gelten dürfen und welche nicht.

Migration und Integration als Obsession

Postmigrantische Gesellschaften wie die Schweiz sind nicht allein durch die Tatsache gekennzeichnet, dass viele Menschen eingewandert bzw. angekommen sind und sich Bevölkerungsstrukturen und Lebenswelten längst dadurch

transformiert haben, sondern auch durch eine regelrechte «Obsession» mit dem Themenkomplex Migration und Integration (Spielhaus 2014). Während dieser im öffentlichen und politischen Diskurs vornehmlich problematisiert wird, scheint es gleichzeitig kaum noch Bereiche zu geben, die *nicht* auf Migration und Integration bezogen werden: wirtschaftliche und demografische Entwicklung, Kriminalität, Gesundheit, Bildung, Wohnen, Armut, Urbanisierung, ÖV, Religion, Sexismus, Homosexualität, Sport, Musik und Kultur, Geschichte etc. Das beste Beispiel für diese Obsession ist die politische Rechte, die einerseits Migration/Integration zum Sündenbock ihrer populistischen Politik auserkoren hat und andererseits nicht mehr ohne das Thema auskommt. Die SVP ist, so absurd das klingen mag, längst *die* Partei der Migration und Integration. Dieser seit den 1990er-Jahren stark expandierende «Migrations-Integrations-Komplex», wie ich dieses Phänomen nennen möchte, kennt jedoch nicht nur den Modus der Problematisierung, sondern zugleich auch den empathisch-positiven Bezug, etwa in Konzepten wie «Einwanderungsgesellschaft» und «Diversity». Migration und Integration gelten hier nicht als Gefahr, sondern umgekehrt als «Ressource», «Bereicherung» und «Chance». Doch auch wenn sich die beiden Deutungspole, Gefahr einerseits und Potenzial andererseits, politisch diametral gegenüberstehen – und auch wenn einem letzterer politisch näher liegen mag – so handelt es sich um zwei Seiten einer Medaille. Denn wenn die Realitäten der Migration und der postmigrantischen Vielfalt wirklich als gesellschaftliche Normalität akzeptiert wären, bräuchte es weder das eine noch das andere.

Das historische Erbe der Integration

Ein zentrales Charakteristikum des «Migrations-Integrations-Komplexes» in postmigrantischen Gesellschaften ist das wechselseitige Ineinandergreifen von politisch-medialen Diskursen einerseits, die nicht selten die Form von Panik annehmen, und einem zutiefst technokratischen Zugang zu Migration und Integration andererseits. Politik und Verwaltung greifen hier im Sinne von «evidence-based governance» vor allem auf die Expertise der policy-orientierten Migrations- und Integrationsforschung zurück. Leider wird hier übersehen, dass die Erkenntnisse und Modelle, mit denen diese Wissenschaften das Ankommen von Migrantinnen und Migranten bzw. von deren Nachkommen untersuchen und beschreiben, selbst keineswegs wertfrei sind, wie die Beispiele der Assimilationstheorie und des Generationenmodells verdeutlichen. Beide Erklärungsmuster reichen wissenschaftlich in eine Zeit zurück, die auch in der Schweiz dezidiert durch die Vorstellungswelt des europäischen Kolonialismus geprägt war.

Fast während des gesamten 20. Jahrhunderts wurde Ankommen in der Schweiz nicht als Integration, sondern als Assi-

milationsprozess gedacht: als vollständige und einseitige Anpassung der vermeintlich «Fremden» an das Schweizer-tum. Doch stand (und steht) dieser Weg nicht allen offen. Ob Assimilation gelingen kann, hängt in dieser Vorstellung von der «Rasse» bzw. der «kulturellen Nähe» der Zugewander-ten ab, die in drei Stufen eingeteilt wird: 1. grundlegend fremd ohne Hoffnung auf Assimilation (gemeint waren vor allem Ostjuden, Muslime, Schwarze); 2. nicht ganz so fremd mit Chance auf Assimilation (z.B. Südeuropäer) und 3. «ver-wandt» (weiss, christlich, nordwesteuropäisch). Dass dieser alte kolonialistische Rassismus in der Schweiz heute unter anderen Namen weiter fortlebt, zeigt sich nicht nur im «Drei-Kreise-Modell» der Schweizer Zuwanderungspolitik in den 1990er-Jahren. Wenn also die Assimilationsidee heutzutage hinter den Integrations-Begrifflichkeiten immer wieder deut-lich durchscheint, dann liegt das zum einen daran, dass alte Formen kulturellen und institutionellen Ausschlusses durch das Einführen neuer Begriffe nicht einfach verschwinden. Zum anderen gibt es aufgrund der historischen Verbindung strukturelle Ähnlichkeiten: Sowohl Assimilation als auch In-tegration implizieren eine Art «nationalen Behälter», in den sich das zugewanderte «Fremde» in einem geregelten Pro-zess stufenweise einzugliedern hätte. Dass niemand per se fremd ist, sondern wenn dann *fremd gemacht* wird, und dass es keine homogenen Nationen/Kulturen gibt, sollte gerade mit Blick auf die «multikulturelle» Schweizer Geschichte sofort einleuchten (vgl. Jain & Randeria 2015). Der Begriff der Integration ist also problematisch, auch wenn er unter anderem von Migrantinnen und Migranten dezidiert als Ge-genmodell zur Assimilation ins Feld geführt wurde. Doch von diesem widerständigen Geist ist im Zeitalter obrigkeits-staatlicher Integrationsvereinbarungen, die «fördern und for-dern» und die «Leistung für Gegenleistung» verlangen, we-nig übriggeblieben.

Alles in allem verwundert es nicht, dass ausgehend von den Nachbarländern nunmehr auch in der Schweiz dieses assi-milative Integrationsverständnis grundlegend kritisiert wird. Statt von Integration zu reden, sollte es um die Frage von Demokratie, gerechter Teilhabe und um das Recht auf Rech-te gehen.

Ein zweites technokratisches Modell des Ankommens, das den «Migrations-Integrations-Komplex» prägt, ist die Ge-nerationenabfolge. Ankommen findet hiernach nicht inner-halb der Lebensspanne von denjenigen statt, die selbst mi-griert sind, sondern erstreckt sich auf die zweite und dritte Generation, ja sogar darüber hinaus. Hier wird der Anspruch erhoben, postmigrantisches Ankommen als objektivierbaren Prozess modellieren zu können, der trotz der empirischen Vielfalt bestimmte allgemeine Regelmässigkeiten aufweist und der vor allem eines ist: langwierig. Dass die zweite und dritte Generation auch nach der jüngsten Bürgerrechtsrevi-sion in der Schweiz nicht automatisch eingebürgert werden,

zeigt, wie etabliert dieses Modell ist. Das rein «deskriptive» Generationsmodell des Ankommens bildet demnach die ge-sellschaftliche Wissensgrundlage, auf der längst angekom-men Mitmenschen ihr Bürgerrecht wie selbstverständlich vorenthalten wird. Kurzum: Es legitimiert Ausgrenzung.

Leben mit Migrationshintergrund

Die Vorstellung eines generationenübergreifenden An-kommensprozesses kommt auch im vergleichsweise neuen Begriff des «Migrationshintergrundes» zum Ausdruck. Die Bezeichnung kam in den 1990er-Jahren vor allem in Deutschland auf, und wurde dann Anfang der 2000er-Jahre auch in der Schweiz als offizielle Kategorie staatlicher Be-völkerungstatistiken eingeführt. Nicht zufällig etablierte sie sich hier zur selben Zeit die umkämpfte Figur des «Secon-dos» bzw. der «Seconda», in der sowohl Diskriminierung als auch Selbst-Empowerment der zweiten Generation zum Ausdruck kommen. Sowohl «Secondo/a» als auch «Migra-tionshintergrund» weisen die typische Ambivalenz von Bezeichnungen auf, die einerseits gesellschaftliche (Aus-grenzungs-)Realitäten sichtbar machen bzw. kollektives Be-wusstsein befördern und andererseits Kategorien der Aus-grenzung bilden, affirmieren oder verstärken (Supik 2014). So mag es in der Tat sinnvoll sein, den «Migrationshinter-grund» von Schweizerbürgerinnen und -bürgern zu erfassen, wenn die Dominanzgesellschaft, faktisch trotz des roten Pas-ses nach dieser Kategorie ausgrenzt. Diskriminierung und struktureller Rassismus lassen sich so statistisch belegen.

Die Einführung dieser Kategorie hat gleichzeitig aber auch zu einer Zuschreibung von Fremdheit in neuem Gewand ge-führt, die viele Menschen in der Schweiz verständlicherwei-se dezidiert ablehnen. Der wachsende Anteil an «Menschen mit Migrationshintergrund» stellt das Verhältnis von ver-meintlich aufnehmender Mehrheitsgesellschaft und aufzu-nehmender Minderheit in der Schweiz längst quantitativ und qualitativ in Frage. Doch diese Verschiebung ist nicht ein-fach Ergebnis von «Masseneinwanderung», sondern Effekt einer selbstgeschaffenen Unterscheidungskategorie, die zu einer sozialen Realität geronnen ist (vgl. Foroutan 2010, Karakayali & Tsianos 2014).

So hat sich rund um den neuen Begriff des «Migrationshin-tergrunds» ein generationenübergreifender Dauer-Wartesaal für alle vermeintlichen Fremden, Ausländer, Einwanderer und Migranten herausgebildet. Ankommen wird hier zu ei-nem stetig entrückenden Fernziel – und Integration zu einem permanenten Ausnahmezustand. Wer in diesem Wartesaal sitzt, ist noch nicht angekommen, und wer nicht angekom-men ist, ist auch nicht wirklich da, und wer nicht wirklich da ist, gehört nicht wirklich zur Schweiz, und wer nicht wirk-lich dazu gehört, muss auch nicht gleich berechtigt, gleich repräsentiert, gleich beteiligt werden, und wer das ist nicht

ist, bleibt im Wartesaal – so der Zirkelschluss einer Gesellschaft, in der Migration zugleich längst allgegenwärtig und integraler Bestandteil der Lebenswelten ist und doch weiterhin als provisorisch und fremd gilt, bzw. als das «Andere» angesehen wird, das es zu bändigen, kontrollieren, regulieren und integrieren gilt. Der Wartesaal der Integration erscheint dabei immer mehr als eine Art Quarantänestation. Nach dem Motto: Wer mit Migration in Kontakt gekommen ist, muss dauerhaft mit Integrationsmassnahmen behandelt werden. Der neue Migrationsbezug erscheint hier in altem rassistischen Gewand: chronisch, endemisch und vererbbar zugleich.

Im Zeitalter der Integration wird nicht nur nach «kultureller Integrations-/Assimilationsfähigkeit» unterschieden und in Generationenabfolgen gedacht, es kommen auch soziale Differenzen zum Tragen: Wenn sogenannten «Expats», also hochqualifizierten Angestellten in global aufgestellten Unternehmen, «Mobilität» fast schon als natürlicher Wesenszug zugeschrieben wird, dann heisst Ankommen hier offenbar etwas anderes als für «Niedrigqualifizierte». Deren Integrationsbemühungen werden eher am alten Modell der nationalen Sesshaftigkeit bemessen und beurteilt, auch wenn sich die postmigrantischen Lebenswelten hier de facto nicht weniger mobil, mehrsprachig und transnational gestalten als in den Managementetagen. Doch je nachdem, wann in der Leistungsgesellschaft von Mobilität und wann von Migration oder gar «Masseneinwanderung» gesprochen wird, werden unterschiedliche soziale Gruppen angesprochen und andere Vorstellungen von Ankommen und Nicht-Ankommen verbindlich.

Umriss einer pluralen Ankommenskultur

Fasst man das Ganze zusammen, so stellt sich Integration heute als ein flexibles System dar, das weniger auf eine prinzipielle Verunmöglichung von postmigrantischem Ankommen abzielt, aber auf Kontrolle und Regulierung. Integration leistet somit heute gruppenspezifisch geregelten Ein- und Ausschluss, oder technisch gesprochen: *differenziell inkludierende Exklusion*. Umgekehrt lässt sich Ausgrenzung im Zeitalter der Integration als systemischer Effekt aller gesellschaftlichen Mechanismen, Vorkehrungen, Programme und Institutionen verstehen, die Ankommen regulieren, normieren, dekretieren, überwachen, evaluieren, hinauszögern, erschweren, verhindern.

Doch wie liesse sich nun abschliessend eine plurale und liberale Ankommenskultur in der postmigrantischen Gesellschaft denken, die nicht ausgrenzt? Es müsste darum gehen, den Menschen, die bereits in ihr leben, und denjenigen, die noch kommen werden, die Entscheidung zu überlassen, wie sie ankommen, sich einrichten und bleiben möchten. Dies meint nicht, dass es keine unterstützenden Ankommens-

Dienstleistungen geben sollte, die ja auch heute schon zuweilen von staatlichen vor allem aber von nicht-staatlichen Integrations-Einrichtungen angeboten werden: Sprachunterricht, Übersetzungen, behördliche Unterstützung, Rechtsberatung, Mentoring, Diskriminierungsschutz usw. Nur braucht es hier ein grundlegendes Umdenken: Weder handelt es sich dabei um karitative Hilfsangebote, für die man Dankbarkeit erwarten sollte, noch um grosszügige Fördermassnahmen, die zur Forderung nach Gegenleistungen berechtigen. Es geht vielmehr um notwendige Investitionen in die Herstellung gesellschaftlicher Barrierefreiheit (im Sinne von Terkessidis 2010) für unterschiedlichste Formen postmigrantischen Ankommens. Ziel müsste es sein, aus der Logik defizitorientierter Integrations-Dienstleistungen rauszukommen. Statt Symptombekämpfung vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Ausgrenzung zu institutionalisieren, sollte man gegen die strukturellen Ursachen angehen und überlegen, wie die Gesellschaft als Ganze eine liberale und plurale Ankommenskultur ausbilden könnte.

Ein zentraler Schritt in diese Richtung bestünde darin, den obrigkeitsstaatlichen Anspruch auf die Deutungshoheit über postmigrantische Lebensentwürfe aufzugeben. Gerade in Zeiten, wo selbst die «autochthone» Normbevölkerung zu Mobilität angehalten wird und zumindest touristisch längst «überall auf der Welt zuhause» ist, sollte Ankommen *für alle* in einem möglichst weiten und pluralen Sinne verstanden werden. Der Möglichkeitsraum zwischen lebenslanger Sesshaftigkeit an einem Ort, transnationaler Mehrfachzugehörigkeit und permanenter Mobilität bietet im Prinzip viel Platz für unterschiedlichste individuelle Lebensentwürfe, doch steht dieser derzeit nicht allen gleichermassen zu.

Dabei ist postmigrantisches Ankommen – wie ein genauerer, empirischer Blick auf die Lebenswirklichkeiten zeigen würde – auch in Anbetracht gegenwärtiger struktureller Ausgrenzung und Diskriminierung vielfältiger, als das Integrationsdogma zugesteht: Für die einen heisst Ankommen freiwillige Über-Assimilation, für andere Verweigerung; die einen versorgen die alte «Heimat» im Fotoalbum, wieder andere halten die Erinnerungen lebendig und pflegen ihre kulturellen «Wurzeln», die einen integrieren sich in ihre Community, die anderen in die Gemeinde, die einen perfektionieren die Landessprache, die anderen kommen auch mit Akzent gut durch. Für die einen heisst Ankommen Einbürgerung, für die anderen ein Geschäft eröffnen, die einen richten sich im Ausländersein ein, andere wehren sich dagegen, fremd gemacht zu werden, die einen wollen Freunde finden, die anderen einen Job, die einen wollen nicht mehr auffallen, die anderen nicht mehr unsichtbar sein, einige wollen zu sich selbst finden, andere wollen aus sich rausgehen. Für die einen heisst Ankommen niederlassen, für die anderen immer auf dem Sprung sein, die einen wollen sich einrichten, die anderen nur einchecken, usw.

Die unterschiedlichen Lebensgeschichten und Selbsterzählungen postmigrantischen Ankommens, die uns längst umgeben, gilt es solche wahr- und ernst zu nehmen. Rückt man sie vom privatisierten Migrationshintergrund in den gesellschaftlichen Vordergrund, können herrschende Normen des Ankommens kritisch mit der sozialen Wirklichkeit abgeglichen werden. In dem Fall würde auch meine persönliche Migrationsgeschichte nicht nur gefühlt bereits in jener Nacht im Sommer 2006 enden, als ich nach 5 Std. 41 Min. Fahrt den Schlüssel vom Zündschloss abzog und der Motor langsam aufhörte, von der Fahrthitze zu knistern.

Podcast: Was kommt nach der Integration? Neue Perspektiven auf die postmigrantische Gesellschaft (27.3.2015) www.voicerepublic.com/talks/was-kommt-nach-der-integration

Literatur

- Jain, Rohit und Randeria, Shalini**, 2015, Wider den Migrationskomplex. Perspektiven für eine andere Schweiz. In: Sozialalmanach der Caritas: 199-210.
- Foroutan, Naika**, 2010, Neue Deutsche, Postmigranten und Bindungsidentitäten. Wer gehört zum neuen Deutschland? In: *ApuZ* (60/46-17): 9-15.
- Foroutan, Naika** (Hg.), 2015, Deutschland postmigrantisch II. Einstellungen von Jugendlichen und jungen Erwachsenen zu Gesellschaft, Religion und Identität, Berlin: BIM.
- Spielhaus, Riem**, 2014, Studien in der postmigrantischen Gesellschaft. Eine kritische Auseinandersetzung, In: Dokumentation 4. Bundesfachkongress Interkultur Hamburg 2012, : 96-100.
- Supik, Lina**, 2014, Rassismus und Statistik. Das Dilemma der Erfassung von Ethnizität, Frankfurt/M.: Campus. www.bundesfachkongress-interkultur2012.de
- Terkessidis, Mark**, 2010, Interkultur. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Tsianos, Vassilis und Karakayali, Juliane**, 2014, Rassismus und Repräsentationspolitik in der postmigrantischen Gesellschaft. In: *ApuZ* (64/13-14): 33-39.
- Yildiz, Erol und Hill, Marc** (Hg.), 2015, Nach der Migration. Postmigrantische Perspektiven jenseits der Parallelgesellschaft. Bielefeld: transcript.

Dans la salle d'attente de l'intégration

Quand la migration prend-elle fin ? La réponse semble évidente : quand on arrive. Mais quand est-on arrivé ? On considère aujourd'hui que celui qui est arrivé est celui qui s'est intégré. Mais qu'est-ce que cela signifie exactement ? La réponse à cette question est complexe et apparemment déconnectée du ressenti des migrants. Force est en effet de constater que les expériences des migrants sont peu prises en compte dans les statistiques officielles, même pour ce qui est de leurs enfants et petits-enfants.

Alors que dans le cadre du modèle du « saisonnier », on a longtemps fermé les yeux sur l'arrivée d'étrangers, le régime de l'intégration dans la « société post-migratoire » vise au contrôle et à la régulation. A l'instar de la Suisse, les sociétés post-migratoires sont caractérisées non seulement par l'arrivée de nombreux migrants et, partant, par la transformation des structures sociales et des modes de vie, mais également par le fait que les thèmes de la migration et de l'intégration sont devenus véritablement obsessionnels. La politique d'intégration, qui a pour but de reprendre le contrôle sur ce qui est perçu comme un chaos provoqué par les flux de migrants, est encouragée par les reportages alarmistes et par la confiance placée dans les solutions technocratiques. Or, c'est occulter que les bases scientifiques qui les sous-tendent posent problème, notamment le modèle générationnel. Ainsi, le néologisme « issu de la migration » désigne une salle d'attente trans-générationnelle pour tous les supposés « étrangers ». Arriver devient un objectif lointain, tandis que l'intégration devient un état d'urgence permanent et marginalisant. Mais comment concevoir une culture de l'arrivée libérale et plurielle qui ne marginalise pas ? Il faudrait dans un premier temps prendre conscience et en considération la diversité des parcours de vie et des récits de l'arrivée post-migratoire qui nous entoure depuis longtemps.

Kijan Espahangizi ist promovierter Historiker und Geschäftsführer des Zentrums «Geschichte des Wissens» (ETH & Universität Zürich). Er engagiert sich publizistisch und praktisch für eine neue Realpolitik der Vielfalt in der postmigrantischen Gesellschaft. Er ist Mitinitiator des Forums «Wir alle sind Zürich».



Foto Michel Sié

Literatur ohne Schubladendenken.

Es geht ein Geist um in Europa. Der Geist der Stimmlosen, die begonnen haben zu sprechen. Zuerst sprachen nur ihre Arme, als billige Arbeitskräfte, die man in den Norden geholt hatte. An mehr als das waren weder sie, die schnell wieder nach Hause wollten, noch ihre Herholer interessiert. Jetzt aber sprechen ihre Kinder und Kindeskiner, und es rühmt die Herholer, dass sie sich nicht taub stellen. Wo es eine Sprache gibt, braucht es auch ein Ohr. Aber ...

Wir, die Kinder und Kindeskiner, sind die Brotbeschaffer der Germanisten. Wir halten sie auf Trab mit dem Phänomen, das wir sind. Der Stumme hat eine Sprache! Er hat gesprochen! Und das ganz und gar ohne Jesus' Einsatz. Ohne uns, die Migrationsliteraten, gäbe es weit weniger Kongresse, Workshops, Veröffentlichungen. Wir werden zum Wirtschaftsfaktor. Verleger, Germanistinnen, Journalisten, Buchhändler leben davon, dass es uns gibt. Wir und die ostdeutschen Autoren, die seit 20 Jahren sich literarisch sehr erfolgreich von der Diktatur befreien, sind die Farbkleckse in der manchmal arg grauen Literatursuppe Deutschlands und der Schweiz. Würden wir eines Tages abziehen müssen – weil, sagen wir, die SVP besorgt darüber wäre, dass wir den einheimischen Autoren den Platz wegnähmen – was würde zurückbleiben? Wer würde die Lücke füllen? Man müsste noch mehr Literatur aus dem Ausland importieren, um die Lust nach Drama zu stillen. Da haben wir unsere Vorteile: Wir sind das Ausland im Inland. Ein lautes Hurra! auf den Emigranten, der doch noch spricht.

An uns, Auslandsinländer, lässt sich beispielhaft zeigen, was Heimat und Identität sind. Demonstrationsobjekte sind wir. An uns, Auslandsinländer, veranschaulicht der inlandsinländische Germanist dem inlandsinländischen Leser und Zuhörer, was die Welt vor der eigenen Haustür ist – auf der eigenen Türschwelle, noch schlimmer, im eigenen Flur. Wie viel Chaos, Angst und Verzweiflung diesem glücklicherweise entgeht. Da ist man live dabei, in der ersten Reihe und doch braucht man nicht vom Sofa aufzustehen. Da vergewissert sich an uns der Inlandsinländer, dass seine Welt gut und recht ist, denn andersrum wäre es elendlich. Doch durchaus mit Sympathie und Anteilnahme vergewissert er sich.

Wie viele es davon abgehalten hat, für die SVP zu stimmen, bleibt unbekannt.

In Zeiten der Globalisierung halten wir her wie Fetische der Selbstvergewisserung, von allen Seiten bestaunt. Wir geben zu, dass wir leiden, ein wenig zumindest, sie ihrerseits hören uns zu und beklatschen uns. Solange wir leiden, wird uns zugehört. Wer bin ich? Wo bin ich zu Hause? Solange wir uns fragen, müssen sie sich nicht fragen. Wir verdienen unser Renommée damit, dass wir uns fragen, sie sind betroffen und kriegen ein Drama direkt ins Haus geliefert. Die perfekte Symbiose. Aber ...

Aber ich stelle Fragen. Die Definitionsfrage: Wer bestimmt, was wir sind? Wer fasst uns zusammen, wer gibt uns Namen? Wer schafft hier Labels, Etiketten, Überbegriffe? Wir nicht, wir haben uns nicht aktiv und freiwillig zusammengeschlossen – wie andere Gruppen und Bewegungen, die ähnliche Ideale oder eine ähnliche Kunstanschauung teilen. Wir sind nicht Antreiber unserer Schubladisierung, wir erleiden sie. Sie wird uns angehängt, ob wir wollen oder nicht.

Die Machtfrage: Wer definiert, hat Macht. Hier definiert eine Mehrheit eine Minderheit, denn die Germanistinnen, Journalisten etc., die über uns urteilen, sind fast ausnahmslos Kinder der einheimischen Mehrheit. So wiederholt sich – diesmal kulturell – die Assimilation der Minderheit in die Kategorien der Mehrheit. So wird sie gefügig gemacht, gezähmt, die Minderheit. Sie wird fassbar gemacht. Sie wird scheinbar gewürdigt und doch aussen vor gelassen. Nach dem Krieg waren es Gastarbeiter, jetzt sind es Migrationschriftsteller.

Die Positionsfrage: Von welcher Position aus wird hier geurteilt? Wer urteilt, muss auch sein Wertesystem freilegen. Gibt es Migrationsliteratur, so muss es auch etwas geben, was das Gegenteil davon ist. Implizit konstruiert man also einen scheinbar festen, unverrückbaren und ewig dauernden Standpunkt, eine Gegenposition. Was könnte das sein? Die gute, alte, von fremden Einflüssen unbefleckte Nationalliteratur.

Da weiss man, was man hat. Hohler, Bichsel, Loetscher, alles Nationalautoren. Micieli, Rajčić, Florescu, da müssen wir mal sehen. Aber: Die drei sind schon tot, wie Loetscher, oder es gibt sie irgendwann nicht mehr. Was wächst dann nach? Was für hybride literarische Formen? Und wie gerät in Zeiten der Globalisierung die Nationalliteratur unter Druck, wie zerbröckelt sie an den Rändern? Wie geht sie unbemerkt in etwas anderes über, was man mit alten Formeln nicht mehr fassen kann?

Von den fünf Nominierten für den Schweizer Buchpreis 2011 schreibt ein Schweizer Jude über ein deutsches KZ, ein Schweizer Rumäne über ein deutsches Schicksal in Rumänien und ein Schweizer Schweizer über einen russischen Gulag. Im Buch der vierten Nominierten dreht sich auch einiges um Emigranten. Was bleibt als genuine Schweizer Literatur in diesem Fall, ist der fünfte Kandidat: Peter Stamm. Und der Gewinner desselben Preises 2008, Rolf Lappert, lebte zehn Jahre in Irland und schrieb ein Buch, das auch dort spielte. Das nächste spielte auf den Philippinen. Gott sei Dank halten sich die Literaten nicht mehr an die Nationalvorstellungen einer SVP.

Die Gretchenfragen: Wie offen, unbestimmt muss man Literatur und Kunst sein lassen, damit sie ihre Wirkung entfalten können? Wie viel kategorielle Abgeschlossenheit ertragen diese, ohne Schaden zu nehmen?

Und: Was ist Literatur, was Kunst? Bestimmt nur der Inhalt über die Schublade, zu der dann diese zu gehören hat? Reiseliteratur, Fantasiliteratur, Migrationsliteratur? Ist es so einfach? Oder muss man dazu übergehen, Kunst und Literatur als ein Bezugssystem zu sehen, das aus vielen Elementen besteht?

Pflegt man einfache Kategorien, so erschafft man die Illusion der Homogenität. Was innerhalb der Kategorie ist, gleicht sich, was ausserhalb ist, ist was anderes. So löscht man Individualität aus. Mein Schreiben ist hoch individuell. Die individuellen Elemente, die es bestimmen, sind stärker und zahlreicher als jene, die von meiner osteuropäischen Abstammung herkommen. Ich schreibe so, wie ich schreibe, nicht weil ich meine Kindheit in Rumänien verbracht habe. Ich fabuliere – ein Etikett, dass man mir durchaus wohlwollend anhängt – nicht weil alle Rumänen fabulieren. Und die rumänischen Autoren schreiben nicht so wie ich. Es gibt auch einen südamerikanischen, der es tut. Meine Schreibhaltung ist ein persönlicher Akt, der vielmehr durch die Berührung mit der Filmkunst entstanden ist. Es ist meine eigene Ästhetik des Schreibens, die ich mit niemandem teile.

Ich bin kein Repräsentant einer Kategorie, sondern repräsentiere nur mich selbst. Nimmt man mir die Individualität weg, bleibt nur ein Klischee zurück.

Und ein Letztes: Innerhalb derselben Kategorie gibt es mehr und entscheidende Unterschiede, als die Illusion der Homogenität es zulässt. Es gibt Migrationsautoren, die schlecht sind und solche, die ihre einheimischen Kollegen überflügeln, auch bei der Beherrschung dessen, was das zentrale Element der Literatur sein sollte: der deutschen Sprache. Es gibt solche, die sich obsessiv und exklusiv dem Thema der Heimat widmen und andere, die es nicht durchgehend tun. Es gibt wiederum solche, die mehr Ähnlichkeiten haben mit einheimischen Autoren als mit solchen aus der für sie vorgesehenen Kategorie. Es gibt eine Vielfalt, die die Kategorie sprengt.

Kurzum: Hier wird eine weitere Fiktion erschaffen, eine Art Erzählung mit einer scheinbar nachvollziehbaren Struktur, deren Protagonisten wir, Migrationsliteraten, sind. Die Erzähler aber sind die Mehrheitsgermanisten – ich warte noch auf den Migrationsgermanisten. Sie sind die Sheherezaden, die Geschichtenerzähler der globalisierten Spätmoderne. Aber sie erschaffen eine Fiktion mit Verfallsdatum: In einigen Jahrzehnten sind National- und Migrationsliteratur (fast) deckungsgleich.

Text aus der Anthologie «globale heimat.ch». Grenzüberschreitende Begegnungen in der zeitgenössischen Literatur, herausgegeben von Charlotte Schallié und Margrit V. Zinggeler, Zürich: Edition 8, 2012: 96-99. Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Autors und des Verlags.

Catalin Dorian Florescu stammt aus Rumänien und lebt seit 1982 in der Schweiz. Er studierte Psychologie und Psychopathologie und ist heute als freier Schriftsteller tätig. Für seine Werke wurde er mit zahlreichen Literaturpreisen ausgezeichnet.





Foto Ahmad Rezai

Infothek:
Potenzial

Infothèque:
Potentiel

Infoteca:
Potenziale

In der Infothek finden Sie Literatur zum Schwerpunktthema der jeweiligen Nummer. Auf Neuerscheinungen zu andern thematischen Bereichen, die einen Bezug zu Migration haben, wird laufend im Newsblog der EKM unter www.migration-news.ch hingewiesen.

La rubrique « infothèque » se concentre sur les ouvrages de référence portant sur le thème principal du numéro en question. Les nouvelles parutions concernant d'autres domaines thématiques en lien avec la migration figurent dans le Newsblog de la CFM, à l'adresse www.migration-news.ch.

La rubrica « Infoteca » assume una veste nuova: d'ora in poi comprenderà le opere di riferimento sul tema del relativo numero. Le pubblicazioni più recenti, riguardanti altre tematiche sulla migrazione, sono sempre consultabili sul newsblog della CFM all'indirizzo www.migration-news.ch.

Dequalifiziert! Das ungenutzte Wissen von Migrantinnen und Migranten in der Schweiz.

Déqualifiés! Le potentiel inexploité des migrantes et migrants en Suisse.
Carole Berthoud

Das Schweizerische Rote Kreuz (SRK) führte 2011 eine Erhebung zur Situation dequalifizierter Migrantinnen und Migranten durch. Herzstück der Broschüre sind 13 Porträts, die konkrete Beispiele des beruflichen Werdegangs dequalifizierter Migrantinnen und Migranten in der Schweiz zeigen. Ihre Erfahrungen, Erlebnisse und Anregungen sollen Einblick in den Dequalifikationsprozess geben und zu neuen Denkanstössen führen.

La Croix-Rouge suisse (CRS) a mené en 2011 une étude sur la situation de migrantes et migrants déqualifiés. La publication décline les portraits de 13 migrants qualifiés qui ont fait l'expérience d'une mobilité professionnelle descendante en Suisse. Les causes et les conséquences de ce phénomène ainsi que les ressources et les stratégies mises en jeu par les personnes concernées pour y faire face sont passées en revue.

Wabern: Schweizerisches Rotes Kreuz / Croix-Rouge Suisse 2012
www.redcross.ch

Nach der Migration.
Postmigrantische Perspektiven jenseits der Parallelgesellschaft.
Erol Yildiz, Marc Hill (Hg.)

Durch Migration und die damit einhergehenden vielfältigen Formen der Mobilität werden Strukturen, Kulturen und Kommunikationsformen erschaffen, die ohne Impulse durch Migration kaum denkbar wären. Es entwickeln sich postmigrantische, mehrheimische, hybride und transkulturelle Alltagspraktiken. Die Beiträge dieses Bandes verstehen sich daher als Plädoyer für eine andere Sicht der Dinge und als Absage an das vorausseilende Misstrauen, mit dem migrationsbedingten Phänomenen häufig begegnet wird.

Bielefeld: transcript 2015
ISBN 978-3-8376-2504-2, € 29,99

Erfolgreiche Migranten.
Ihr Ausbildungs- und Berufserfolg im Schweizer Berufsbildungssystem.
Margrit Stamm, Seraina Leumann, Jakob Kost

Basierend auf den Ergebnissen der Schweizer MIRAGE-Studie präsentiert diese Publikation die wichtigsten Ergebnisse sowie die daraus ableitbaren bildungspolitischen und berufspädagogischen Konsequenzen und Empfehlungen. Das Besondere und Neue an der MIRAGE-Studie ist, dass sie diejenigen Erfolgsfaktoren herausarbeitet, die den Ausbildungserfolg von Personen mit Migrationshintergrund möglich gemacht haben.

Münster: Waxmann 2014
ISBN 978-3-8309-3049-5, € 24,90

Auf den Spuren transnationaler Lebenswelten. Ein wissenschaftliches Lesebuch. Erzählungen – Analysen – Dialoge.
Désirée Bender, Tina Hollstein, Lena Huber, Cornelia Schweppe

Dieses wissenschaftliche Lesebuch be-
gibt sich auf die Spuren transnationaler Lebenswelten. Auf originelle Weise verknüpfen die Autorinnen klassische und literarische wissenschaftliche Darstellungsweisen: Am Beispiel von Migrantinnen und Migranten in Deutschland, deren Lebensverhältnisse durch knappe finanzielle Ressourcen gekennzeichnet sind, betrachtet der Band unterschiedliche Facetten ihres Alltags sowie Herausforderungen und Praktiken, die nationalstaatliche Grenzen überspannen.

Bielefeld: transcript 2015
ISBN 978-3-8376-2901-9, € 26,99

Sozialalmanach 2015: «Herein. Alle(s) für die Zuwanderung».
Caritas

Während der erste Teil des Buches sozialpolitische Trends aufzeigt, ist der Schwerpunktteil ein Bekenntnis der Caritas zur Zuwanderung und zu einer Mi-

grationspolitik, die soziale Chancengerechtigkeit zum Ziel hat. 20 Persönlichkeiten aus Wirtschaft, Politik, Kultur und Wissenschaft äussern sich in persönlichen Essays, Beiträgen und Interviews zu einer Schweiz der offenen Türen.

Luzern: Caritas-Verlag 2015
ISBN: 978-3-85592-134-8, CHF 34.–

Impulse für die Migrationsgesellschaft. Bildung, Politik und Religion.

Inci Dirim, Ingrid Gogolin, Dagmar Knorr, Marianne Krüger-Potratz, Drorit Lengyel, Hans H. Reich, Wolfram Weisse (Hg.)

Aus ganz unterschiedlichen akademischen Disziplinen und verschiedenen beruflichen Feldern werden in diesem Buch Themen aufgegriffen und besprochen. Während der erste Teil des Buches Grundbegriffe und -konzepte im Bereich «Migration und Bildung» reflektiert, befassen sich der zweite, dritte und vierte Teil mit Arbeiten im Feld von Politik und Institutionen, mit dem Stellenwert von Religion und mit der «Neuorientierung der Bildung».

Münster: Waxmann 2015
ISBN 978-3-8309-3224-6, € 34.90

L'immigration marocaine. 50 parcours, 50 talents.

Jamila Ben Azzouz

Ce livre se veut un hommage aux générations pionnières et désire offrir aux générations futures des images d'identification positives. Il vise la remise en question des stéréotypes. Il invite le lecteur à ouvrir son regard et changer de perspective à l'égard des personnes issues de l'immigration en déconstruisant les préjugés. Il comble un vide en termes de visibilité de cette «majorité silencieuse» qui souhaite vivre sa vie sans devoir porter la responsabilité des «dérapages» d'une minorité dont les écarts de conduite sont largement portés par les

médias. Il s'agit donc de rétablir un juste équilibre et rendre perceptible la grande diversité de parcours et de profils que comprend cette «diversité».

Waterloo: Avant-Propos 2014
ISBN 978-2-930627-97-7, € 29.95

Anerkennung, Teilhabe, Integration.

Bundeszentrale für politische Bildung

Mindestens 20 Prozent der in Deutschland lebenden Menschen, ihre Eltern oder Grosseltern haben Migrationserfahrung. Welche politischen Konsequenzen diese gesellschaftliche Realität nach sich zieht, ist strittig. Es wird um die Definitionshoheit über Begriffe wie Integration, Gesellschaft und «Deutschsein» gerungen. Zukunftsweisend ist jedoch nicht die Frage, wie homogen eine Gesellschaft sein muss, sondern, wie sich die gesellschaftliche Heterogenität in Institutionen und politischen Machtverhältnissen widerspiegeln kann. Es geht um die Anerkennung der Pluralität der Lebensstile und um die gleichberechtigte Teilhabe aller am Gemeinwesen.

Bonn: Aus Politik und Zeitgeschichte
46-47 2010
www.bpb.de/apuz/

Diciottenni senza confini. Il capitale interculturale d'Italia.

Anna Granata

I protagonisti di questo libro hanno diciotto anni, un cognome italiano o straniero, e il passaporto nella tasca dei jeans. Sono «senza confini» anche quando non hanno mai attraversato le frontiere d'Europa. Le loro amicizie sui banchi di scuola costituiscono, più di qualsiasi lezione di educazione civica, la miglior occasione di formazione a una cittadinanza plurale e cosmopolita. Abbiamo raccolto le voci e le storie della prima generazione che cresce in Italia a «pane e intercultura», destinata a mettere in discussione ogni nostra consolidata idea di cittadinanza e mobilità.

Roma: Carocci editore 2015
ISBN 9788843073740, € 12.–

Deutschland postmigrantisch II. Einstellungen von Jugendlichen und jungen Erwachsenen zu Gesellschaft, Religion und Identität.

Naika Foroutan, Coşkun Canan, Benjamin Schwarze, Steffen Beigang, Dorina Kalkum

Der Umgang mit kulturellen, ethnischen, religiösen und nationalen Minderheiten wird in der Studienreihe «Deutschland postmigrantisch» exemplarisch am Beispiel der Einstellungen gegenüber Musliminnen und Muslimen in Deutschland als der grössten religiösen Minderheit in diesem Land erhoben. Die Islam- und Muslimbilder dienen dabei als Gradmesser der gesellschaftlichen Haltung gegenüber einer sich pluralisierenden und heterogenisierenden Gesellschaft, die hier als postmigrantisch bezeichnet werden soll.

Berlin: Berliner Institut für empirische Integrations- und Migrationsforschung (BIM) 2015
www.projekte.hu-berlin.de

Interkultur.

Mark Terkessidis

Ob als theoretisches Konzept oder als polemische Formel – lange Zeit bestimmte der Begriff des Multikulturalismus die Debatte über die Einwanderungsgesellschaft. Die stellte man sich vor wie ein Stadtteilstück mit Würstchen, Falafel und Cevapcici – als unverbindlich-tolerantes Nebeneinander. Doch Autoren und Regisseure wie Vladimir Kaminer oder Fatih Akin wollen nicht länger auf ihre Herkunft reduziert werden und haben die Vorstellungen von deutscher Kultur verändert. Mark Terkessidis plädiert für eine radikale interkulturelle Öffnung. Alle Institutionen müssten darauf abgeklöpft werden, ob sie Personen, egal welcher Herkunft, auch tatsächlich die gleichen Chancen auf Teilhabe einräumen. Nur so können die Potenziale einer vielfältigen Gesellschaft fruchtbar gemacht werden.

Berlin: Suhrkamp Verlag 2010
ISBN: 978-3-518-12589-2, CHF 19.50

La Trinité bantoue.
Max Lobe

Mwána vit dans un pays au cœur de l'Europe, avec ses cousins blancs qu'il connaît bien. Certains parmi eux sont décidés à chasser les moutons noirs de leur territoire. La traque est lancée, les esprits s'échauffent. C'est dans ce contexte que Mwána cherche un emploi. Et rien n'est gagné. Le jour où il décide de dépenser ses derniers centimes pour entendre la voix de sa mère restée là-bas, au Bantouland, sa vie se fige dans une parenthèse douloureuse. Mwána ne la reconnaît plus. Ah Nzambé! Il traverse des moments cailloux dont il sait malgré tout savourer le sel.

Genève: Editions Zoé 2014
978-2-88182-926-0, CHF 28.–

Elefanten im Garten.
Meral Kureysli

Als ihr Vater unerwartet stirbt, gerät die junge Erzählerin ins Schlingern. Ein Jahr lang lebt sie im Ungefähren, besucht wahllos Vorlesungen an der Universität, fährt Zug, sucht unvermittelt Orte ihres bisherigen Lebens auf, reist nach Prizren. Erinnerungen an ihre idyllische Kindheit in der osmanisch geprägten Stadt, die sie im Alter von zehn Jahren mit ihrer Familie verlassen musste, drängen machtvoll in ihre Schweizer Gegenwart. «Elefanten im Garten» ist ein wunderbarer Roman über ein von der Migration geprägtes Leben, über Herkunft und Entfremdung, Verlust und Beharren, aber auch über Neubeginn und Rettung – im Erzählen.

Zürich: Limmat Verlag 2015
ISBN 978-3-85791-784-4, CHF 26.–

Diskriminierungsrecht. Handbuch für Jurist_innen, Berater_innen und Diversity-Expert_innen.
Tarek Naguib, Kurt Pärli, Eylem Copur, Melanie Studer

Das Handbuch bietet einen breiten Einblick in die Bedeutung des Rechts zum

Abbau von Diskriminierung. Es berücksichtigt die aktuellste Rechtsprechung und Literatur zum schweizerischen und internationalen Recht und ist sowohl für Praktiker als auch Wissenschaftlerinnen ein nützliches Nachschlagewerk. Das Handbuch ist nach Lebensbereichen aufgeteilt und bietet ausgehend von jeweils überblickartigen Darstellungen des Diskriminierungsvorkommens vertiefte Informationen zum materiellen Recht und zum Rechtsverfahren sowie zur Bedeutung des Rechts in der Diversity-Politik. Darüber hinaus wirft es einen kritischen Blick auf die Errungenschaften und Lücken im bestehenden Recht und diskutiert die potenziellen Ansätze zu seiner Verbesserung.

Bern: Stämpfli Verlag AG 2014
ISBN 978-3-7272-7980-5, CHF 148.–

Citizenship, Migrant Activism and the Politics of Movement.
Peter Nyers, Kim Rygiel (Hg.)

This book investigates how restrictions on mobility are not only generating new forms of inequality and social exclusion, but also new forms of political activism and citizenship identities. The chapters present and discuss the perspectives, experiences, knowledge and voices of migrants and migrant rights activists in order to better understand the specific strategies, tactics, and knowledge that politicized non-citizen migrant groups produce in their encounters with border controls and security technologies. The book focuses on grassroots politics and social movements, making an important intervention into the fields of migration studies and critical citizenship studies.

London: Routledge 2012
ISBN 978-1-138-80350-3, £ 34.99

Transkulturalität. Klassische Texte.
Andreas Langenohl, Ralph Poole, Manfred Weinberg (Hg.)

Das Paradigma der Transkulturalität stellt aktuell einen der wichtigsten Ansätze in der Kulturwissenschaft dar. Kulturen werden hier konsequent in ihrer Fluidität und der Kontingenz ihrer

Grenzziehungen verhandelt. Dieser Band bietet eine systematische Einführung in die wichtigsten Theorien und Positionen. Er versammelt klassische, kanonische, aber auch aktuelle Originaltexte – viele davon zum ersten Mal in deutscher Sprache präsentiert.

Bielefeld: transcript 2015
ISBN 978-3-8376-1709-2, € 24.99

Transnationalism, Migration and the Challenge to Europe.
The Enlargement of Meaning.
Kevin Robins, Asu Aksoy

This book puts forward an alternative outline for thinking about migration in a European context. Moving beyond the agenda of identity politics, the book addresses possibilities more related to the experiential and existential dimensions of migratory – and importantly, post-migratory – lives. Examining the fundamental and radical argument that migrants should be regarded not as a problematical category, but rather as opening up new cultural and imaginative channels for those living in Europe, the book draws on extensive empirical work by the authors undertaken over the past ten years.

London: Routledge 2016
ISBN 978-1-13-895894-4, £ 90.–

Solidarität in der Migrationsgesellschaft. Befragung einer normativen Grundlage.
Anne Broden, Paul Mecheril (Hg.)

Dieser Band fragt nach den normativen Grundlagen gerechter(er) Verhältnisse in der Migrationsgesellschaft. Im Fokus steht der Begriff der Solidarität. Jenseits einer «Solidarität unter Vertrauten» bezeichnet migrationsgesellschaftliche Solidarität eine aktive, nicht notwendig auf Gemeinschaftlichkeit gründende Praxis für ein konkretes Gegenüber, aber auch für eine politische Idee von Gesellschaft.

Diese Idee wird in den Beiträgen im Hinblick auf ihre moraltheoretischen, bildungsphilosophischen und soziologischen Dimensionen befragt und fortentwickelt.

Bielefeld: transcript 2014
ISBN 978-3-8376-2686-5, € 27.99

**Von Kings und Losern.
Eine Performance-Ethnografie mit
Schülerinnen und Schülern im transnationalisierten Stadtteil Bern West.**
Kathrin Oester, Bernadette Brunner

In dieser Studie erzählt eine junge Generation von Zugewanderten und Einheimischen aus einem transnationalisierten Stadtteil mittels filmischer Bilder und Gesprächen von ihrem Alltag, ihren Träumen und Frustrationen. Die Jugendlichen stellen die eigenen Erfahrungen auf einer Webseite den Klischees ihres Quartiers als Multikulti-Idylle oder sozialem Brennpunkt entgegen. Dabei zeichnen sich vielfältige und je nach Kontext wechselnde Zugehörigkeitsordnungen im Peermilieu ab. Die in der Forschungspartnerschaft mit den Jugendlichen entstandenen Videoproduktionen ermöglichen dank des partizipativen Ansatzes der Performance-Ethnografie neue, oft unerwartete Einblicke in Transnationalisierungsprozesse «von unten».

Wiesbaden: Springer VS 2015
ISBN 978-3-658-09338-9, CHF 74.–

**L'emploi du temps.
L'industrie horlogère suisse et
l'immigration (1930-1980).**
Francesco Garufo

Afin de mettre en évidence l'articulation entre les politiques migratoires étatiques et sectorielles, les parcours des migrantes et des migrants et les pratiques des entreprises, «L'emploi du temps» analyse le fonctionnement de l'immigration dans le cadre de l'industrie horlogère suisse.

Lausanne: Editions Antipodes 2015
ISBN 978-2-88901-099-8, CHF 41.–

**Teilnahme an Weiterbildung in der
Migrationsgesellschaft. Perspektiven
deutscher Frauen mit «Migrations-
hintergrund».**
Alisha Heinemann

Mit dem demographischen Wandel steigt der Anteil von Personen mit einem so genannten Migrationshintergrund. Folglich nehmen auch neue Zielgruppen als reguläre Weiterbildungsteilnehmende und deren Zugangsmöglichkeiten zu Weiterbildungseinrichtungen weiter an Bedeutung zu. Heinemann untersucht Perspektiven und Gründe für die Teilnahme an Weiterbildungen der heterogenen Gruppe von deutschen Frauen mit einem so genannten Migrationshintergrund. Die differenzierte rassismuskritische Analyse öffnet neue Zugänge und Perspektiven in der Erwachsenenbildungsforschung und präsentiert Hintergrundwissen für die Weiterbildungspraxis.

Bielefeld: transcript 2014
ISBN 978-3-8376-2718-3, € 34.99

**Transnational Agency and Migration.
Actors, Movements, and Social
Support.**
Stefan Köngeter, Wendy Smith (Hg.)

Migrants, both spatially and mentally, no longer settle in only one national territory but interact or move across borders regularly, profoundly challenging the nation-state and the image of society as a container. This volume explores the ways in which migrants, activists and professionals connect social worlds across national boundaries through a variety of social practices. The contributions from various disciplines illuminate the meaning of agency in situations where the capabilities of transnational actors are constrained by nation-states, their borders and social institutions.

London: Routledge 2015
ISBN 978-0-415-89907-9, £ 90.00

**Postkoloniale Schweiz.
Formen und Folgen eines
Kolonialismus ohne Kolonien.**
*Patricia Purtschert, Barbara Lüthi,
Francesca Falk (Hg.)*

In den neueren Diskussionen über den Kolonialismus wird vermehrt dem «Kolonialismus ohne Kolonien» Beachtung geschenkt: Auf welche Weise waren auch solche europäischen Länder involviert, die selbst nicht als Kolonialmacht aufgetreten sind? Und wie wirken sich diese Verstrickungen auf die postkoloniale Gegenwart aus? Der Band geht diesen Fragen am Beispiel der postkolonialen Schweiz nach und stösst damit auch die längst überfällige Rezeption der Postcolonial Studies in der Schweiz an.

Bielefeld: transcript 2012
ISBN 978-3-8376-1799-3, € 32.80

Soraja.
Yusuf Yeşilöz

Der Mathematiker Ferhad, 48, unverheiratet, beschliesst nach 24 Jahren in einer überschaubaren Schweizer Stadt, nach Ankara zu ziehen. Seine grosse Liebe Soraja, die er einst zwei Jahre lang heimlich traf, durfte er nicht heiraten, weil er vierzehn Jahre älter war als sie und nicht fromm. Auch zu dunkelhäutig, ein Erbe seiner Mutter, die von kenianischen Sklaven abstammte. Soraja hatte damals überstürzt den neureichen und gläubigen Murad geheiratet, der ihren Eltern genehm war. Die Ehe wurde ihr zur Qual, die fromme Muslimin Soraja orientiert sich an westlichen Werten, Murad bleibt den Vorstellungen seines anatolischen Heimatdorfes verhaftet. Aber sich aus der unglücklichen Ehe zu befreien, wagt sie nicht. Dann trifft sie ihre alte Liebe Ferhad.

Zürich: Limmat Verlag 2014
ISBN 978-3-85791-734-9, CHF 34.80

Religion in der Migrations- gesellschaft.

Welchen Stellenwert hat Religion in der Migrationsgesellschaft Schweiz? Diskussionen über religiöse Symbole in der Öffentlichkeit, über die Gestaltung des Religionsunterrichts oder über die Anerkennung von Religionsgemeinschaften tauchen wiederkehrend auf. Menschen aus Bosnien, der Türkei oder aus dem Kosovo werden neuerdings als Muslime wahrgenommen, ethnospezifische Kulturvereine rücken ihre religiöse Affinität in den Vordergrund, einzelne Niqab-tragende Frauen lösen nationale Debatten über die Werte der Schweiz aus, Schweizer sehen das christlich-abendländische Erbe bedroht. Während das öffentliche Interesse vor allem Muslimen gilt, wird anderen Religionsgemeinschaften wie etwa Hindus aus Sri Lanka, Buddhisten aus Thailand oder evangelikalen Gruppierungen aus den USA kaum Aufmerksamkeit geschenkt.

Welche Entwicklungen lassen sich bei Religionsfragen in Zusammenhang mit Migration beobachten? Gewinnt Religion an Bedeutung? Reibt sich nicht vielmehr jener Teil säkular orientierter Menschen an Personen oder Gemeinschaften, für die Religion und Spiritualität eine zentrale Rolle spielen? Wie lässt sich das grosse öffentliche Interesse an religiösen Themen vor dem Hintergrund erklären, dass sich immer mehr Menschen als konfessionslos bezeichnen und eine fortschreitende Individualisierung in Glaubensangelegenheiten festzustellen ist?

terra cognita 28 fragt nach dem Einfluss von Migration und transnationalen Beziehungen bezüglich Religion und Gesellschaft. Es geht um religiöse Vielfalt in der Schweiz, um Veränderungen in der hiesigen Religionslandschaft, um öffentliche Diskurse in Religions- und Wertefragen, um die Rolle des interreligiösen Dialogs, um die Bedeutung der «Herkunfts-Religion» im Migrationskontext, um Fragen von Religionsfreiheit, Säkularismus und Identität, um Zuschreibungen im Zusammenhang mit religiöser Zugehörigkeit. Im Fokus stehen – unabhängig von ihrer Herkunft – Angehörige von Glaubensgemeinschaften und Konfessionslose, Gläubige und Nicht-Gläubige.

La religion dans la société de migration.

Quelle est la place de la religion dans la société de migration qu'est la Suisse? Les débats sur les symboles religieux dans la sphère publique, sur l'organisation de l'enseignement religieux et sur la reconnaissance des communautés religieuses sont récurrents. Les personnes originaires de Bosnie, de Turquie ou du Kosovo sont désormais perçues en tant que musulmans, des associations culturelles ethno-spécifiques mettent en avant leur affinité religieuse, certaines femmes qui portent le niqab déclenchent dans tout le pays des débats sur les valeurs de la Suisse et les Suisses estiment que leur héritage occidental chrétien est menacé. Par ailleurs, l'attention de la société se portant presque exclusivement sur les musulmans, il n'est que rarement question des autres communautés religieuses telles que les hindous du Sri Lanka, les bouddhistes de Thaïlande ou les groupements évangéliques des Etats-Unis.

Quelles évolutions observe-t-on au niveau des questions religieuses en lien avec la migration? La religion gagne-t-elle en importance? Ne s'agit-il pas plutôt d'une confrontation de la composante laïque de la société à des personnes ou communautés pour lesquelles la religion et la spiritualité jouent un rôle central? Comment s'explique le grand intérêt suscité dans la population par les thèmes religieux, alors qu'un nombre croissant de personnes se déclarent sans confession et que l'on constate une individualisation croissante en matière de croyance?

terra cognita 28 s'interroge sur l'influence exercée par la migration et les relations transnationales sur la religion et la société, et propose une réflexion sur les thèmes suivants: diversité religieuse en Suisse, changements dans le paysage religieux suisse, débats publics autour des questions relatives à la religion et aux valeurs, rôle du dialogue interreligieux, importance de la religion d'origine dans le contexte de la migration, liberté religieuse, laïcité et identité ainsi que préjugés liés à l'appartenance religieuse. Ce numéro se focalise sur des membres de communautés religieuses, quelle que soit leur origine, à des laïques, à des croyants et à des non-croyants.

La religione e la società delle migrazioni.

Qual è il posto della religione nella società svizzera odierna, fortemente marcata dalla migrazione (che non esitiamo a definire «società delle migrazioni»)? I dibattiti sui simboli religiosi in pubblico, sull'impostazione dell'insegnamento della religione o sul riconoscimento di comunità religiose si moltiplicano. Le persone provenienti da Bosnia, Turchia e Kosovo sono ormai considerate nella loro identità di musulmane. Associazioni culturali con uno specifico riferimento etnico mettono in primo piano l'affinità religiosa che unisce i loro membri. Alcune donne in niqab scatenano dibattiti su scala nazionale attorno ai valori della Svizzera. Alcuni Svizzeri hanno l'impressione che la tradizione cristiano-occidentale sia minacciata. I riflettori sono puntati soprattutto sulla religione musulmana, mentre altre comunità religiose come per esempio gli indù dello Sri Lanka, i buddisti della Thailandia o i gruppi ispirati al protestantesimo evangelicale statunitense sono relegati in secondo piano.

Quali sviluppi si osservano nella «società delle migrazioni» per quanto concerne le questioni religiose? La religione acquista maggiore importanza? Vi sono più attriti tra persone di ispirazione secolare e persone o comunità per le quali religione e spiritualità hanno un'importanza centrale? Come spiegare il forte interesse dell'opinione pubblica per i temi religiosi a fronte del crescente numero di persone che si dichiarano aconfessionali e anche a fronte della crescente individualizzazione per quanto riguarda le questioni di credo?

terra cognita 28 s'interroga sull'influsso che la migrazione e i rapporti transnazionali esercitano su religione e società. Tratta della molteplicità religiosa in Svizzera, della trasformazione del paesaggio religioso nel nostro Paese, dei dibattiti pubblici su questioni legate alla religione e alla scala dei valori, del ruolo del dialogo interreligioso, dell'importanza della «religione d'origine» in un contesto migratorio, della libertà di religione, della secolarizzazione e dell'identità come anche delle identificazioni connesse con l'appartenenza religiosa. Il focus è posto – a prescindere dalle loro origini – su membri di comunità religiose e persone che si definiscono aconfessionali, su credenti e non credenti.

terra cognita

- 01 Welche Kultur? / Quelle culture ?
- 02 Bildung / Formation
- 03 luvrar / arbeiten / travailler / lavorare
- 04 einbürgern / naturaliser
- 05 wohnen / habitat
- 06 Gewalt / Violence / Violenza
- 07 Ouverture
- 08 Créations suisses
- 09 Welche Integration? / Quelle integration ?
- 10 Sprachen / Langues / Lingue
- 11 Die Medien / Les médias / I media
- 12 Sport
- 13 Identitäten / identité / identità
- 14 Neue Migrationslandschaft / Le nouveau paysage migratoire
- 15 Transnationalität / Transnationalité / Transnazionalità
- 16 Kinder und Jugendliche / Enfants et jeunes / Bambini e giovani
- 17 Citoyenneté
- 18 Die Schweiz verlassen / Quitter la Suisse / Lasciare la Svizzera
- 19 Föderalismus / Fédéralisme / Federalismo
- 20 Essen und trinken / Manger et boire / Mangiare e bere
- 21 Öffnung und Abwehr im Widerstreit / Esprit d'ouverture et attitude défensive en conflit / Apertura e difesa in conflitto
- 22 Übers Land / De la campagne / Dalla campagna
- 23 Demographie und Migration / Démographie et migration / Demografia e migrazione
- 24 Liebe in Zeiten der Migration / L'amour au temps de la migration / L'amore in tempi di migrazione
- 25 Auf der Flucht / En fuite / In fuga
- 26 Emotionen / Emotions / Emozioni

vergriffen / épuisé / esaurito

Für weitere kostenlose Exemplare von *terra cognita* wenden Sie sich an:
Pour obtenir gratuitement d'autres exemplaires de *terra cognita* s'adresser à:
Per ottenere gratuitamente esemplari supplementari di *terra cognita* indirizzarsi a:

www.bundespublikationen.admin.ch
Suchbegriff / Critère de recherche / Parola da cercare: *terra cognita*

Über Potenzial wird derzeit viel gesprochen. Die aktuelle politische Lage und das hohe (mediale) Interesse, das der Präsenz von Migrantinnen und Migranten in der Schweiz entgegengebracht wird, werfen Fragen zum Verständnis von Potenzial auf. Werden die Kompetenzen und Talente von Zugewanderten erkannt und wertgeschätzt? Welche Mechanismen führen zu einem Denken in Schubladen, welches den Blick auf die Realität verstellt? Ist Potenzial jenseits des ökonomisch Verwertbaren überhaupt denkbar? *terra cognita* führt die Potenzial-Debatte aus einer etwas andern Optik und setzt einen Kontrapunkt zu gängigen Sichtweisen über Migrantinnen und Migranten, aber auch zur Schweiz als Migrationsgesellschaft.

On entend beaucoup parler de « potentiel » en ce moment. La situation politique actuelle ainsi que l'intérêt (médiatique) massif suscité par la présence de migrants en Suisse soulèvent la question de l'appréciation du potentiel. Les compétences et talents de ces nouveaux venus sont-ils reconnus et valorisés? Quels mécanismes conduisent à une pensée compartimentée qui focalise le regard sur la réalité? Un potentiel qui ne serait pas économiquement valorisable est-il pensable? *terra cognita* débat de la question du potentiel d'un point de vue légèrement différent et propose un contrepoint aux approches habituelles par rapport aux migrants, mais également à la Suisse en tant que société de migration.

In questo momento si parla molto di potenziale. La situazione politica e il forte interesse (dei media) per la presenza dei migranti in Svizzera sollevano dei quesiti per quanto riguarda i possibili approcci alla nozione di potenziale. Le competenze e i talenti degli immigrati sono riconosciuti e apprezzati? Quali sono i meccanismi che conducono a un pensiero a compartimenti stagni, falsando la visione della realtà? È concepibile un potenziale che vada oltre il solo utile economico? *terra cognita* imposta il dibattito sul potenziale in un'ottica diversa e in contrappunto rispetto al modo ricorrente di percepire i migranti ma anche la Svizzera in quanto società delle migrazioni.

